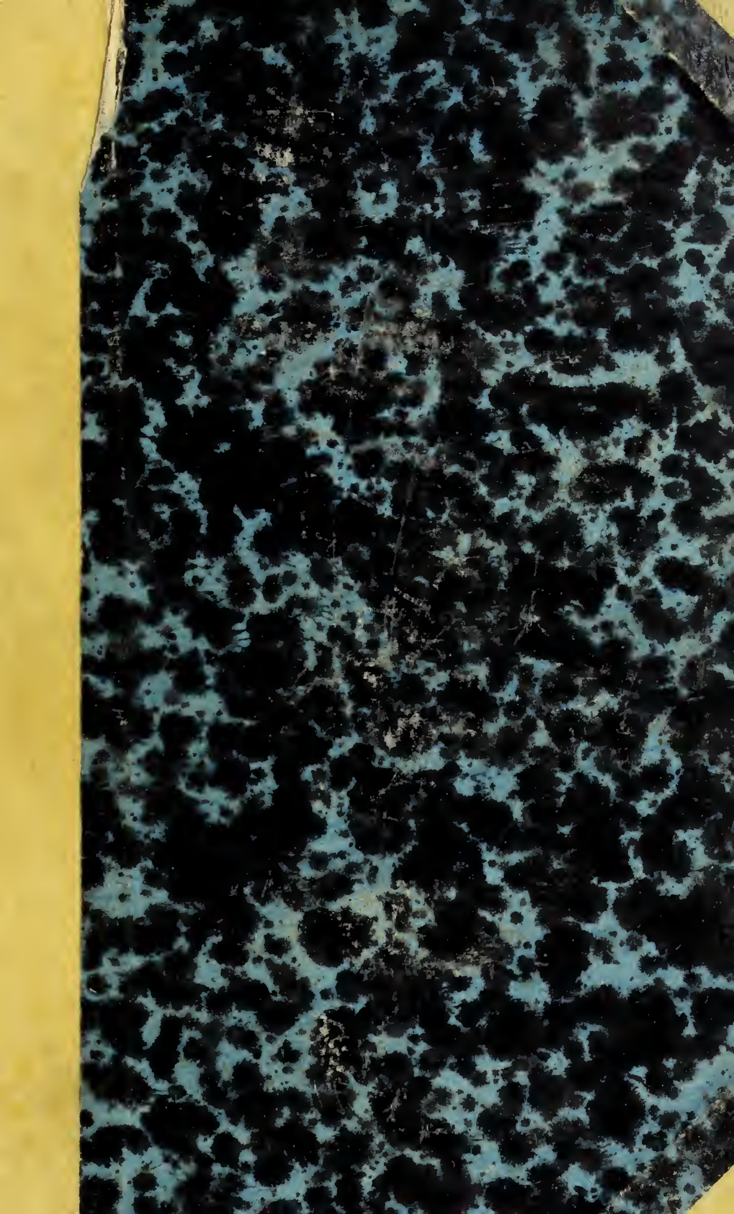








Erlebtes und Geträumtes.

Erster Band.



Erlebtes und Geträumtes.

Novellen und Erzählungen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Inhaltsverzeichniß.



Kunsthandelschaften.



Man konnte nicht sagen, daß es eine Ruine war, noch weniger indessen hätte man behaupten können, eine wohlerhaltene Burg vor sich zu haben. Das Gebäude, von welchem wir sprechen, war vielmehr ein Mittelding zwischen beiden, halb wohnlich, halb zerfallen, wer aber ein wenig Kenner war, konnte sofort bemerken, daß die Hand, welche erhalten hatte, verständig gewaltet, und der gothisch-byzantinisch-babylonische Styl, den unser Jahrhundert erfunden und welchen das nächste abscheulich finden wird, vollständig ausgeschlossen war.

Man sah weder jene liebenswürdige Mengung von Rund- und Spitzbogenfenstern an irgend einer Seite der alten Burg, wie sie so beliebt geworden und eben an Orten angebracht wird, wo beide am wenigsten hingehören. Man konnte keine Arabesken bemerken, welche der Pinsel eines

Tünchers ausgeführt und der Kopf eines Künstlers erfunden, welcher am besten gethan hätte, ebenfalls ein Tüncher zu werden. Vor Allem aber fehlten jene kleinen, anmuthigen, viereckigen Thürmchen, die man so gerne an die Ecken der Häuser klebt, welche eben so groß sind, daß ein Kater von Mittelgröße bequem in denselben aufrecht stehen kann, und die mit allerliebsten, handgroßen Zinnen gekrönt sind.

Man sah im Gegentheil hohe Wände mit unregelmäßig angebrachten viereckigen Fenstern, hohe Giebeldächer mit vielen Schornsteinen, ein paar Thürme, welche die Wände der verschiedenen Bauten flankirten, einige rund, andere viereckig, alle aber fest, massiv, und war irgendwo eine Steinhauerarbeit als Verzierung angebracht, so war sie einfach, ächt und edel gedacht.

Das war die eine Seite der alten Burg, gegen Süd und West, stehend auf einem ziemlich hohen und felsigen Abhange, und eben jetzt vergoldet von den Strahlen einer scheidenden Sommersonne.

Auf der andern Seite, im Innern, sah es freilich zum Theil anders aus. Dieselben Gebäude, die von außen gesehen sich wohlerhalten zeigten, waren es zwar auch da, aber neben ihnen

standen wirkliche Ruinen, Reste von Bauten, alte, fast gänzlich verfallene Trümmer von Wohnhäusern, von Mauern, welche zur Befestigung gedient hatten, von Gewölben, die früher wohl Stallungen gewesen, und endlich die Ueberbleibsel einer kleinen Kirche, gekennzeichnet durch einige noch stehende schlanke Säulenschäfte und durch die hohen Spitzbogenfenster der einen noch erhaltenen Wand.

Auch diese Ruinen waren, zum Theil wenigstens, von der Sonne beleuchtet, fast alle aber mit Moos bekleidet, mit Epheu umrankt, und aus den Rissen und Spalten der Mauern sproßten Gräser und Strauchwerk, während die einzige lebende Staffage ein Rothschwänzchen war, welches durch die Fensteröffnungen schlüpfte, sich einige Augenblicke auf einem Gesims wiegte, dann zur Erde niederflog, kurz, welches dort die Einsamkeit so anmuthig repräsentirte, wie es eben das so häufig in stillem und abgelegenem Mauerwerke zu thun pflegt.

Etwas weiter ab von diesen Ruinen, oder von diesem Besitzthum, sehen wir einen kleinen Blumen- und Gemüsegarten, der ohne Zweifel die Grenze des Anwesens bildete, und in demselben jetzt das erste menschliche Wesen, das uns

auf unserer bisherigen Rundschau begegnete, ein liebliches, goldhaariges Kind von etwa sechzehn Jahren, welches, wie es schien, bisher mit der Pflege des Gartens beschäftigt war, jetzt aber den leichten Strohhut abnahm und mit frischen, lebhaften Augen um sich blickte.

Wir haben eben gesagt, daß der Garten an der Grenze des Besitzthums gelegen sei, und wir sehen jetzt diese Grenze allerdings deutlich genug vor uns liegen; gleichzeitig bemerken wir aber auch den muthmaßlichen Grund der strengen Absonderung.

In einer Entfernung von etwa hundert Schritten erhob sich nämlich eine zweite Burg, ähnlich der bereits geschilderten, und man konnte nun wohl wahrnehmen, daß beide Burgen früher mit einer gemeinsamen Mauer eingefriedigt gewesen, ja wohl gar durch Seitengebäude in Verbindung gestanden.

Jetzt aber war zwischen beiden aller Verkehr abgeschlossen und auf das sorgfältigste unmöglich gemacht, und das zwar zum Theil durch eine Vertiefung, welche wahrscheinlich durch die Natur gebildet und später durch Menschenhände noch weiter ausgearbeitet worden war, dann durch Mauern und Steinhaufen, endlich aber durch

mächtige Gehege von Dorngesträuchen, Disteln und Nesseln.

Das junge Mädchen ließ anfänglich ihre Augen über diese Hemmnisse hinweg und über denjenigen Theil der Landschaft schweifen, welchen sie von ihrem Standpunkte aus erreichen konnte, und welcher mehrfache Abwechselung bot; denn während auf der einen Seite, gegen Süd und West, sich weithin eine lachende Ebene zog mit artigen Dörfern, Fruchtfeldern und zerstreuten Gehölzen, schien gegen Nord und Ost das beginnende Gebirge gleich anfänglich ernst und streng sein Gebiet bezeichnen zu wollen.

Dunkle, basaltische Massen stiegen dort, mächtigen Mauern gleich, steil und schroff zum Himmel empor, wieder verstürzt an manchen Stellen und dann bedeckt mit Busch- und Strauchwerk, sonst aber kahl und unwirthlich, während zwischen und hinter ihnen sich hohe Berge thürmten, bedeckt mit dunklem Nadelholze. Freilich öffneten sich bisweilen zwischen ihnen Thäler, die tief dunkelgrüne Wiesen erblicken ließen, zwischen welchen ein Waldbach in geschäftiger Eile blitzend und funkelnd sich hindurchwand, um die Ebene zu erreichen. Aber in jenen engen, häufig fast schluchtenartigen Thälern war es jetzt fast schon dunkel,

nur einzelne Felsengipfel glühten noch in den letzten Strahlen der Sonne, und die bewaldeten Berge waren düster, beinahe schwarz gefärbt.

Das junge Mädchen wandte jetzt ihre Blicke dem Schlosse zu, welches jenseit des Grabens lag, und dann schritt sie plötzlich ernst, fast traurig geworden, langsam längs des Grabens hin, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und aufmerksam die Mauern, die Steinhaufen und das Dornenwerk betrachtend, welche ihn ergänzten.

Jetzt aber rief auf einmal eine Stimme: „Erika, komm herein! Es fängt schon an kühl zu werden, und Du könntest Dich erkälten."

Die also Gerufene wandte sich sogleich, flüchtigen Schrittes dem Hause zueilend, und in der Person des Mannes, welcher ihr aus diesem entgegenkam, haben wir die Ehre dem freundlichen Leser den Herrn Walter Tempelfest, Erika's Vater und zugleich den zeitweiligen Besitzer des Schlosses vorzustellen.

Die persönliche Erscheinung des Herrn Walter bot nicht viel besonders Auffälliges. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, Mittelgröße, eher stark als schlank, mit dunklem, aber bereits mit Grau gemischtem Haar und Lip-

penbart, anscheinend rüstig und in Betreff seiner Jahre lebhaft und beweglich.

Einigermaßen sonderbar aber erschien sein Anzug, welcher in einer barettartigen Mütze von braunem Sammet, einer Art von Talar, sowie rothen, spitzauslaufenden Schuhen bestand.

Dieser alterthümlichen Tracht entsprach so ziemlich die Stube, in welche Herr Walter jetzt mit Erika trat, und in welcher sich Beide anschickten, das Abendbrot zu verzehren, welches eine alte Dienerin aufgetragen hatte.

Das ganze Gemach war mit dunkelbraunem Eichenholz vertäfelt, und wenn nicht überladen, doch wenigstens reichlich ausgeschmückt mit allerlei sonderbaren, alterthümlichen Dingen. Auf dem längs der Vertäfelung hinlaufenden Gesimse standen altdeutsche Trinkgefäße, farbige Pocale, dickbäuchige, bemalte Krüge, schlanke Kannen, und dazwischen, hier und da, eines jener wunderbar zierlich geformten venetianischen Gläser, welche gleich kunstreich modellirt als prachtvoll gefärbt sind. Dann Majolika-Schüsseln, sonderbar geformte alte Kästchen und allerlei abenteuerliches Geräthe, dessen Bestimmung dem Besitzer wohl genau bekannt, aber dem Laien zuverlässig unerklärlich war.

Was die Wände betraf, so waren sie mit Bildern aus der altdeutschen Schule geschmückt, mit Helmen, Schwertern und Schilden, und dazwischen, es war das eine ganz eigenthümliche Liebhaberei des Herrn Walter Tempelfest, mit den wohlgebleichten Schädeln von Menschen und Thieren. Der Ofen endlich war ein großer grüner Kachelofen, und die Fenster bestanden aus kleinen, in Blei gefaßten Scheiben.

Gegen all' diesen bisweilen ein wenig toll zusammengestellten Kram stach indessen die Fenstere cke ab, an welcher Herr Walter seinen Arbeitstisch aufgestellt hatte, und welcher zierlich genug mit allerlei lebenden Waldpflanzen, vorzugsweise Farrnkräutern, geschmückt war.

„Ich liebe den Wald," sagte Herr Walter, „ja ich schwärme für denselben und müßte mich ordentlich schämen vor dem frischen, grünen Waldboden da draußen, wenn ich da meine Stube mit fremdländischen, gleisenden Blumen zieren wollte." —

Nachdem das frugale Abendmahl fast zu Ende, sagte Erika plötzlich:

„Vater! sage mir doch einmal, was ist denn eine Ganerbschaft?"

„Liebe Erika," versetzte Herr Walter, „zuver-

lässig hast Du das schon hundertmal gehört, warum fragst Du nun schon wieder?"

„Ja," erwiderte diese, einigermaßen zögernd, „ich weiß es, aber doch immer noch nicht recht, und — es wäre mir doch lieb, das genau zu begreifen."

„Eigentliche Ganerbschaften," sagte jetzt Herr Walter, „giebt es heutzutage keine mehr. In früherer Zeit aber nannte man eine Art gemeinschaftlichen Besitz also. Zwei, oder wohl auch mehrere Familien bewohnten eine und dieselbe Burg, oder mit einer Mauer eingeschlossene burgartige Gebäude, wahrscheinlich, um, wie zu Zeiten des Faustrechts, sich mit geeinten Kräften besser gegen feindliche Angriffe schützen zu können."

„Aber da haben wir hier im rothen Baue und Herr Norbert drüben im gelben, ja auch eine Ganerbschaft," sagte Erika, „die beiden Burgen sind ja heute noch mit einer fast ganz erhaltenen Mauer umschlossen, und wenn der dumme Graben nicht wäre — —"

„Eben weil der Graben da ist, ist's keine Ganerbschaft mehr," rief Herr Walter fast ärgerlich.

Aber Erika ließ sich nicht irre machen. „Die

Leute nennen doch unser und Herrn Norbert's Haus noch stets die Ganerbschaft," sagte sie.

„Die Leute reden allerlei einfältiges Zeug," erwiderte Herr Walter; „jetzt aber, Kind, gehe zu Bett; wer, wie wir, mit der Sonne aus den Federn ist, muß auch mit den Hühnern zu Neste."

Er küßte sie zärtlich, und sie ging auf ihre Stube, droben aber trat sie an das geöffnete Fenster und blickte hinaus in die Landschaft, über welche das Licht des vollen Mondes jetzt seine Herrschaft auszuüben begann.

Unklare und sonderbare Hoffnungen, Wünsche und Zweifel tauchten in anderen Nächten wohl auf in dem Herzen des jungen Mädchens, wenn sie von ihrem Fenster aus der scheidenden Sonne ein Valet zugerufen und die zitternden Strahlen des Mondes begrüßte, oder träumend sich Bilder geschaffen aus den ziehenden Wolken. Heute aber war es ein bestimmter Gedanke, welcher ihre jugendliche Brust erfüllte.

„Warum nur der Vater durchaus nichts wissen will von dem Herrn Norbert da drüben im gelben Baue, und die Norbert's sind doch so brave Leute?" sagte sie nachdenklich zu sich selbst.

Unten aber, ein Stockwerk tiefer, stand Herr

Walter Tempelfest in seinem von der Lampe mystisch beleuchteten Gemache, und auch er war nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt.

„Es ist zuverlässig der einfältige Junge des alten Halunken," sagte er, „der dem Kinde im Kopfe steckt, denn seit der wieder da, ist des Schwatzens von der Ganerbschaft kein Ende. Aber Geduld! Ich werde noch mehr Dorngesträuche in den alten Graben bringen lassen und will wohl noch andere Mittel ausfindig machen, mich vor dem gelben Raubschlosse da drüben zu verschanzen!"

Sehen wir, während Herr Walter auf diese Mittel sinnt, ein wenig nach, was es eigentlich mit der sogenannten Ganerbschaft für eine Bewandtniß hat.

Herr Walter war der einzige Sohn vermögender Eltern, welche er indessen frühzeitig verlor und in Folge dessen, nachdem er volljährig geworden, sein eigener, unbeschränkter Herr wurde. Der junge Mann bezog um diese Zeit die Universität und betrieb dort, ohne aber ein bestimmtes Fach zu wählen, mehrfache Studien. Dann machte er Reisen, und nachdem er zurückgekehrt und sich in einer größeren Stadt ein ganz artiges Junggesellenleben eingerichtet hatte, erklärte er seinen

zahlreichen Bekannten und Freunden seines Weinkellers, daß er entschlossen sei, sich niemals zu vermählen, indem er bereits allzu schlimme Erfahrungen gemacht habe.

Herr Walter Tempelfest war zu jener Zeit etwa einunddreißig Jahre alt, und ein Jahr später erhielten dieselben Freunde seine Verlobungskarte, wodurch ein großer Theil derselben nicht sonderlich erbaut war.

„Es wird nichts mehr mit ihm zu machen sein,“ sagten Einige, „er wird ein Pantoffelheld, ein Philister werden,“ sagten die Anderen; da aber Alle die traurige Nothwendigkeit eines Hochzeitsgeschenkes einsahen und gleichzeitig von der Wahrheit durchdrungen waren, daß Einheit stark macht, und in Fällen wie der vorliegende wenigstens auch billig zu stehen kommt, so beschlossen sie einstimmig, ihm ein gemeinschaftliches Geschenk zu überreichen.

Man sprach zuerst von einem silbernen Ehrenbecher; da aber die Reicheren der Genossenschaft mit dem feinen Tacte, der den Reichen so häufig eigen, fühlten, daß Mancher der weniger Bemittelten durch den verhältnißmäßig hohen Beitrag unangenehm berührt werden könne, so ließ man den Becher fallen, ging auf ein Porzellan-

Service über, und blieb endlich bei einem einfachen, aber edel gehaltenen Krystallglase stehen, welches man, begleitet mit einem Gedichte, dem glücklichen Bräutigam überreichte.

Was diesen selbst betraf, so wurde er zwar kein Philister, aber dafür ein glücklicher Ehemann, und als ihm drei Jahre später seine junge Frau mit einem Töchterchen beschenkte, hielt er sich für den glücklichsten aller Sterblichen.

Ein Jahr später unterlag Erika, seine Frau, einer bösartigen Seuche, welche zu jener Zeit in vielen größeren Städten Europas schlimme Verwüstungen anrichtete.

Man hat bereits so Vielerlei über die bei ähnlichen Fällen herrschende Trostlosigkeit gesprochen, daß es überflüssig wäre, hier dieselbe abermals zu schildern. Weniger häufig ist indessen der Fall, daß Walter in der That trostlos war und daß alle Bemühungen seiner Freunde, welche sich nach und nach wieder einfanden, ohne Erfolg blieben, und da jetzt, wie sie früher befürchtet hatten, in Wirklichkeit nichts mehr mit ihm zu machen war, zogen sie sich nach und nach alle von ihm zurück, und Walter stand einsamer da als je in seinem Leben.

Er beschloß die Stadt zu verlassen, in welcher

er sein Liebstes verloren hatte und in der jeder Schritt seinen Schmerz erneute, und als man diesen Entschluß erfuhr, wurde die Ganerbschaft ihm zum Kaufe angeboten.

Als Herr Walter Tempelfest sich das Besitzthum ansah, welches er erwerben sollte, kam es ihm vor, als habe er seit dem Tode seiner Gattin wieder die ersten vergnügten Stunden erlebt, als stehe er am Anfange eines neuen Abschnitts seines Lebens, einer neuen Thätigkeit, und in kurzer Zeit schwärmte er für die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung, und zugleich für die Romantik des Aufenthaltes selbst.

Da die Sage nur wenig Aufschluß gab, hatte die Phantasie desto größeren Spielraum. Was man sich in der Umgegend erzählte, war etwa, daß anfänglich zwei in Feindschaft lebende Geschlechter die beiden Burgen bewohnt. Die Einen hatten, zu Hohn und Aerger der Andern, auf dem benachbarten Hügel die zweite Burg erbaut. Eine Kluft, welche zwischen beiden Burgen herlief, wurde erweitert, zum Graben gestaltet und gegenseitig befestigt, und jetzt begann man nach Herzenslust sich zu ärgern, sich allerlei Schabernack zu spielen und nach Kräften zu schädigen.

Vermittelnd endlich und versöhnend trat jetzt

die Liebe auf, die Alten reichten sich die Hände zum Frieden und die Jungen zum Ehebund, der Graben ward überbrückt, auf gemeinschaftliche Kosten beide Burgen mit einer Mauer umgeben, und hatte man bisher sich gegenseitig befriegt, so stand man jetzt vereint zusammen gegen Feinde von außen.

So war die Ganerbschaft entstanden, und lange Zeit lebten die beiden Familien sich schützend und schirmend in Eintracht und Frieden.

Dann aber kehrte der Hader wieder bei den Enkeln ein, der früher die Väter entzweit. Einige wollten wissen, eines Schuhes der einen Burgfrau halber, Andere wegen eines Rosses, noch Andere gaben der Liebe die Schuld, die früher geeinigt hatte; so viel aber schien ziemlich gewiß, daß beide Geschlechter sich angefeindet und in Unfrieden gelebt, bis endlich das eine ausgestorben. Ein Jahrhundert später erlosch auch das zweite, und die Ganerbschaft kam in andere Hände, wurde getrennt, wieder vereint, bei alledem aber in so ziemlich erträglichem Zustande erhalten, wurde gleichwohl Mancherlei verwüstet, was zu Schmuck und Zierde des Ganzen mächtig beigetragen haben würde.

Warum man die eine der beiden Burgen den

rothen Bau, die andere den gelben nannte, wußte Niemand zu sagen. Zwar war ein Thurm der einen Burg aus röthlichem Sandstein erbaut, aber drüben war keine Spur irgend eines gelben Gebäudes. Da aber die Bezeichnung bequem war, so behielt man den Namen bei, und Herr Walter, der bald den Kauf abgeschlossen hatte, that desgleichen.

Nachdem er nun in sein neues Besitzthum eingezogen, schien er ein anderer Mensch geworden. Eine alte treue Dienerin, welche mit seiner Frau in sein Haus gekommen, übernahm die Pflege der kleinen Erika, und er selbst warf sich mit aller Entschiedenheit auf Herstellung der Baulichkeiten und auf die innere Einrichtung, und — das war die Ursache, daß Herr Walter Tempelfest ein Alterthümler und bald darauf ein Kunstliebhaber und leidenschaftlicher Sammler wurde.

Nicht mit Unrecht sagte er anfänglich: „Wenn man ein Haus einrichtet, so muß das, will man es vernünftig thun, in dem Geschmacke geschehen, in welchem es erbaut ist," aber nachdem er alte Stühle, Tische, Schränke und hunderterlei anderes Geräthe angeschafft hatte, nachdem zum Schrecken der Köchin die Küche mit allerlei Prunk=

und Schaustücken geziert war, nachdem die Fenster mit runden Scheiben versehen und die weitläufigen Gänge und Vorplätze mit Bildnissen in alterthümlicher Tracht behangen waren, begann er auf das Feinere überzugehen, die Wände der Stuben mit guten Bildern aus der alten deutschen Schule zu schmücken, Waffenstücke und Rüstzeug zu kaufen, deutsche Humpen und venetianische Gläser anzuschaffen, und zu der Zeit, in welcher wir seine Bekanntschaft machten, waren fast alle Räume des rothen Baues angefüllt mit Bildern, mit Elfenbein- und Holzschnitzereien, mit Mappen, welche Kupferstiche und Handzeichnungen enthielten, mit kleinen zierlichen Kästchen, in denen er Münzen und Medaillen verwahrte, mit Schildern, Helmen, Speeren und Schwertern, kurzum mit tausend Gegenständen, welche einem Sammler unentbehrlich sind, welche aber der überwiegenden Mehrzahl anderer Menschen höchst überflüssig und zwecklos erscheinen.

Da Herr Walter, um in den Besitz aller dieser Dinge zu kommen, häufig kleine Kunstreisen unternehmen und eben so verschiedene Auctionen besuchen mußte, so war es natürlich, daß er mit einer Menge von Antiquaren, Kunsthändlern, Sammlern und Liebhabern bekannt wurde, und

eben so natürlich blieben jetzt Tausch- und Handelsgeschäfte mit diesen seinen neuen Bekannten nicht aus, und es begegnete ihm nun, was so häufig fast jedem angehenden Sammler und leider nicht selten auch alten, gedienten Kunstmenschen begegnet, er feierte öffentliche Triumphe, wenn er einen guten Kauf oder Tausch gemacht, und ärgerte sich still, aber gründlich, wenn man ihn ein wenig über das Ohr gehauen.

Was sich ebenfalls nicht selten mit leidenschaftlichen Sammlern begab, trug sich bald auch mit Herrn Walter zu, er machte unverhältnißmäßig große Ausgaben, und gab er auch vielleicht gerade nicht mehr aus, als er einnahm, so mußte er sich doch mehrfache Entbehrung auferlegen und mancherlei gewohnten Genüssen entsagen.

Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft eines Mannes, welcher sich bald seine ganze Zuneigung erwarb, und dieser Mann war Norbert, der gegenwärtige Besitzer des gelben Baues.

Walter lernte ihn während einer Auction von alten Gemälden kennen, welche in einer größeren Stadt abgehalten wurde, die berühmt war durch die große Anzahl von Kunstschätzen aller Art, welche sie barg, und ebenso durch kunstreiche Bauten aus alter Zeit, und Norbert war

für alle diese Dinge der gewandteste Führer seines neuen Freundes.

Er war eigentlich mehr Künstler als Sammler, und es hatte den Anschein, als sei er in allen Fächern der Kunst fast gleich gut bewandert; denn obgleich die Oelmalerei sein Hauptfach war, so war er dennoch auch ein gewandter Bildschnitzer, stach in Kupfer, malte auf Glas, Porzellan und Pergament, und war nebenher der beste Gesellschafter von der Welt.

Walter nahm ihn mit sich nach Hause, und einige Tage später hatte er ihm den gelben Bau gegen eine mäßige Summe überlassen.

Jetzt begann ein neues Leben auf der Gauerbschaft, welche in der That jetzt wieder eine solche geworden war, und Walter wurde mit jedem Tage mehr inne, welche köstliche Erwerbung er an seinem neuen Freunde gemacht, ganz abgesehen davon, daß er der Sorge für den gelben Bau, und da Norbert baar bezahlt hatte, auch allerlei anderer Sorgen überhoben war, verstand doch der Letztere trefflich einigermaßen schadhafte Kunstgegenstände auszubessern, welche Walter erstanden, ging ihm mit Rath und That an die Hand, und die Abende verflossen Beiden auf die heiterste und gemüthlichste Weise. Dazu

kam noch, daß die kleine Erika, welche jetzt vier Jahre alt und herrlich gediehen war, an dem einige Jahre älteren Sohne Norbert's einen Spielgenossen erhalten hatte, denn die Freundschaft der Väter hatte sich rasch auf die Kinder übertragen.

Als Norbert auf der Ganerbschaft einzog, erstaunte Walter über die Menge von Kisten und Kasten und über mancherlei sonderbares Geräthe und Werkzeug, welches der Erstere mit sich führte, und später war er ein wenig verwundert, daß es nun im gelben Baue hier und da für ihn verschlossene Thüren gab, das heißt, daß sein Freund ihn nicht immer Zeuge seiner Arbeiten sein ließ.

Aber dieser sagte:

„Man muß discret sein. Ich habe mit allerlei tollen Kumpanen zu thun, die mir es schlimm vermerken würden, wenn ich irgend Jemand in ihre Geheimnisse blicken ließe. Ich setze alten, defecten Heiligen neue Nasen und Ohren an, wohl auch Köpfe, Arme und Beine. Ich flicke kunstgerecht alte durchlöcherte Bilder, mache neue Elfenbeinschnitzereien alt, braun und rissig, ich ergänze die fehlende Hälfte an Kupferstichen berühmter Künstler, und den alten Waffen, welche

unser geschickter Meister Ritzer drinnen in der Stadt so ausgezeichnet zu fertigen versteht, gebe ich erst recht die eigentliche Weihe durch allerlei Säuren und chemische Teufeleien. Und dies ist so eigentlich der Hauptvortheil meines ländlichen Aufenthaltes hier auf der Ganerbschaft, daß ich ungestört arbeiten kann und nicht jeden Augenblick befürchten muß, von irgend einem Unberufenen überfallen zu werden."

„Aber ich weiß ja das Alles," erwiderte Walter, „und würde Sie sicherlich nicht verrathen, käme mir einmal irgendwie ein Stück vor die Augen, welches ich früher unter Ihrer Hand gesehen hätte."

Norbert schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich kenne das besser," sagte er lächelnd, „die Versuchung ist zu groß, um ihr widerstehen zu können. Stellen Sie sich nur vor, daß ein halbes Dutzend Liebhaber, und selbst wirkliche, anerkannte Kenner, irgend einen Gegenstand bewundern, ihn ausgezeichnet finden, und daß Einer derselben zum Beispiel sagt: „Man sieht doch augenblicklich, was alt, was ächt. So etwas macht man heutzutage nicht mehr!"

„Sie aber, mein verehrter Freund, haben einige Wochen vorher ganz gemüthlich zugesehen,

wie meine Wenigkeit das Alterthum hier auf der Ganerbschaft verfertigte.

„Es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß Sie nicht schweigen werden. Zuverlässig zwar werden Sie nicht sagen: „Das hat Norbert gemacht," aber Sie werden vielleicht den Kopf etwas zurückwerfen und ein leichtes Lächeln scheinbar zu unterdrücken suchen. Dann nehmen Sie wohl die Loupe zur Hand, blicken flüchtig nach irgend einem Punkte des Kunstwerks, und stecken Ihr Glas wieder ein mit der Miene eines Mannes, der vollständig mit sich im Klaren ist."

„Imitation?" fragt einer der Kenner; Sie ziehen anfänglich die Schulter, einige Minuten später aber sind Sie bereits im besten Zuge, alle die kleinen Vortheile, welche Sie mich anwenden sahen, den übrigen Kennern aus einander zu setzen, freilich mit dem Anscheine, als hätten Sie selbst das Alles entdeckt, aufgefunden; erfährt das aber der Mann, dem ich das Stück geliefert, so glaubt er, daß ich nicht reinen Mund gehalten, und auf alle Fälle haben wir wieder einige Käufer weniger, welche sich anführen lassen."

„Saubere Grundsätze," rief Walter lachend, worauf Norbert versetzte: „Ja, es sind wirklich die besten, und ich habe das deutsche Sprüchwort:

Ehrlich währt am längsten, stets übersetzt mit: Mundus vult decipi, ergo decipiatur!"

„Wir Beide täuschen uns nicht," sagte Walter, und Norbert reichte ihm schweigend die Rechte und schüttelte sie auf biderbe Weise nach unserer Väter Art. —

Ein Jahr, oder zwei, waren unter solchen Verhältnissen in's Land gegangen, und die Eintracht auf der Ganerbschaft war durch nichts gestört worden, und fand auch Walter bisweilen die Werkstätte seines Freundes verschlossen, so nahm er ihm das nicht übel. Saß er doch zu anderen Zeiten wieder wochenlang neben Norbert und sah dessen Beschäftigung zu, mancherlei Vortheile und Fertigkeiten lernend von ihm und Gedanken austauschen über Kunst und verwandte Gegenstände.

Die beiden Kinder hingegen, Leander und Erika, hatten gar kein Geheimniß vor einander und waren unzertrennlich, und als Herr Walter eines Tages den ersten Unterricht im Lesen mit der nun sechsjährigen Erika beginnen wollte, war er höchlich erstaunt, als er fand, daß sie bereits alle Buchstaben kannte und dieselben ebenso ganz artig hinzumalen verstand.

„Kind, wo um des Himmels willen hast Du

denn das her?" hatte der verwunderte Vater ausgerufen, und Erika gab unbefangen zur Antwort:

„Von Leander, denn er sagt, da wir uns denn doch bald verheirathen würden, so sei es unumgänglich nöthig, daß ich vorher lesen und schreiben könne, damit wir uns an Bildung gleichständen."

Herr Walter war auf's Neue über diese Ansicht eines neun- oder zehnjährigen Jungen erstaunt; als er aber dieselbe Norbert mittheilte, sagte dieser gleichgiltig:

„Der einfältige Junge liest den ganzen Tag, wenn er nicht eben mit Erika spielt, und hat da wohl irgend so etwas aufgeschnappt. Seien Sie zufrieden, daß Erika bereits die Anfangsgründe kennt. Es ist nichts langweiliger, als einem Kinde dergleichen beizubringen. Ich habe das bei Leander empfunden."

Einige Wochen später reiste Norbert plötzlich eines Morgens ab, ohne vorher gegen Walter das Mindeste geäußert zu haben. Das fiel indessen diesem wenig auf, da er es in ähnlichen Fällen so zu halten pflegte; als er aber nach einiger Zeit wiederkehrte, fand Walter sein Benehmen auffallend verändert.

Er arbeitete häufiger als sonst, ja fast immer bei verschlossenen Thüren, und kamen in den Abendstunden beide Freunde zusammen, so war er wortkarg, ja fast trübsinnig.

Die Fragen Walter's hinsichtlich dieser Verstimmung beantwortete er nicht oder doch nur mit Lächeln, eines Abends aber rief er plötzlich:

„Kommen Sie morgen zu mir! Ich muß Ihnen mein Herz ausschütten, auf die Gefahr hin, Ihre Freundschaft zu verlieren."

Als Walter am andern Tage in den gelben Bau gekommen war, verschloß, nachdem er eingetreten, Norbert die Thür und führte ihn in ein zweites, anstoßendes Gemach, welches er ebenfalls hinter sich verschloß.

„Warum das," fragte Walter, „es ist ja Niemand hier, der uns stören könnte."

„Geheimnisse, wie das meinige," versetzte der Künstler, „sind hinter zehnfachen Schlössern nicht sicher," und hierauf führte er ihn durch noch mehrere andere Gemächer, welche der frühere Besitzer des gelben Baues lange nicht betreten hatte, und welche er nun angefüllt fand mit mehrfachen, und wie es den Anschein hatte zum Theil höchst werthvollen Kunstgegenständen.

„Welche Schätze haben Sie da!" rief er ver=

wundert; aber Norbert gab keine Antwort, sondern schritt schweigend voran, bis sie endlich in eine Thurmstube gekommen waren, welche außer einigem Geräthe nichts weiter zu enthalten schien. Dort stand Norbert stille, und nachdem er Walter schweigend angeblickt hatte, sagte er mit gepreßter Stimme:

„Können Sie schweigen?"

„Wie das Grab!" versetzte Walter.

„Auch über das Grab hinaus?"

„Natürlich," rief Walter ungeduldig, „dort plaudert man am wenigsten, aber was zum Teufel ist denn los?"

Norbert faßte seine beiden Hände in die seinen und blickte ihm in die Augen.

„Ich bin ein Dieb!" sagte er dann, „ein Räuber, schlimmer noch als das, ich bin ein Tempelschänder!"

„Ah," dachte Walter, „jetzt weiß ich auf einmal, wo er alle diese schönen Sachen her hat. Er hat irgend wo eine alte Capelle ausgestohlen. Da kann man freilich leicht zu hübschen Alterthümern kommen." Laut sagte er indessen:

„Sie haben wohl Einiges von dem da draußen — — unter der Hand gekauft?"

Es schien, als unterdrücke Norbert ein leichtes

Lächeln bei diesen vorsichtigen und schonenden Worten seines Freundes, aber er sagte:

„Nein, das da draußen habe ich zum großen Theil selbst gemacht, aber hier — hier!" Er riß bei diesen Worten einen Wandschrank auf, und jetzt stieß Walter einen Schrei der Verwunderung aus.

„Allmächtiger Gott!" rief er dann, „ist es möglich? das Bildniß unseres großen, unseres größten deutschen Meisters!*) von ihm selbst gemalt, welches man drinnen in der Stadt so sorgfältig verwahrt und hütet! Wie haben Sie es angefangen, das zu bekommen, ohne daß man den Verlust bereits bemerkt hat?"

„Drinnen hängt es noch gehütet und verwahrt wie vorher," sagte Norbert dumpf.

„Mensch," rief Walter fast außer sich, „machen Sie mich nicht wahnsinnig mit Ihren verrückten Reden, sondern sagen Sie klar und deutlich, wie Sie das Bild — erhalten haben?"

Norbert schloß den Schrein. „Setzen Sie sich," sagte er dann, „Sie haben geschworen zu schweigen — —"

„Ich habe nicht geschworen," rief Walter,

*) Nomina sunt odiosa.

„aber ich schwöre jetzt natürlich. Doch erzählen Sie nur!“

„Sie wissen,“ begann Norbert, „daß man in der Stadt nur höchst ungern irgend Jemand ein Bild aus den öffentlichen Sammlungen copiren läßt, mich noch unlieber, weiß Gott warum —!“

„Ich weiß es aber,“ sagte Walter lachend, „aber vorwärts, vorwärts!“

„Nun,“ fuhr Norbert fort, „wenn ich irgend ein Bild restauriren oder firnissen mußte, was ich gut verstehen soll, wie Sie sagen, mußte das stets in der Sammlung geschehen, und dann war alle Augenblicke Jemand um mich herum, um mir, wie ich glaube, auf die Finger zu sehen. Neulich war ich nun, wie Sie wissen, in der Stadt, um einige Gemälde in der öffentlichen Sammlung, welche gelitten hatten, wieder herzustellen, und eben jenes Mal war das Hin= und Herlaufen des Inspectors ganz unerträglich. Ich weiß selbst nicht, wie es mir da plötzlich durch den Kopf fuhr, den Mann zu bitten, mir dieses Bild hier, das beste, was sie hatten, copiren zu lassen, und ich glaube, ich that es vorzugsweise, um ihn zu ärgern. Ich war aber wie aus den Wolken gefallen, als der Inspector mit spöttischem Tone zu mir sagte:

„Ja, mein lieber Norbert, das dürft Ihr copiren, eben das und kein anderes. Ja, Ihr dürft es sogar mit nach Hause nehmen und acht, selbst vierzehn Tage behalten."

„Ich fürchtete eine Falle, oder irgend einen Doppelsinn seiner Worte und gab keine Antwort." Er aber fuhr fort:

„Und wißt Ihr auch warum? Einmal könnt Ihr, so geschickt Ihr auch sonst Alles copirt, diesen Meister nicht so nachahmen, daß nicht jedes Kind auf der Stelle die Copie erkennt, zweitens: da seht her!"

„Er drehte bei diesen Worten das Bild um und zeigte auf dessen Rückseite. Mit derselben Sorgfalt, mit welcher der Meister sein Bildniß gemalt hatte, hatte er auch für dessen Erhaltung gesorgt, und ich sah jetzt, daß die Rückseite des Brettes, auf welchem das Bild gemalt war, mit einem dichten Ueberzuge von Haaren, Wolle, Firniß und weiß Gott mit welchen Substanzen überzogen war, ohne Zweifel, um der Tafel mehr Festigkeit zu geben und die Nässe abzuhalten. Dabei waren noch ein paar alte Siegel aufgedrückt, und die Unmöglichkeit, diese Rückseite täuschend nachzuahmen, hätte man auch das Bild selbst noch so gut copirt, lag allerdings auf der Hand.

„Der Inspector klopfte mit dem Knöchel auf diese so gut verwahrte Kehrseite und sagte:

„Das macht der Teufel nicht nach, mein guter Norbert, und seht, darum könnt Ihr das Bild copiren!"

„Ich glaube in der That, daß, als der böse Feind also von sich sprechen hörte, er unsichtbar zu uns trat, keineswegs um mich zu verführen, sondern, was einfacher war, mir sogleich ein Mittel zuzuflüstern, dem Inspector und der ganzen Welt ein Schnippchen zu schlagen. Ich verbeugte mich in Folge dieser Einflüsterung demüthig gegen denselben und sagte, daß ich, sobald ich mit meinen Aufträgen fertig sein würde, kommen wolle, um das Bild abzuholen, wobei ich schon im Voraus für die mir geschenkte Gunst und Gnade auf das unterwürfigste dankte.

„Sobald es dann sein konnte, lief ich in das Absteigequartier, welches ich drinnen in der Stadt habe, und nachdem ich mir ein Dutzend alte Bretter angeschafft hatte, begann ich sogleich auf das eifrigste zu sägen."

„Was heißt sägen," unterbrach ihn Walter, „und was ist in Eurer Kunst-Gaunersprache dies wieder für ein neuer Ausdruck?"

„Es bedeutet nichts weiter als das ächte,

wirkliche Sägen," sagte Norbert lachend. „Ich gab mir nämlich Mühe, die Bretter der Quere nach in zwei Theile zu spalten, so daß aus einer Tafel zwei wurden, und schon nach dem dritten Versuche gelang mir das vollkommen. Das Weitere wird Ihnen jetzt klar sein. Das Bild hier im Schreine ist das Original, welches ich von der zu schlau verwahrten Rückseite abgesägt habe, und nachdem ich diese hierauf kunstgerecht geebnet, copirte ich, so sauber und sorgfältig ich nur immer konnte, auf dieselbe mein kunstvoll abgesägtes Original. Hierauf verfertigte ich eine zweite Copie, so schlecht ich nur im Stande war, und dann brachte ich beide, das angebliche Original und die schlechte Copie, zum Inspector.

„Er blickte hastig nach der behaarten Rückseite, und betrachtete dann meine Copie.

„Pfui Tausend, rief er aus, das ist ja ganz miserabel, so etwas Elendes habt Ihr, mein guter Norbert, noch gar nie zusammengepinselt."

„Es ist nicht ganz so schlecht, sagte ich schüchtern, aber wenn man freilich das da daneben sieht, und dabei zeigte ich auf meine gute Copie, muß es freilich mittelmäßig erscheinen."

„Also! erwiderte der Inspector, also muß man solche Sachen nicht copiren wollen."

„Das ist die Geschichte,“ schloß Norbert

Es war Walter kaum aufgefallen, daß die anfängliche Zerknirschung seines Freundes während seiner Erzählung fast vollständig verschwunden war und derselbe sich zuletzt in der heitersten Laune zu befinden schien, denn er selbst hatte jetzt keinen andern Gedanken mehr, als eben jenes Bild.

Freilich hatte es Norbert auf unrechtmäßige Weise erworben, aber — es war einmal so, und er hatte ja geschworen, Niemand das Geheimniß anzuvertrauen; auch ganz abgesehen von den Pflichten der Freundschaft, konnte es ihm also nicht in den Sinn kommen, von Norbert's Kunstgriff (es gefiel ihm dieser Ausdruck besser als jeder andere) irgend wie eine Anzeige zu machen. Durfte er aber nicht dazu beitragen, das Bild seinen rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben, so war es eigentlich gleichgiltig, wer es besaß, Norbert, ein Anderer, oder er selbst. Als er aber einmal auf diesem Standpunkte angekommen war, und er hatte sich gleich anfänglich vorgenommen, dies zu thun, sann er über nichts weiter nach, als diesen seinen höchsten Wunsch zu erreichen.

Nachdem er seinen Freund verlassen hatte,

ging er des Tags über wie im Traume umher, und wälzte sich während der Nacht schlaflos auf seinem Lager.

Bisher hatte er häufig Bedenken gehabt, ob seine Sammlung auch ebenbürtig sei, ob sie sich messen dürfe mit denen mancher seiner Bekannten. Hatte er aber diesen Schatz erworben, so war kaum irgend Jemand da, der sich ihm an die Seite stellen durfte.

Freilich zeigen durfte er denselben Niemand; allein bis jetzt waren auch nur wenig Leute auf die Ganerbschaft gekommen, um sich seine Sammlung zu betrachten. Kunsthändler meist, um ihm Anerbietungen zu machen, oder hier und da Bekannte aus früherer Zeit, welche sich indeß meist ersichtlich langweilten, wenn er sie in seinen kunsterfüllten Hallen umherführte.

„Aber ich brauche gar Niemand dieses Juwel zu zeigen," sagte er dann zu sich selbst, „das Bewußtsein des Besitzes allein genügt mir."

Bisweilen dachte er auch wieder an die Unrechtmäßigkeit dieses Besitzes. Da fiel ihm indessen plötzlich ein treffliches Mittel ein, sein Gewissen vollständig zu beruhigen.

Eine testamentarische Verfügung, daß nach seinem Tode das Bild in die Sammlung zu=

rückgebracht werden sollte, aus welcher es genommen worden!

Er jubelte laut auf bei diesem Gedanken. Er war dann kein Hehler mehr, er war während seines Lebens der glückliche Besitzer und nach seinem Tode ein Edelmüthiger, der die Pflichten der Freundschaft geeinigt hatte mit denen der Rechtlichkeit.

Dann fragte er sich, ob Norbert sich wohl von diesem Schatze trennen würde, und welchen enormen Preis er wohl fordern dürfte, und er beschloß deshalb, schon morgen mit ihm zu sprechen.

Jener kam ihm indessen zuvor. „Kaufen Sie mir das Ding da ab,“ sagte er, als sie sich am andern Morgen trafen, „Sie sind Kunstfreund, ich bin Künstler, es paßt besser für Sie als für mich.“

Als Walter den Preis hörte, den jener verlangte, schlug sein Herz in freudigen Schlägen. Er war billig, unendlich billig dieser Preis, ja man konnte sagen, er war nichts im Verhältniß zum Werthe der jetzt von ihm sogleich erstandenen Perle.

Bereits am andern Tage richtete Walter ein wohl verschlossenes und sorgfältig verborgenes

Cabinet ein, in welchem er von nun an täglich einige Stunden zubrachte, um im geheimen Kunstgenusse zu schwelgen. — —

Kaum ging es wohl irgend wo auf einer Kunstauction munterer und großartiger her, als etwa ein Jahr später, nach den so eben geschilderten Vorgängen, auf der Besitzung des vor einiger Zeit verstorbenen Herrn von Fichtenstern.

Herr von Fichtenstern hatte während seines Lebens höchst abenteuerliche Schicksale zu bestehen gehabt. Als ein junger vermögensloser Handwerker war er eines Abends, umherschlendernd in den Straßen einer großen Seestadt, zum Matrosen gepreßt worden, wurde in ferne überseeische Länder gebracht und erwarb dort, indem er sein erlerntes Handwerk zum großartigen Geschäfte ausdehnte, ein ungeheures Vermögen. Zurückgekehrt in die Heimath, begann er wissenschaftliche und künstlerische Studien zu machen, aber nach einiger Zeit ereignete sich der sonderbare Zufall, daß er zum zweiten Male zum Schiffsdienste gepreßt und, trotz allen seinen Gegenvorstellungen, abermals über die See geschafft wurde.

Man erzählt sich, daß dies in derselben Seestadt geschehen, aus welcher man ihn bereits

einmal wider seinen Willen und zu seinem Glück entführt hatte, und daß er ebenso wieder nach jener Küste gebracht worden sei, an welcher er seinen Reichthum erworben. Wir können dies nicht verbürgen, zuverlässig aber ist, daß er auch dies zweite Mal längere Zeit in der Fremde blieb; als er jedoch endlich zurückkehrte, sich hübsch weit ab von den Gestaden der See, ohnfern einer reizend gelegenen mittelgroßen Stadt, ein artiges Besitzthum erwarb, Musterwirthschaften anlegte und neben allerlei wissenschaftlichen Beschäftigungen auch ein eifriger Kunstfreund und Sammler wurde.

Er ward später geadelt, und als er endlich starb, veranstalteten seine Erben, weitläufige Verwandte, da der Verblichene niemals in die Rosenschlingen des Ehestandes gerathen war, jene heitere Kunstauction, welche wir oben erwähnten.

Die Kunstfreunde und Händler, die mit Aufträgen versehenen Agenten fürstlicher Liebhaber, die Directoren fremder, großer Gemäldesammlungen, kurz alle Käufer und Kauflustigen wurden gastfrei beherbergt in den weitläufigen Räumen des Schlosses, in welchen gegen billige Vergütung ein Restaurateur aus der Stadt für die leiblichen Bedürfnisse sorgte, während gleichzeitig die Jagd

des Gutes und die Gewehrkammer des Verstorbenen, sowie Fischerei und andere ländliche Vergnügungen zur freien Verfügung der Gäste standen.

Es kamen tolle und ungeheuerliche Jagdabenteuer vor während jener Zeit, da selbstverständlich eben jene Gäste jagen wollten, welche niemals vorher ein Gewehr in der Hand gehabt, und die Jäger des verstorbenen Herrn von Fichtenstern hatten vollauf zu thun, um Schaden und Unheil zu verhüten. Die Wildprethändler in der Stadt aber sprechen noch heute von den trefflichen Geschäften, welche sie zu jener Zeit gemacht, nicht billig einkaufend von den erfahrenen Schützen, sondern theuer verkaufend an die ungeschickten, welche doch nicht mit leeren Händen heimkehren wollten zu ihren Collegen.

Was Norbert betraf, der sich ebenfalls eingefunden hatte, so jagte und fischte er nicht; das Erste nicht, weil er ein ziemlich geübter Jäger war, das Zweite nicht, weil es ihm zu englisch, oder zu langweilig erschien. Hingegen befand er sich über die Maßen wohl in dem Kreise so vieler Kunstverständiger, und fühlte sich glücklich sogar, von anwesenden Autoritäten als einer der

Ihren, als Kenner und Verständner anerkannt zu werden.

Wer hat, in jungen oder älteren Jahren, nicht schon Aehnliches empfunden beim Vorwärtskommen in irgend einem Streben?

Vorzugsweise waren es aber die gemeinschaftlich zugebrachten Abende, welche Norbert ungemein gefielen.

Man war, um die in ihrer Art einzig dastehende Auction möglichst zu verlängern, übereingekommen, nur einmal in der Woche des Morgens einige Stunden dem Verkaufe der Gemälde zu widmen, die übrige Zeit des Tages verbrachte man auf beliebige Weise, allein, oder mit einigen Bekannten, jagend, fischend, Excursionen machend, spielend oder andere Dinge treibend. Eine ungebundene Fröhlichkeit aber waltete in den Abendstunden, und selten fehlte einer der Gäste dann im Speisesaal, wo man zechte, plauderte und scherzte.

Man weiß, wie das zu gehen pflegt.

Waren die Abenteuer des Tages besprochen, nachträgliche Tauschhandel eingeleitet und vollzogen, wohl auch jene Allotria abgehandelt, die selten übergangen werden an Orten, wo Männer sich einigermaßen näher kennen gelernt haben,

so behauptete das Fach seine Rechte, die Kunst, und während einige Ernstere für das Göttliche schwärmten, trieb die Mehrzahl Possen und erzählte sich alte und neue Geschichten von den Fährlichkeiten, die der Kunsthandel bietet, von den Fallstricken, die dem Anfänger gelegt werden, sowie dem alten gewiegten Praktiker, und in welche leider oft Beide fielen, und Jeder wußte Ergötzliches zu berichten von seinem eigenen Haupt- und Lieblingsfache.

So gedachten die Münzler, sit venia verbo, da es nicht selten wohl besser paßt, als die regelrechte Bezeichnung „Numismatiker", mit einer Art von Pietät des seligen B. in Wien, der griechische und römische Münzen so trefflich nachgeahmt, ja selbst neue erfunden, die niemals bestanden, daß jetzt schon von ihm Gefertigtes fast höher im Preise, als das Aechte, das wirklich Antike. Lobend und anerkennend wurde des gediegenen Kenners erwähnt in der eben erwähnten größeren Kunststadt, welcher Medaillen mit solcher Geschicklichkeit herzustellen wisse, daß bei späteren Handelschaften er nicht selten bedeutend auf der Hut sein müsse, um seine eigenen Kinder nicht zurückzuführen in's Vaterhaus, in den Münzkasten, statt mittelalterischer Schätze.

Die „Imitation“, das drohende Gespenst unserer Tage, und doch wieder auch die lockende Sirene, in zweifacher Bedeutung sogar, war zwar in jener Zeit noch nicht so regelmäßig organisirt wie heute, man fertigte noch nicht in Paris mittelalterliche Schmuckgegenstände, welche man in Petersburg vertauschte, und die Franzosen wurden noch nicht mit byzantinischen und altdeutschen Elfenbeinschnitzereien beglückt, die fabrikmäßig die Enkel Hermann's erzeugen, und welche die Wissenschaft braun färbt und rissig macht. Doch aber waren schon tausend tolle Dinge vorgekommen, reizende Geschichten, absichtliche Täuschungen und noch reizendere Selbstbetruge.

Man war eines Abends unerschöpflich in solchen Geschichten, und Walter, der thätigen Antheil nahm, gab die Geschichte zum Besten, wie, freilich schon vor Jahren, ein alter eifriger Sammler und Kunstfreund, den wir von Erwin nennen wollen, in den Besitz eines Hirschgeweihes von seltener Schönheit gekommen.

Er sah dasselbe an dem Hause eines Pfefferkuchenbäckers in der alten Stadt, in welcher neben anderen Dingen auch die trefflichsten Pfeffer- vulgo Lebkuchen gefertigt werden, und die Dimensionen waren so riesig, die Stangen von

solcher Stärke, die Enden so zahlreich, daß von Erwin um jeden Preis das Geweih besitzen, und seiner großen Sammlung von dergleichen einverleiben wollte. Er fragte um den Preis, aber der Besitzer wurde patzig. „Was andere Leute gerne hätten, könne er auch behalten und seine Freude daran haben," sagte er, „die vornehmeu Herren müßten nicht Alles haben, er verkaufe das Geweih nicht, gar nicht, um keinen Preis!"

Von Erwin bot dennoch eine sehr bedeutende Summe, die er endlich verdoppelte, verdreifachte, und jetzt wurde der Besitzer des Schatzes grob, über alle Maßen grob. Herr von Erwin aber blieb höflich, er bat um Entschuldigung, gestört zu haben, und belobte den Derben seines Festhaltens am alten Besitze halber, und so schied man im Frieden, ja von Erwin erhielt die Erlaubniß, das Geweih zeichnen und dessen Dimensionen sorgfältig ausmessen zu lassen.

Bald nachdem dies aber geschehen, entwickelte sich dem Hause des Pfefferkuchenbäckers gegenüber eine sonderbare und geheimnißvolle Thätigkeit. Ein Bildschnitzer zog dort ein, welcher emsig, aber bei stets verschlossenen Thüren arbeitete, und da wir die Erlaubniß haben, bei ihm einzutreten, so sehen wir, daß er mit Hülfe

der Zeichnung, der bereits genommenen Größenverhältnisse und eines Fernrohrs damit beschäftigt ist, das Riesengeweih auf das täuschendste zu copiren, das heißt in Holz zu schneiden und dem Original gleich zu bemalen, ja selbst kleine Mängel desselben sorgfältig zu berücksichtigen.

Man beabsichtigte aber keineswegs, diese gelungene Copie zu behalten, sondern sie sollte ausgetauscht werden mit dem Originale, zur gerechten Strafe für die Unhöflichkeit und den halsstarrigen Sinn des Inhabers.

In der That ging auch Alles trefflich von statten. In einer dunklen, stürmischen Nacht wurde das wirkliche Geweih herabgenommen, das hölzerne an dessen Stelle gesetzt, hierauf das erste in eine bereits fertig stehende Kiste verpackt und, sobald die Thore der Stadt geöffnet wurden, so rasch wie möglich an den Ort seiner Bestimmung gebracht.

Einige Stunden später aber lud man vor der Wohnung des Bildhauers, und nicht ohne einige Ostentation, eine ganz ähnliche Kiste auf einen Wagen und führte sie in entgegengesetzter Richtung davon. Diese Kiste war sorgfältig verschlossen und versiegelt, und der Fuhrmann mit angemessenen Instructionen versehen.

Herr von Erwin hatte nichts vergessen. Wurde man den Verlust gewahr, ehe das Original in sicherm Verstecke, so sollte diese zweite Kiste dazu dienen, auf falsche Fährte zu leiten, und man hoffte mit der Beute längst in Sicherheit zu sein, ehe der Getäuschte die Erlaubniß erhalten haben würde, die Kiste zu öffnen. Niemand aber bemerkte die Täuschung, und nach vier Wochen ging von Erwin daran, seinen Schatz auszupacken, mit Muße zu besichtigen und aufzustellen in seine Sammlung.

Man belobte die Schlauheit und Umsicht, mit welcher dieser unschuldige Tausch ausgeführt worden, und war einig, daß jenem Pfefferkuchenbäcker vollkommen recht geschehen sei, denn man müsse losschlagen mit irgend einem Gegenstande, wenn einmal der doppelte, oder gar noch ein höherer Preis geboten worden sei.

„Und kam niemals etwas heraus von der Geschichte?" fragte endlich Einer der Gesellschaft.

„Doch," erwiderte Walter mit dem Tone eines Erzählers, der das Beste bis zum Ende aufgespart hat, doch, aber auf ganz andere Weise, als Sie vielleicht glauben. Als nämlich die ominöse Kiste auf einem Jagdschlosse des Herrn von Erwin ausgepackt wurde, fand sich, daß durch den

Transport eine Zinke des Geweihes abgebrochen war, und einer der gegenwärtigen Jäger trat hinzu, sie aufzuheben und den kleinen Schaden näher zu besichtigen. Aber der Mann fuhr erschrocken zurück und ließ, wie von einer giftigen Schlange gebissen, das Stück zur Erde fallen, und ein Zweiter, der es aufnahm, legte es alsbald schweigend auf ein Fenstergesims.

„Was Teufel ist los?" sagte jetzt Herr von Erwin, der ebenfalls rasch hinzutrat. Aber auch er stand jetzt erstarrt, denn es zeigte sich nun, daß nicht blos die abgebrochene Spitze dieses einen Endes, sondern das ganze Geweih ebenfalls von Holz war, nur etwas wurmstichiger und schadhafter als jenes, welches man an seine Stelle gesetzt hatte.

Man wollte behaupten, daß der Pfefferkuchenbäcker so hartnäckig den Verkauf verweigert, weil er gewußt habe, daß sein Geweih falsch, und daß er, ebenfalls mit einem Fernrohre bewaffnet, täglich den Fortschritten der Copie gefolgt sei, deren Bestimmung er errathen habe, und endlich wollte man wissen, daß er in der Nacht der Ausführung, verborgen hinter einem Laden, ganz gemüthlich Zeuge jenes Tausches und höchlich zufrieden gewesen, daß sein altes, schadhaftes und

wurmstichiges Geweih ersetzt werde durch ein solid und dauerhaft gearbeitetes neues.

Nachdem man jetzt auf Kosten dessen gelacht hatte, der mit so vieler Mühe und mit nicht geringen Kosten sich selbst hinter das Licht geführt hatte, rief ein alter Kunsthändler: „Das ist Alles nichts gegen die Dinge, die Norbert schon ausgeführt hat, und sein bester Streich ist offenbar der mit dem durchsägten Bilde in unserer Galerie!"

Walter erschrak auf den Tod. Wie um alle Welt war der alte Urhahn, dies war der Name des Sprechenden, in den Besitz dieses so sorgfältig verborgenen Geheimnisses gekommen, und was bewog ihn, dasselbe jetzt so schonungslos preiszugeben? Was würden die Folgen sein? Würde man nicht in der kürzesten Zeit, wenn durch dieses Plaudern die Sache ruchbar geworden, ihn seines Schatzes berauben, ja wohl gar ihn zur Verantwortung ziehen? Er hoffte indessen noch, daß Urhahn seine Indiscretion nicht fortsetzen werde.

Es schien dies aber gar nicht nöthig, denn die Geschichte schien längst aller Welt bekannt, und aus den Gesprächen der Anwesenden erfuhr jetzt Walter, daß man auch in der Stadt wohl davon unterrichtet sei, aber nicht gerne davon spreche,

weil man sich ärgere, also getäuscht worden zu sein, und auf der andern Seite an der Möglichkeit verzweifele, das Original wieder herbeischaffen zu können. Ja, man behauptete selbst hier und da, dieses noch zu besitzen, und leugnete die ganze Sache.

„Gott sei Dank," dachte Walter, „hat Norbert, der Spitzbube, doch wenigstens reinen Mund gehalten, und Niemand ahnt, daß ich den Schatz besitze." Laut aber sagte er mit möglichst unschuldiger Miene:

„Wer hat denn aber eigentlich das Original?"

Urhahn lachte: „Das mag der Teufel wissen," sagte er dann. „Dieser gute Norbert hat wenigstens zehn Copien verfertigt, und wahrscheinlich selbst noch mehrere, und hat alle an Einfaltspinsel verkauft, welche sich dann sämmtlich schmeichelten, das Original zu besitzen. Freilich mußten ihm Alle auf das feierlichste betheuern, die Sache geheim zu halten, aber so etwas kann auf die Länge doch nicht verborgen bleiben, und jetzt ist es ein öffentliches Geheimniß."

„Das wirkliche Original steckt wahrscheinlich in England, vielleicht auf dem Schlosse irgend eines mürrischen Lords, welcher es bei verschlos=

senen Thüren angafft," sagte ein Anderer, „die Engländer haben das so im Gebrauche."

Walter klebte die Zunge am Gaumen, und es fiel jetzt wie Schuppen von seinen Augen. Zwar hatte er ebenfalls bei verschlossenen Thüren, wie jener muthmaßliche Lord, in der Betrachtung seines Schatzes geschwelgt, aber es war ihm klar, leider nur zu klar, er besaß blos eine mittelmäßige Copie. Jetzt, und weit entfernt von dem Bilde, sah er deutlich alle Mängel und Fehler desselben, und er fragte sich, wo er bisher seine Augen gehabt.

Indessen war die Sache nicht zu ändern, er gehörte zu den Einfältigen, deren der alte Urhahn vorher so anerkennend erwähnt, und glaubte vor Aerger und Scham vergehen zu müssen.

Bereits am andern Morgen befand er sich auf dem Heimwege, unglücklich und wüthend zugleich, hundert Pläne schmiedend und wieder verwerfend, und als seine Kutsche spät am Abende des zweiten Tages sich der Ganerbschaft näherte, ballte er drohend die Faust gegen die erleuchteten Fenster des gelben Baues.

Am nächsten Morgen ging er zu Norbert, den er vor der Staffelei antraf, und welcher, fleißig fortarbeitend, ihn freundlich bewillkommnete.

Walter gab keine Antwort, sondern blieb mit untergeschlagenen Armen und drohender Miene in der Mitte der Stube stehen.

„Was, zum Henker, ist los?" sagte endlich der Künstler, da der Eingetretene auf wiederholten Gruß hartnäckig schwieg.

„Herr Norbert," sagte Walter jetzt mit gepreßter Stimme, „wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, ob jenes Bild, Sie wissen schon, welches ich meine, Copie oder Original ist?"

„Herr Jerum," versetzte Norbert, „da liegt der Hase im Pfeffer!"

Er bog sich bei diesen Worten zurück, neigte den Kopf auf die rechte Schulter und betrachtete prüfend seine Arbeit, dann mischte er mit dem Pinsel sorgsam einige Farben auf seiner Palette und malte eifrig weiter.

„Herr!" rief Walter wüthend, „machen Sie mich nicht wahnsinnig! Antworten Sie mir mit einem einzigen Worte: Copie oder Original!"

Norbert nahm seinen Pinsel jetzt quer in den Mund, um für einige Striche sich eines andern zu bedienen, welchen er sammt der Palette in der Linken hielt, und sagte zwischen den Zähnen: „Copie."

„Und Sie haben die Unverschämtheit, mir das so ruhig in's Gesicht zu sagen?"

„Na, natürlich! Sie wissen's ja schon, sonst thäten Sie nicht so wüthend."

„Schlagen Sie sich?" sagte jetzt Walter dumpf.

„Ja."

„Schön! Sie sind gefordert!"

„Warum nicht gar," rief jetzt der Künstler gemüthlich lachend; „wenn ich mich wegen dieser Sache schlagen wollte, könnte ich leicht ein paar Dutzend Duelle auf den Hals bekommen. Ich danke schön!"

„Betrüger!" rief Walter, „Unverschämter!"

„Unverschämt, ein wenig, kann sein," sagte Norbert mit unerschütterlicher Ruhe, „Betrüger, quod non. Man wendet, wie Sie wissen, im Kunst- und Pferdehandel diesen Ausdruck nicht an."

Walter zog die Schulter und gab sich Mühe, eine Verachtung ausdrückende, aber ruhige Haltung anzunehmen, und er war auch in der That etwas besonnener als anfänglich bei seinem ersten Eintreten. „Es ist mit dem Menschen nichts anzufangen," dachte er, „ich will ihn wenigstens ärgern."

„Das Ding, welches Sie mir da aufgehängt haben," sagte er jetzt, „ist hundeschlecht, jämmerlich copirt, eine wahre Sudelarbeit."

„So arg ist's nicht," versetzte Norbert, „ich

habe noch schlechtere verkauft, aber ganz unrecht haben Sie nicht, von den besten ist's keine."

Walter machte eine gleichgilige Miene und trat an's Fenster. Nach einer kleinen Weile sagte er, nachlässig über die Schulter blickend:

„Wo steckt denn jetzt das Original, welches Sie — — acquirirt haben, denn da man im Kunsthandel nicht betrügen sagen darf, wird man wahrscheinlich auch nicht „stehlen" sagen dürfen?"

„Das Original?" erwiderte Norbert, „wo soll es stecken? Ich denke drinnen in der Stadt, in der Gemäldegalerie. Oder nicht?"

„Ich habe sagen hören," sagte Walter, „daß es nach England oder sonst wohin außer Land verkauft worden sei."

Der Künstler, welcher während dieses ganzen Gespräches sich ununterbrochen mit seiner Arbeit beschäftigt hatte, wendete sich jetzt gegen Walter und machte eine halb Zustimmung, halb Verwunderung ausdrückende Miene, indem er mehrmals mit dem Haupte nickte.

„Ja, sehen Sie," sagte er, „das ist das Merkwürdigste von der ganzen Geschichte. Die drinnen in der Stadt behaupten bisweilen, wenngleich nicht gegen Jedermann und zu allen Zeiten, daß sie das Original besäßen. Die haarige Hinter-

seite thut immer noch Wunder. In der Hauptstadt, in welcher doch so viel kluge Leute leben, sind sie dann und wann auch der Meinung, es zu haben. Dann sitzen zu Frankfurt am Main ein paar ausgezeichnete Kunstliebhaber, welche viel Geld haben und trotzdem niemals Schweinebraten essen, und auch diese besitzen das Original. Man zeigt es in den Sammlungen französischer Herzöge, englischer Lords und russischer Grafen. Ist das nicht merkwürdig, ungeheuer merkwürdig? Geheimnißvoll bis zum Exceß!

Erkläre mir, o Derindur,
Diesen — —"

Walter ließ ihn nicht enden. „Schamlos ist es," rief er außer sich, „schamlos! schamlos bis zum Exceß." Er rannte aus der Stube, deren Thür er hinter sich zuschlug, daß die Fenster klirrten, und kam, wüthender, als er gegangen, im rothen Baue an.

Des Nachmittags erhielt er von Norbert einen Brief, dessen Fassung etwas verschieden war von seinem Benehmen am Morgen.

Er bat ihn freundlich, die Sache nicht so schlimm aufzunehmen, nicht so ernst zu behandeln. Es sei ein Scherz gewesen, vielleicht keiner von den besten, aber doch eben auch kein Verbrechen.

Dann erklärte er sich bereit, das Bild zurückzunehmen und die Kaufsumme zurückzuerstatten. „Lassen wir damit die einfältige Geschichte abgemacht sein," schloß das Schreiben, „und führen wir nicht Krieg mitten in unserer Ganerbschaft, die ein Symbol des Friedens ist."

Walter zerriß den Brief und sendete die Stücke zurück mit dem mündlichen Bescheide: Er wolle mit Leuten wie Norbert ferner nichts zu schaffen haben.

Dann bestellte er Arbeitsleute, und am nächsten Morgen begannen die Schanzarbeiten. Zuvörderst wurde der Steg abgebrochen, welcher über den Graben führte, dann wurde dieser mit Dorngesträuch und mit Steinen gefüllt und Samen von allerlei stachlichem Buschwerk und Unkraut dazwischen geworfen. Herr Walter leitete den Gang dieser Arbeiten, und die Galle stieg ihm, so oft gegen seinen Willen seine Blicke auf den gelben Bau fielen.

Zum ersten Male bedauerte er jetzt, kein ächter und wirklicher Ganerbherr zu sein, Reisige zu besitzen und ein Burgverließ, in welches er, nach siegreich ausgefochtener Fehde, den drüben im gelben Baue werfen könne. Den Halunken, den Raubritter! Unwillkürlich dachte er dabei

an den Stand seiner im Nothfalle zu bewaffnenden Macht. Die alte Erzieherin Erika's und eine, allerdings aber derbe und kräftige Bauermagd. Aber der Feind hatte keine besseren Truppen. Ebenfalls eine alte, abgelebte Köchin und einen krüppelhaften, hinfälligen Bauer, der in seinem Dorfe in's Abwesen gekommen war, und den Norbert zu sich genommen, vielleicht mehr aus Barmherzigkeit, als um eine Art von Diener zu haben.

Dem war seine stämmige Bärbel hinreichend gewachsen, wenn man in's Handgemenge kommen sollte. Er mußte fast lächeln, als er an diese Dinge dachte, aber sein Groll kehrte sogleich zurück, als er jetzt Norbert's ansichtig wurde, welcher anfänglich vom Fenster aus den Arbeitern zusah, dann aber herbeikam und drüben auf seinem Besitzthum jenseit des Grabens auf und nieder ging.

Obgleich die Entfernung zwischen Beiden kaum zehn Schritte betrug, gab sich Walter dennoch den Anschein, als bemerkte er jenen gar nicht, sondern ertheilte den Arbeitern Befehle, an welche Stellen noch Steine zu bringen oder Dorngesträuche zu legen seien. Aber er konnte jetzt seinen Aerger nicht länger bemeistern, als Norbert sich

einzumischen begann und mancher seiner Anordnungen wohlgefällig mit dem Haupte nickend beistimmte, andere verbesserte.

Er rauchte eine lange Pfeife und zeigte bisweilen, ohne sie aus dem Munde zu bringen, mit dem Kopfe derselben auf irgend eine Stelle des Grabens, indem er sagte:

„Hier noch ein paar Steine hineingeworfen," oder: „Hier einen Dornbüschel," wohl auch: „Brav! So ist's gut, da kommt Niemand herüber!"

„Gehen Sie zum Henker," rief endlich Walter zornig, „und kümmern Sie sich um Ihre Angelegenbeiten. Mein Graben geht Sie nichts an!"

„Doch," sagte Norbert, „doch; die Hälfte gehört mein, und also habe ich das Recht, diese Leute zu corrigiren, wenn sie nachlässig arbeiten oder einen Fehler machen."

„Den Teufel haben Sie, aber kein Recht, hier zu befehlen," schrie jetzt Walter fast außer sich; „ich bezahle die Leute, und ich allein lasse alle diese Arbeiten ausführen."

„Das höre ich gerne," versetzte Norbert, „ungemein gerne, und ich danke Ihnen, daß Sie ganz freiwillig diese Kosten für mich tragen. Es muß ein schönes Stück Geld kosten, den ganzen Graben auszufüllen!"

Walter zwang sich, höhnisch zu lachen, aber sein Lachen klang heiser und unheimlich, und er verließ das Schlachtfeld, da er Gelüste in sich verspürte, an irgend einer noch freien Stelle des Grabens hinüberzudringen in das Gebiet seines Feindes und diesen zu erwürgen.

In seinem Hause angekommen, brach aber seine ganze Heftigkeit aus, und er verwünschte Norbert, den Kunsthandel, die Ganerbschaft und sich selbst, während Erika weinte und die alte Haushälterin die Hände rang, da sie ihren Herrn, der sonst die beste Seele von der Welt, niemals in so grenzenloser Wuth gesehen hatte. —

Der Graben war unübersteigbar gemacht worden, und je nachdem Disteln, Dornen und Nesseln alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften auf das herrlichste entfalteten, hatte sich auch der Groll des Herrn Walter Tempelfest, einigermaßen wenigstens, gelegt, obgleich er keineswegs an eine Versöhnung dachte und mehrfache, durch dritte Personen eingeleitete Versuche Norbert's hierzu mit Entschiedenheit zurückwies. Kamen ihm einmal halbwegs versöhnliche und friedfertige Gedanken, so ging er in das Cabinet, in welchem die causa belli stets noch eingeschlossen war, und

versah sich auf's Neue für einige Zeit mit Aerger und Groll.

Was Norbert betraf, so hatte er, wie es schien, den Gedanken an einen zu schließenden Frieden ebenfalls aufgegeben, wenigstens machte er keine weiteren Versuche, ihn herbeizuführen; eben so wenig indessen reizte er Walter durch seine scheinbare Kaltblütigkeit, oder durch schlechte Späße, wie er es anfänglich gethan, sondern er that vielmehr, als sei dieser gar nicht auf der Welt oder für ihn wenigstens vollkommen unsichtbar.

Wenn zum Beispiel Beide zufällig ohnweit der verschanzten Grenze ihres Eigenthums irgendwie beschäftigt waren und irgend ein Fremder, der in Kunstangelegenheiten Norbert besuchte, fragte, wer der Herr dort drüben sei, so hielt dieser die Hand über die Augen und sagte: „Wo? Ich sehe Niemand!“ Walter aber hatte sich allmälig gewöhnt, dasselbe Verfahren einzuschlagen.

„Das ist aber ganz verrückt,“ hatte einmal ein Bekannter Norbert's gesagt, und dieser hatte geantwortet: „Zuverlässig, aber außerordentlich natürlich, da wir Beide ziemlich große Narren sind, ich und jener Unsichtbare dort hinter den Dornen und Disteln!“

Ganz anders machten es die Kinder der bei=

den in Feindschaft lebenden Väter, und ihre gegenseitige Neigung war durch jenen Zwiespalt unbedingt eher befestigt als gestört worden. Das ist indessen häufiger der Fall bei ähnlichen Verhältnissen, als es vielleicht den Anschein hat.

Was Walter betraf, so hatte er zwar seiner Erika nicht geradezu und direct verboten, mit Leander Umgang zu haben, vielleicht zum Theil schon deshalb, weil er den Graben für ein ziemlich sicheres Schutzmittel hielt, aber er hatte dennoch gesagt:

„Laufe nicht so viel dort am Graben auf und nieder, es giebt viel schönere Plätze, wo Du spielen kannst.“

Freilich hätte Erika gerne gesagt: „Aber mit wem soll ich denn spielen, wenn nicht mit Leander?“ Da sie aber ein Mädchen war, und bereits ein achtjähriges, so schwieg sie.

Norbert seinerseits hatte zu Leander gesagt: „Was hast Du denn an dem dummen, blonden Gänschen, daß Du immer dort am Graben herumkrabbelst und Dir die Höschen zerreißt an den Dornen, die der alte Narr da drüben dorthin gepflanzt hat?“

Leander aber, welchen vielleicht schon die an

die Kinderstube erinnernde Bezeichnung seiner Unaussprechlichen verdroß, antwortete sehr ernsthaft:

„Vater, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß die junge Tempelfest ein sehr verständiges Frauenzimmer ist."

Der Alte lachte, die Kinder aber hatten bereits Alles eingeleitet und organisirt. In der That nicht ohne mancherlei Schädigung des oben bezeichneten Kleidungsstückes hatte Leander einen Gang gebrochen durch die stachelige Vegetation des Grabens, natürliche Lücken benutzend, das Messer anwendend an anderen allzu undurchdringlichen Stellen, wohl theilweise auch in der Erde grabend, stets aber darauf bedacht, gegen oben eine schützende Decke seinem im Zickzack verlaufenden Kunstwerke zu belassen, und überhaupt Alles zu bergen und zu schirmen vor unberufenen Blicken.

So war der Eingang drüben auf der gelben Seite gar künstlich durch Reisigbunde verborgen und unsichtbar gemacht den väterlichen Augen des Herrn Norbert. Auf der rothen Seite des ganerbschaftlichen Grabens aber hatte er mit schlauer Berechnung Steinhaufen benutzt, die dort aufgethürmt waren, um den Uebergang zu erschweren oder zu verhindern, nun aber dazu dienen mußten, Erika vor etwaigen Späher-

blicken aus dem rothen Hause zu sichern, wenn sie in den gar artig ausgeschmückten kleinen Freundschaftstempel schlüpfen wollte, den er dort errichtet.

Da waren die Wände Dornenhecken, Bohnenstangen die schlanken Säulenschäfte, die das Gewölbe trugen aus Disteln und Nesseln. Der Boden war die blanke Erde, und Tisch und Stuhl gerundeter Feldstein.

Bisweilen kam ein Regenwurm auf Besuch oder ein Schattenkäfer, wohl auch eine Spinne, die aber das Gewölbe noch besser befestigt hatte durch Spinnen und Weben. Die Feldmäuse waren schon seltenere Gäste, doch aber waren alle wohl gelitten bei den Kindern, welche die thörichte Furcht nicht kannten vor dergleichen Gesellen.

Kindlicher Spiele aber trieben die Beiden eigentlich nur wenige dort in ihrem dornigen Verstecke.

Und was hätten sie auch spielen sollen? Sind doch die Spiele der Kleinen stets nur eine Nachahmung des bittern Ernstes, mit dem sich die Großen quälen. Leander aber und Erika kannten weder die Menschen, noch ihr Leben und Treiben von dem Standtpunkte aus, wie eben andere Kinder das Alles betrachten und täglich sehen,

denn Erika hatte die Ganerbschaft niemals verlassen, Leander nur einige Male, und selbst da nur auf kurze Zeit.

Hingegen hatte er viel, für sein Alter sogar unendlich viel gelesen, und sein Vater legte dieser seiner Leidenschaft nichts in den Weg.

„Er wird nicht verdorben werden durch Schlimmes, das mit unterläuft," sagte er, „das Meiste von dem versteht er nicht, eben weil es schlimm ist und er noch ein Kind, und kommt er in die Jahre, in welchen ihm allmälig das Verständniß für das Ueble sich erschließt, so tritt es ihm auch schon im Leben selbst entgegen, und er braucht es nicht erst in Büchern zu suchen. Ein Junge aber, der viel liest, hat Verstand und sucht sich zu belehren, und das muß man zu fördern suchen, nicht unterdrücken."

Wir wollen nicht untersuchen, inwiefern Norbert recht hatte in dieser seiner Ansicht; sicher aber war es, daß Leander, nachdem er einmal die Buchstaben kannte, mit ganz außerordentlicher Schnelligkeit lesen lernte, und daß es mit dem Schreiben eben so rasch ging, sowie daß Herr Norbert, nachdem der Knabe einmal so weit war, seine Lehrstunden auf ein Minimum reducirte, hingegen demselben fast ohne alle Auswahl den

Gebrauch seiner Bibliothek gestattete, welche ein buntes Gemenge aus allen Fächern der Wissenschaft, und alten und neueren belletristischen Werken war, wie er solche eben in Auctionen erstanden, oder irgendwie erhandelt hatte.

Saß nun also Leander mit Erika im Freundschaftstempel, wie er die Dornhöhle benannt hatte, so war es meist er, welcher sprach und häufig genug wohl bunt gemengt erzählte, was er gelesen und was er nun anwendete auf Beider kindliches Leben.

Er sei Leander, das sei natürlich, sagte er, denn er heiße ja wirklich so, sie aber sei seine Hero, und wie jener durch's Wasser geschwommen sei, so wäre er durch die Dornen gekrochen, sie zu besuchen.

Ein andermal nannte er sie Dornröschen und erzählte ihr das liebliche Märchen. Sie hörte ihm staunend zu und war glücklich, daß sie eine solche treffliche Prinzessin sei, aber endlich sagte sie dennoch schüchtern:

„Aber ich heiße ja gar nicht Röschen, obgleich ich hier in lauter Dornen sitze.“

„Dann bist Du die Prinzessin Erika,“ sagte er, „mein Heideblümchen,“ und als sie Tags darauf in den Freundschaftstempel geschlüpft war,

jubelte sie freudig auf, denn er war mit Heidekraut gar artig geschmückt, das Gewölbe und die Wände und der Boden mit glänzendem grünen Moose belegt, so daß man fast glauben konnte, sich in einem lauschigen, heimlichen Waldeswinkel zu befinden, oder im Schlafkämmerlein der Waldfee.

Jetzt erzählte er ihr täglich neue wunderbare Märchen und hatte eben durch das Heidekraut einen großen Sieg errungen.

Denn oft schon hatte er früher sich selbst eingeflochten in Geschichten von Feen und Elfen und in allerlei andere Zaubergeschichten, und sie hatte bisweilen Bedenken geäußert, ob denn das wirklich so gewesen sein könne, da, sowie ihr Herr Walter, auch ihm sein Vater höchst selten nur gestattete, sich auf kurze Zeit von der Ganerbschaft zu entfernen. Es waren ein paarmal Zigeuner gesehen worden in der Gegend, und die Väter trugen da billige Bedenken.

Nun aber, da er die Erika-Beute wirklich draußen gewonnen im Walde, glaubte sie willig ihm Alles.

Und warum sollte die erwachende Liebe, die frisch erblühende, nicht Alles glauben, klammerte sich ja die vertriebene noch an einen schwachen Schimmer der Wahrheit!

So vertraute er ihr jetzt an, wie er heimlich des Nachts seine Schlafkammer verließe und draußen im Walde und in der dunklen Schlucht verkehre mit allerlei seltsamen Wesen, stets muthig und unverzagt, wie das bei den Prinzen und Rittern von jeher im Gebrauche gewesen.

„Ach! könnte ich auch nur einmal die Elfen tanzen sehen, draußen im Mondscheine auf den Spitzen der Gräser, und ausruhen dann in den Kelchen der Waldblumen," sagte sie.

Er versprach ihr, wäre sie erst noch größer geworden und verständiger, wolle er sie einmal mit sich nehmen.

„Wenn aber dann die Kobolde kämen," sagte sie, „ich glaube, ich würde mich zu Tode fürchten."

Er lächelte überlegen: „Wir sind die besten Freunde, und sie würden sich freuen, Dich kennen zu lernen."

„Ist es denn wahr," fragte sie wieder, „daß der bleiche Mondmann bisweilen auf die Erde steigt und die Menschen bezaubert mit seinen gespenstigen Augen?"

„Es kann sein, aber ich fürchte ihn nicht!"

„Und der Währwolf?"

„Den fälle ich mit dem silbernen Jagdspeere, den ich stets bei mir führe."

Vom Hader der Väter sprachen die Kinder fast nie. Sie wußten die Ursache nicht, denn hatte Herr Walter auch anfänglich schlimme und heftige Worte gesprochen, so schalt er doch später nicht weiter, und weder er noch Norbert hatte jemals des Bildes erwähnt. Aus Gründen wohl Jeder, wenn gleich aus verschiedenen. Da aber die Kinder nicht sonderlich gestört wurden in ihrem Verkehre, so forschten sie eben nicht viel nach dem Grunde jenes Zwiespalts, der sie Beide noch fester verbunden.

Trotz der jugendlichen Sorglosigkeit stand aber doch vor Beiden ein drohendes Gespenst, ein Schrecken, der sonst keiner gewesen für sie, ja wohl mancherlei Lust und Freude gebracht — der Winter!

Was sollte aus dem Freundschaftstempel werden, wenn der Gießbach in der Schlucht in eisige Fesseln geschlagen, wenn die Waldbäume draußen ächzten unter der Last des Schnees, und selbst die beiden feindlichen Burgen bedeckt waren mit einer einzigen, weithin durch das Land sich dehnenden Schneedecke; wenn mächtige Holzstücke im großen Kachelofen knisterten und die Meise am Fenster pickte, wenn es zum Vesperbrot keine Kirschen, Aprikosen, Birnen und Pflaumen mehr

gab, sondern Butterbrot, oder höchstens überwinterte Aepfel?

Was dann?

Zwar erklärte Leander, daß er einen andern, neuen Freundschaftstempel construiren werde, aus Steinen und Holz, den er heizbar einrichten wolle und der den Namen „der Winterpalast" führen solle, aber Erika schüttelte traurig ihre blonden Locken. Sie hatte gläubig gelauscht, als er von Elfen und Feen gesprochen, aber hier überwog der praktische Sinn, der häufig den Frauen innewohnt schon in zartester Jugend.

„Das geht nicht," sagte sie traurig, „ein ordentliches, rechtes Haus können wir nicht bauen, und dann, sie lassen uns gar nicht hinaus, wenn's einmal gefroren hat und Schnee gefallen ist. Das ist das Schlimmste."

Sie weinte und gab sich jetzt nicht recht zufrieden, als Leander sagte, daß der Mensch könne, was er wolle, und daß der ächte Mann niemals verzagen müsse.

Die gefürchtete schlimme Zeit aber rückte näher und näher. Kurze Zeit nur hatten die Bäume ihre bunte Blätterjacke getragen, und schon standen sie bedrohlich kahl und blattlos, und draußen auf den Bergen schienen die Fichten von Tag

zu Tage dunkler und finsterer hinabzublicken in die Schlucht, in welcher die Nebel wallten und wogten, und sich nur wenig zu fürchten schienen vor den bleichen und schwächlichen Strahlen der Sonne, die sich bisweilen hervorstahlen aus grauen, ziehenden Wolken.

Auch drinnen in der Ganerbschaft sah es herbstlich genug aus. In dem kleinen Lust- und Ziergarten des Herrn Tempelfest grünte nur noch einiges Unkraut, das sich wenig um Herbstwind und Nebel zu kümmern schien, die Kinder der Flora waren gestorben, und selbst die letzten Gaben der Göttin, die buntfarbigen Astern, waren verschwunden, oder hingen welk an geknicktem Stengel. Dann sah man vor den Kellern allerlei Abfälle liegen von bereits eingeheimsten Wintervorräthen: Rübenblätter und Kartoffelkraut und Reste von mannichfachem Wurzelwerk. Man nimmt es nicht so genau mit Aufräumen und Säubern im Spätherbste. Der Winter, der so reinlich thut mit seiner weißen, blendenden Schneedecke, versudelt dennoch den saubersten Hofraum, und thut auch gerade er selbst das nicht, so thut es doch wenigstens das Thauwetter. Das bleibt sich gleich.

Und eben in diesem Jahre schien er strenger

werden zu wollen als gewöhnlich, und Lust zu tragen, früher als sonst sein Regiment anzutreten; das besagten die frühzeitig gefallenen Blätter, der rauhe Wind, den er in's Land geschickt als seinen Vorläufer und Herold, und ferner auch die Thierwelt, die das wohl eher gewußt als die Menschen.

Die Vierbeinigen trugen schon wacker ihre Winterpelze, und was die Vögel betrifft, die sonst ein leichtsinniges Volk, so war ein Theil derselben doch längst schon fortgezogen in seine behagliche Winterheimath, und andere, die wohl zwar auch in der strengen Jahreszeit uns nicht gänzlich verlassen, oder doch nur vom Gebirge niederziehen in die Ebene, kamen truppweise geflogen, rastend bisweilen auf Dach und Hofraum der Ganerbschaft, und dann eilig weiterziehend hinunter in's Land.

Um diese Zeit kam eines Abends, als man bald das Licht ansteckte, die kleine Erika in die Wohnstube, die wir früher schon flüchtig geschildert, und welche jetzt durch ein mäßiges Feuer angenehm durchwärmt war, während ein gewisser lieblicher Duft den ganzen Raum durchzog.

„Kind," sagte die alte Anna, die sie bis jetzt erzogen, „Kind, laufe nicht mehr so lange da

draußen herum in der Kälte. Herr Jesus! Deine Hände sind ja ganz erstarrt, und Dein Kleidchen und Dein Haar sind feucht von Duft und Nebel. Wenn das der Vater sähe! Aber komm nur und wärme Dich, da, und iß!"

Es war ein gebratener Apfel, den sie der Kleinen gab, und der so appetitlich gerochen, aber Erika, obgleich sie ihre Lieblingsspeise aus den Händen Anna's nahm, blickte doch traurig darein, und ging fast gleichgiltig daran, ihn zu genießen.

„Erika," sagte die Alte vorwurfsvoll, „was soll das heißen? Ich habe Candis hineingethan, und Du magst ihn gar nicht!"

Aber jetzt barg das kleine Mädchen weinend ihren Kopf in dem Schooße Anna's, und diese streichelte mitleidsvoll ihre blonden Locken, ohne vorerst zu wissen, was ihr fehle.

„Was fehlt dem Kinde?" fragte jetzt Herr Walter, der während dessen in die Stube getreten war. Und nun rief Erika laut schluchzend:

„Ach Leander, er muß fort und hat eine Anstellung bekommen, oder erhält sie demnächst, er ist ein Autodidakt geworden, oder etwas dergleichen!"

Sie weinte jetzt heftiger.

„Welch ein Unsinn ist das," sagte Herr Walter, „wer hat eine Anstellung bekommen, der einfältige Junge? Das ist ja nicht möglich, oder der alte — —" er verschluckte das Wort und fuhr fort: „Aber, Erika, sei vernünftig, warum weinst Du, und wer muß fort?"

Erika schien keinen Grund mehr zu haben, ihr Geheimniß, welches man ohnedies vielleicht längst schon gewußt oder errathen, länger zu bergen, vielleicht preßte ihr auch der Kummer das Geständniß ab, kurz, sie erzählte jetzt Folgendes in ziemlichem Zusammenhange:

Als sie heute mit Leander im Freundschaftstempel zusammen gewesen, war ihr Freund anfänglich ungewöhnlich ernst und schweigsam, hierauf aber machte er ihr folgende Eröffnungen.

Sie müßten sich trennen, hatte er gesagt, und da sie ohnedem in kurzer Zeit sich heirathen wollten, so sei es nöthig, daß er so bald als möglich sich eine feste Stellung erwerbe, einen Posten erringe, was ihm übrigens gar nicht fehlen könne. Sein Vater habe daher beschlossen, ihn in einigen Tagen fort in die Stadt auf die Universität zu schicken, und dann — —

„Erika," sagte Herr Walter, „was ist dies für ungewaschenes Zeug! Der kleine Knirps ist

ja kaum dreizehn Jahre alt, wie kann denn der auf die Universität kommen?"

„Ja!" rief die Kleine eifrig, „das habe ich auch gesagt, denn ich habe wohl gehört, wenn bisweilen Deine Freunde von früher hier auf der Ganerbschaft waren und Ihr vom Studentenleben spracht, daß die Studenten große, ausgewachsene Menschen sind, welche sich mit Degen duelliren und vieles Bier trinken; aber Leander sagte mir, daß er ein Autodidakt sei, ein junger Mann, der Alles von sich selbst gelernt habe, was man den Anderen mühsam und langweilig eintrichtern müsse, und duelliren will er sich auch — —"

Herr Walter unterbrach sie abermals.

„Ich will morgen an den Alten da drüben schreiben," rief er zornig, „daß er seinem dummen Jungen verbietet, Dir solches einfältige Zeug in den Kopf zu setzen."

Aber Erika sagte halb trotzig, halb furchtsam:

„Das hilft nichts. Er wird schon morgen oder übermorgen ein Student und reist ab."

Vielleicht trug dieser Umstand am meisten dazu bei, Herrn Walter zu beruhigen, denn er sagte nur noch:

„Glaube doch die tollen Dinge nicht, Erika, und sei ein verständiges Mädchen.“

Leander aber bezog einige Tage später wirklich, wenn auch nicht sogleich die Universität, doch wenigstens vorläufig eine Lateinschule, und wir vermuthen, daß die Briefe, welche er von dort aus in der ersten Zeit an Erika sendete, von der Hand irgend eines der tyrannischen Väter aufgefangen worden sind, denn in die Erika's kam keiner derselben.

Es mag aber wohl sein, daß der Entschluß Norbert's, seinem Sohne jetzt einen regelmäßigen Unterricht angedeihen zu lassen, trotz aller gegenseitigen Feindschaft, auch auf Walter einwirkte, denn er dachte jetzt ernstlich daran, Aehnliches auch mit Erika vorzunehmen; als es aber nach mancherlei Rücksprachen, Berichten und Reisen dazu kam, sich von seiner Tochter zu trennen und sie in ein Erziehungsinstitut zu senden, wurde ihm erst recht vollkommen klar, mit welcher unendlichen Zärtlichkeit er an ihr hing, und daß es ihm unter keiner Bedingung möglich sei, sie von sich zu lassen.

Er nahm deshalb eine Erzieherin zu sich und machte bisweilen kleine Reisen, um ihr, wie er sagte, die Welt auch von einem andern Stand-

punkte zu zeigen, als von der Ganerbschaft aus; aber Beide, er und Erika, waren stets froh, wenn sie, heimkehrend aus der Ferne, die hohen Giebel des rothen Baues wiedersahen, und fühlten sich nirgends glücklicher als zu Hause in den alten Mauern. Was das Verhältniß zu Norbert betraf, so waren beide Nachbarn, wie es den Anschein hatte, die gegenseitige Feindschaft gewohnt geworden, und hatte auch Norbert längst aufgehört jene kleinen Neckereien auszuüben, welche in der ersten Zeit ihres Haders Walter fast zur Verzweiflung gebracht hatten, so war bis jetzt doch noch nicht der geringste Versuch irgend einer Annäherung gemacht worden, und Beide schienen für einander nicht auf der Welt zu sein.

So waren Jahre dahingegangen, die Erzieherin Erika's hatte die einsame Ganerbschaft verlassen, und Erika war jetzt eine blühende Jungfrau geworden, während Herr Walter mißfällig die ersten grauen Haare in Haupthaar und Bart betrachtete, als aber deren mehrere erschienen, dessen gewohnt ward, fleißig studirte und selbstverständlich mit mehr Auswahl sammelte als in früheren Zeiten.

Erika hatte einigemal in der ersten Zeit nach Leander gefragt, ob er nicht bald wiederkehre, und

Erkundigungen einzuziehen versucht hinsichtlich seiner demnächst erfolgenden Anstellung; als aber nachdem die Gouvernante in's Haus gekommen war, allerlei Studien getrieben wurden und endlich sie selbst verständiger und klüger wurde, sprach sie nicht weiter von dem Jugendgespielen, und Herr Walter, der anfänglich unklar war, ob sie ihn vergessen, oder aus anderen Gründen schwieg, beachtete nun die Sache nicht weiter. Zudem war Leander während der ganzen Zeit nur ein einziges Mal bei seinem Vater auf Besuch gewesen, und der Zufall hatte es gefügt, daß Walter selbst und Erika eben jenes Mal abwesend waren, dann aber kam er nicht mehr auf die Ganerbschaft. Norbert hatte in dieser Beziehung gerade das entgegengesetzte Prinzip beobachtet als Walter, der seine Tochter nicht von sich lassen wollte.

„Wenn ein junger Mensch gebildet und geschult werden soll draußen in der Welt," sagte er, „so taugt es nicht, wenn er alle Augenblicke in's Vaterhaus zurückkommt. Da wird Alles wieder verdorben, was draußen gut gemacht worden. Ich besuche den Jungen ein paarmal im Jahre, und damit ist die Sache abgemacht. Hat er ein Herz, so bewahrt er vielleicht die

ersten Jugenderinnerungen treuer und reiner auf diese Weise, als wenn sie bei jedem Besuche unwillkürlich zusammenfließen mit dem draußen Erlebten."

Sie mag nicht ganz ohne Grund gewesen sein diese Ansicht Norbert's, aber da endlich Alles vorübergeht, so schwand auch diese Zeit, und eines Tages meldete die alte Anna Herrn Walter, daß „der junge Herr von drüben" gestern Abend angekommen sei und einige Monate bleiben werde. Er wäre ein großer und hübscher junger Mann geworden, sagte die Alte, und die Köchin des Herrn Norbert habe ihr mitgetheilt, daß der Letztere ganz außer sich vor Vergnügen über den Jüngling sei, und sein Stolz und seine Freude keine Grenzen habe.

Walter brummte etwas in den Bart von ewigem Plaudern mit fremden Dienstboten, aber die Alte schien es nicht viel zu beachten. Längst schon stand die Dienerschaft des rothen und gelben Baues in gutem Vernehmen, sie schwatzten zusammen, wenn sie sich draußen auf dem Felde, bei irgend einer ländlichen Arbeit trafen, und wechselten sogar freundliche Worte hinweg über das ständige Zeichen der Feindschaft ihrer Herren, über den trennenden Graben.

Da dies Alles nicht wohl zu hindern war, ließ es Herr Walter geschehen, und es kam ihm selbst einige Male vor, als beneide er seine Leute, welche nun eine Ansprache hatten, in ihrer Einsamkeit, die ihm jetzt fehlte. Aber auch das war nicht zu ändern!

Nun wir aber bei dem Punkte unserer Erzählung wieder angelangt sind, bei welchem wir sie oben verließen, um in eine ungebührlich lange, ja den größten Theil der Geschichte bildende Einschaltung zu gerathen, müssen wir den geneigten und gütigen Leser dieses ungewöhnlichen Ganges halber dringend um Entschuldigung und Nachsicht bitten, und dies um so mehr, da wir selbst kaum eine andere Entschuldigung zum Vorschein bringen können, als die, daß wir uns eben ein wenig stark verplaudert haben.

Herr Walter Tempelfest beobachtete von jetzt an, nämlich seit der Wiederkehr Leander's, seine Tochter mit scharfen und fast argwöhnischen Blicken, denn es war ihm nicht entgangen, daß die Nähe ihres Jugendgespielen eine auffallende Veränderung in ihrem ganzen Wesen hervorgebracht hatte.

Das heitere und stets fröhliche Mädchen war plötzlich wenn nicht gerade schwermüthig, doch

wenigstens ernst und nachdenklich geworden, und mehrmals hatte Herr Walter beobachtet, daß sie viel häufiger, als es ihm nöthig und wünschenswerth schien, nach dem gelben Baue blickte, während sie zugleich allerlei naive Fragen stellte, die Ganerbschaft betreffend, und einmal selbst, ohne viele Umschweife zu machen, nach dem Grunde der Mißhelligkeiten fragte, welche ihren Vater und Norbert entzweiten.

Herr Walter dachte sich endlich mehr und mehr in Zorn und Aerger hinein.

„Ich erschieße ihn, wenn er es wagt, die einfältigen Dinge von früher fortzusetzen," sagte er zu sich selbst; dann fand er es doch für zweckmäßiger, vorher die Befestigung des Grabens auf's Neue in guten Stand zu setzen, um ein Zusammenkommen der jungen Leute zu verhindern, und gleichzeitig einen energischen Brief an Norbert zu schreiben.

Als er aber darüber nachsann, wie er dieses Schreiben abfassen wolle, fiel ihm glücklicherweise noch zu rechter Zeit bei, daß er sich offenbar durch eine solche Maßregel gründlich blamiren würde. Der junge Mann war schon einige Tage in dem Hause seines Vaters und hatte sich, so viel ihm, Walter, wenigstens bekannt war, noch

nicht einmal auf dem Hofraume des gelben Hauses blicken lassen, während seine Erika in der allerneuesten Zeit plötzlich eine leidenschaftliche Gärtnerin geworden war, den Garten ohnweit des Grabens mit eigener Hand pflegte, und auch längs der Linie des letzteren sich Allerlei zu schaffen machte.

Sie war es also eigentlich, welche nach Leander blickte, nicht er nach ihr, und der alte boshafte Norbert hätte da treffliche Gelegenheit gehabt, mit allerlei spitzigen Redensarten zu antworten.

Wollte er aber Erika den Besuch des Gartens verleiden, so machte er sie vielleicht erst recht aufmerksam auf Dinge, an welche sie vorher gar nicht gedacht. Er schwieg also; auch die Aufbesserung der Befestigung unterblieb, und er beschränkte sich allein darauf, Erika sorgfältig zu überwachen und täglich einige Male versteckt hinter den braunen Vorhängen seiner Studirstube, mittelst eines Fernrohres in's Lager des Feindes zu blicken, um nach irgend einer verdächtigen Bewegung desselben zu spähen oder des gefürchteten Leander ansichtig zu werden.

Freilich wußte er nicht, daß Erika, hinter grünen Vorhängen und ein Stockwerk höher, dasselbe Manöver vornahm, wenngleich mit dem-

selben negativen Resultate als er selbst, denn weder sie noch er sahen ein einziges Mal den in's Vaterhaus Zurückgekehrten, und mit Ausnahme der Dienstleute ließ sich drüben Niemand blicken.

Erika seufzte tief auf nach jedem vergeblichen Versuche. „Er hat mich vergessen," sagte sie zu sich selbst, „mich, seine Prinzessin, sein Dornröschen, sein Heideblümchen." Dann wurde sie glühend roth. Unklare Gedanken tauchten auf in ihr von anderen Röschen und Blümchen. Eifersucht! die erste in ihrem jungen Herzen! Sie that sich Gewalt an, nicht zu weinen, und verließ unmuthig das Fenster, um indessen nach kurzer Frist eine erneute, abermals fruchtlose Beobachtung anzustellen.

Was Herrn Walter betraf, so legte er, ganz im Gegentheile, jedesmal sein Fernrohr höchst zufrieden wieder von sich.

„Der abgeschmackte Junge wagt es nicht, da drüben viel umherzulaufen," sagte er, „oder wohl gar am Graben zu spioniren. Er kennt mich und traut mir nicht. Aber er hat recht, ich wollte ihn auch schlimm heimleuchten!"

Als Herr Walter einige Tage später, als ihn, wie wir gehört haben, Erika so angelegentlich

nach den Verhältnissen der Ganerbschaft gefragt hatte, eben wieder, mit demselben Erfolge wie früher, nach dem gelben Baue gesehen hatte, ging er höchlich zufrieden in eine andere Stube, welche gegen die Ebene hin gelegen war, und von welcher aus man den Thorweg übersehen konnte.

Erika saß dort am Fenster in der Vertiefung, welche die mächtigen Mauern bildeten, beschäftigt mit einer weiblichen Arbeit, und als Walter ihrer ansichtig wurde, glaubte er, daß jetzt wohl der passende Zeitpunkt gekommen sei, Leander's wegen mit ihr zu sprechen.

Ich werde, dachte er, so ganz wie zufällig anfangen von ihm zu reden, und merken lassen, daß er die Courage nicht hat sich sehen zu lassen. Das wirkt. Einen Kerl, der sich fürchtet, mögen sie Alle nicht. Ich kenne das von früher.

In diesem Augenblicke sprang Erika, welche zufällig durch's Fenster gesehen hatte, auf und rief:

„Er kommt! O du mein Gott! Er ist es!"

Sie war todtenbleich geworden und lief, offenbar ohne genau zu wissen was sie that, auf die Thür der anstoßenden Stube zu, als wollte sie sich flüchten, aber sie wandte sich alsbald wieder und ging gegen die Thür, durch welche ein

etwaiger Besuch eintreten mußte, aber auch diese erreichte sie nicht, sondern blieb jetzt, heftig zitternd, in der Mitte der Stube stehen.

„Wer kommt? Wer ist es?" rief während dessen Herr Walter! „Was zum Henker giebt es denn?"

„Leander!" sagte jetzt Erika, indem sie plötzlich purpurroth wurde.

Merkwürdigerweise schien dieses einzige Wort auf den Vater einen ganz ähnlichen Einfluß zu üben, wie der Blick durch's Fenster auf die Tochter.

Auch Herr Walter schritt, offenbar mechanisch auf jene Thür zu, als wolle er davongehen, dann aber wendete er sich um, und indem er ebenfalls stehen blieb, fiel ihm ein, daß er sich verläugnen lassen wolle.

„Laufe hinaus und sage, ich sei ausgegangen," wollte er sagen; aber glücklicherweise sagte er es nicht, denn er bedachte, wie lächerlich es wäre und wie er da dem Feinde ohne Schwertstreich das Schlachtfeld überließe.

Er sagte daher dasselbe, was Erika gesagt hatte: „Leander!?" und sah mit eigenthümlichen Blicken nach der Thür.

Der Erwartete oder Gefürchtete ließ Beide in

dieser Situation nicht lange, denn nach einigen Augenblicken pochte es, die Thür flog auf, ein schmucker junger Mann, fast größer als Herr Walter selbst, trat rasch ein, blieb einen Augenblick lang stehen und sprang dann mit einem Freudenschrei auf Erika zu, faßte ihre beiden Hände in die seinen und sah ihr in die Augen; plötzlich aber ließ er ihre Hände los und umarmte und küßte sie auf das zärtlichste.

Was das Fräulein Erika Tempelfest betraf, so umschlang sie ihrerseits Leander ganz auf gleiche Weise, und gab ihm ehrlich alle erhaltenen Küsse zurück.

Herr Walter Tempelfest endlich machte einen krampfhaften Versuch zu lächeln, der aber vollständig mißlang, und hierauf sagte er, wahrscheinlich ohne recht zu wissen, was er sagte:

„Ausgezeichnet schön!"

Aber weder Erika noch Leander schienen diese Anerkennung ihres Handelns zu bemerken, ja überhaupt von seiner Gegenwart eine gewisse Zeit lang die mindeste Notiz zu nehmen; endlich aber wand sich Erika aus den Armen ihres Jugendfreundes und zog sich, erglühend bis an die Schläfe und mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, in ihre Fensternische zurück, und jetzt

glaubte Herr Walter, welcher sich mittlerweile wieder einigermaßen gesammelt hatte, daß der passende Augenblick gekommen sei, als Hausherr und Vater aufzutreten. Er trat daher zu Leander und sagte:

„Junger Herr! Ihr Benehmen —" aber er stockte sogleich wieder, denn der junge Mann weinte, weinte so heftig, daß Herr Walter, auf welchen Thränen von jeher einen ganz eigenthümlichen Eindruck gemacht hatten, ihn ansah und hierauf sagte:

„He! zum Teufel! Warum heulen Sie denn, Herr Leander?"

Es ist hier nicht der Ort, zu entwickeln, ob ein Mann bei gewissen Gelegenheiten weinen soll oder darf; wir wollen nur einschalten, daß wir selbst sehr verständige, brave und muthige Männer Thränen vergießen sahen bei Anlässen, bei welchen Einfältige, Heuchler und Feiglinge vielleicht gelächelt hätten, und dann wollen wir hinzufügen, daß es fast den Anschein hatte, als hätten die Thränen, welche Leander in diesem Augenblicke vergoß, unbedingt alle die schlimmen Befürchtungen und drohenden Schattenbilder hinweggewaschen, welche vor Herrn Walter in den letzten acht Tagen aufgestiegen, ja daß sie selbst in Be=

ziehung auf frühere Zeiten nicht ungünstig wirkten, und daß durch dieselben die oben angedeuteten Besorgnisse in dem Herzen der kleinen Erika zuverlässig vollständig verschwunden waren, denn eine Stunde später saßen die drei Menschen friedlich bei einem frugalen Mittagsmahle im rothen Baue zusammen, Leander und Erika glücklich, weil sie sich vorläufig ansehen durften, und Walter ebenfalls glücklich, weil er gerechten Grund zu haben glaubte, mit einem der Bewohner des gelben Baues wenigstens nicht mehr zürnen zu dürfen.

Als er den jungen Mann gefragt hatte: „Warum heulen Sie denn, Herr Leander?" war dieser ihm ebenfalls um den Hals gefallen, und hatte endlich schluchzend gesagt:

„Weil ich wieder da bin und meine herzige, liebe Erika wiedersehe, und auch Sie, lieber Herr Walter, und innerlich lache ich vor lauter Vergnügen und Freude, wenn ich gleichwohl äußerlich flenne wie ein dummer Junge. Nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Walter."

Daß er die Erika geküßt hatte, deshalb entschuldigte er sich nicht; es kam beinahe Herrn Walter auch vor, als sei das ganz in der Ordnung gewesen, und dann erzählte Leander, wie

er jetzt wirklich auf der Universität sei, und gab ganz unbefangen allerlei tolle Streiche zum Besten, welche er mit anderen lustigen Brüdern vollführt hatte.

Daß er beim Essen bliebe, schien Walter jetzt so natürlich, wie das vorhin mit der Erika, und als man später, was selten des Mittags geschah, ein Glas Wein trank, ward der Alte so heiter, wie er es seit langer Zeit nicht gewesen.

Jetzt erzählte auch er Geschichten von früher und ließ nicht undeutlich merken, daß er und seine Freunde es wohl noch bunter getrieben, als heutzutage Leander und die seinen, ja es kann sein, daß er selbst ein wenig in's Renommiren verfiel, und als Erika einmal sagte: „Aber, Vater, da hast Du ja ganz tolles Zeug getrieben, das hätte ich in meinem Leben nicht geglaubt!" stieß er mit dem jungen Studenten an und sagte: „Freilich, aber das muß so sein! Die flottesten Bursche werden nachher die solidesten Leute, aber die Kopfhänger schlagen erst später aus, wenn's nicht mehr paßt für Stand und Jahre. Das taugt dem Henker nicht!"

Endlich sagte Leander schüchtern: „Ich soll Sie auch recht schön vom Vater grüßen."

„Ist es wahr?“ versetzte Walter überrascht und fast ein wenig in Verlegenheit.

„Freilich,“ erwiderte der junge Mann, „das heißt, wenn der Herr Walter einen Gruß von mir annehmen will, sagte der Vater.“

„Und hat er Ihnen gesagt, wie — warum wir eigentlich — so zu sagen gespannt sind?“

„Nein,“ versetzte der junge Mann unbefangen, „niemals ein Wort; aber als ich heute ging, sagte er: „Er hat's ein wenig zu scharf genommen, der da drüben im rothen Baue, aber ganz unrecht hatte er nicht.“

„Hm,“ brummte Herr Walter, „es kann wohl sein!“

Im Verlaufe des weiteren Gespräches erzählte dann Leander, wie es gekommen, daß er fast schon acht Tage auf der Ganerbschaft, und noch nicht in den rothen Bau gekommen, ja überhaupt unsichtbar gewesen sei.

Gleich am Tage seiner Ankunft hatte er herüber gewollt, aber Herr Norbert hatte es ihm gewehrt.

„Was thust Du drüben?“ hatte er gefragt, „und zumal gleich am ersten Tage willst Du als Sohn den Hausfreund spielen, während wir, die Alten, zürnen? Und dann laufe mir nicht viel

im Hofe umher. Es wäre noch lächerlicher, wenn die drüben am Graben herumspazieren und wir, auf unserer Seite, nun thäten, als sähen wir sie nicht."

„Ja," hatte Leander geäußert, „ich will sie aber sehen, speciell die Erika."

„Das ist einfältiges Zeug," rief Herr Norbert, worauf Leander sagte:

„Eigentlich ist das Tusch! Zieht aber nicht vom Alten."

„Ich folgte aber doch," fuhr Leander fort, „ging nicht herüber und betrat den Hof nicht; heute Morgen jedoch sagte der Vater: Thue, was Du nicht lassen kannst, und laufe hinüber. Du verdirbst Dir sonst gründlich die Augen mit dem ewigen Gaffen durch's Fernrohr. Da komme ich denn gleich herüber."

„Wie," sagte Herr Walter, „Sie haben auch durch's Fernrohr gesehen?"

„Ja," versetzte der junge Mann ernsthaft, „aber nicht vom Fenster aus, sondern ich richtete mein Observatorium in der Mitte der Stube auf, weil ich hier, im rothen Baue, an den Vorhängen allerlei verdächtige Maßregeln bemerkte."

Erika ward roth, und Walter reichte ihm lachend die Hand. „Wir brauchen dergleichen Geschütze

jetzt nicht mehr," sagte er, „kommen Sie nur, so oft Sie wollen, Sie sind uns stets willkommen."

Als er endlich gegangen, belobte ihn Herr Walter bei Erika und sagte, er hätte im Leben nicht geglaubt, daß Leander, der als Junge ein grauenhafter Faselhans gewesen, ein so verständiger junger Mann werden würde.

Erika erwiderte nichts, aber er sah wohl, daß sie in stiller Seligkeit schwelgte, und er selbst hatte seine eigenen Gedanken.

Lange war er nicht so heiter gewesen als heute, und als der junge Mann wieder gegangen war, kam es ihm vor, als sei Alles öde und einsam. Dann dachte er, wie gemüthlich er früher mit Norbert die Abende zugebracht hatte, und eben das zu der gegenwärtigen Jahreszeit, in welcher die Abende schon länger wurden, und wo man sich allmälig behaglich einzurichten begann auf den Winter.

„Für was haben wir denn eigentlich eine Ganerbschaft," dachte er, „wenn wir ewig zürnen und grollen?" Dann lächelte er über sich selbst, da er sich auf gleichen Wegen ertappte, wie Erika vor einigen Tagen. Aber eine Versöhnung? Sollte er nachgeben, da jener die Schuld trug? Daß Norbert das zur Hälfte selbst eingestanden,

war freilich bereits ein Schritt, sollte er den zweiten thun?

Er dachte nicht daran, daß dies eigentlich schon reichlich geschehen sei durch die freundliche Aufnahme Leander's, aber er dachte an Erika. „Das Kind ist verliebt in den flotten jungen Burschen, und dahier in unserer Einsamkeit kommt sie auch nicht auf andere Gedanken!"

Es wäre ihm auch gar nicht recht gewesen, wenn das geschehen wäre, und eine Versöhnung erschien ihm wünschenswerth mit seinem alten Freunde. Aber das Wie, das leidige Wie!

Er beschloß es abzuwarten. Ohne Zweifel kam Leander bald wieder, da leitete sich vielleicht allmälig ein gegenseitiges Entgegenkommen ein, oder ein Zufall trat einend und sühnend auf.

In der That erschien auch der junge Mann nun täglich und brachte stets „einen Gruß vom Vater," den Herr Walter auf gleiche Weise erwiderte; am dritten Tage aber kam mit dem Boten, der wöchentlich einmal mit Briefen und Zeitungen erschien, eine Nachricht, welche bei Walter einen raschen Entschluß hervorrief.

Eine großartige Auction war angesagt worden von den verschiedenartigsten Kunstgegenständen, und dies zwar in einer kleinen Handelsstadt,

welche man von der Ganerbschaft aus bequem in einem Tage erreichen konnte. Walter hatte längere Zeit keinem solchen Verkaufe mehr beigewohnt und war schnell entschlossen, die Auction zu besuchen und, wäre es nur halbwegs möglich, Mehrerlei zu kaufen. Für den Winter gäbe dann das Ordnen und Sichten des Erworbenen die angenehmste Beschäftigung, und er habe, sagte er zu Erika und Leander, welcher eben anwesend, eine gewisse Ahnung, daß er dort Treffliches erobern werde.

Innerlich hegte er vielmehr die Hoffnung, daß Norbert die Auction ebenfalls besuchen werde, und es schien ihm eine Annäherung an fremdem Orte leichter als hier in den alten Mauern, den Zeugen so langjährigen Grolles.

Aber als er Leander befragte, ob sein Vater sich ebenfalls einfinden würde, sagte dieser:

„Ich weiß es nicht. Sie wissen ja noch von alten Zeiten her, wie er ist. Die Nachricht hat er heute freilich ebenfalls erhalten, aber ob er geht, kann Niemand errathen. Hat er im Sinne zu verreisen, so erscheint er plötzlich des Morgens, vollkommen gerüstet, der alte Peter trägt sein Gepäck bis zum Städtchen, und dort fährt er davon. Wohin, erfährt Niemand, auch nicht, bis

wann er wiederkehrt. Er kommt so unerwartet wieder, wie er gegangen."

Am andern Morgen reiste Herr Walter ab. Die Nachricht war verspätet auf der Ganerbschaft angelangt, und es war keine Zeit zu verlieren. Erika hatte er mit sich genommen, denn als er bestimmt ausgesprochen, daß er verreisen werde, hatte sie gebeten, ihn begleiten zu dürfen. Kaum hatte sie je das früher gethan, und Herr Walter sagte deshalb ganz verwundert:

„Aber Kind, Du wirst Dich bedeutend langweilen, denn ich werde den ganzen Tag in Geschäften auswärts sein."

„Gewiß nicht," erwiderte Erika, „ich unterhalte mich zuverlässig gut."

Aber sie erröthete bei diesen Worten, und jetzt begriff ihr Vater den eigentlichen Grund, warum sie ihn begleiten wollte. Sie fand es nicht passend, allein mit Leander auf der Ganerbschaft zu bleiben.

„Merkwürdig," dachte Herr Walter, „außerordentlich merkwürdig. Vor ein paar Tagen lief sie noch ganz ungenirt im Hofe umher, um ihn zu sehen. Jetzt läuft sie davon. Da ist außerordentlich rasch aus dem Kinde eine Jungfrau geworden."

Indessen fand er eben darin einen neuen Grund, wenn nur einigermaßen möglich, sich mit Norbert auszusöhnen.

Als er die Ganerbschaft hinter sich hatte, zog er die Anzeige der Auction aus der Tasche, durchlas sie nochmals und schwelgte im Voraus in dem zu erwartenden Kunstgenusse.

Es war viel versprochen.

„In dem Hause des verstorbenen Kaufmanns Baudenholz," hieß es, „werden am 22. dieses Monats und an den folgenden Tagen eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Gemälde der besten Meister aus allen Schulen an den Meistbietenden öffentlich verkauft. Es finden sich unter anderen: Werke von Albrecht Dürer, Wohlgemuth, Adam Kraft, Hans Holbein, Raphael, Andrea del Sarto, Salvator Rosa, Pietro Perugino, Paul Veronese, Rubens Wouwerman, Rembrandt, Paul Potter Joseph Vernet und vielen anderen, nicht minder berühmten Künstlern.

„Ferner werden zum Aufstrich gebracht werden: eine große Anzahl venetianischer Gläser, glatt, gestreift, bunt ꝛc., altdeutsche Pocale, gemalt, geschliffen, Porzellan aus Meißen, Sèvers und anderen berühmten Fabriken, Majoliken, Emaillen von Limoges, alte Waffen, deutsch, italienisch,

griechisch, römisch, und endlich eine Partie antiker Möbeln."

„Soll wohl heißen: mittelalterlicher," sagte tief aufseufzend Herr Walter, „denn wirklich antik wäre doch ungeheuer! Aber im Ganzen müssen dort enorme, fabelhafte Sachen aufgehäuft sein und ein unendlicher Werth in der ganzen Sammlung stecken."

„Hast denn Du niemals dieses Cabinet des Herrn Baudenholz gesehen?" fragte Erika.

„Im Leben nicht," versetzte ihr Vater, „ja, ich habe niemals eine Silbe von ihm gehört. Der Mann muß ein unermeßliches, ein mehr als fürstliches Vermögen besessen haben und hat, wahrscheinlich ganz im Stillen, auf vielfachen Reisen alle diese Schätze angekauft. Freilich hat er da einen sehr guten und würdigen Gebrauch von seinem vielen Gelde gemacht, aber ein sonderbarer Kauz muß er doch gewesen sein, weil er es über sich bringen konnte, Niemand alle diese Herrlichkeiten zu zeigen."

„Wenn ich so etwas hätte, müßte es die ganze Welt sehen!" rief Erika lachend, und dann unterhielten sich die beiden Reisenden noch ferner über jene ausgezeichnete Sammlung, und Herr Walter bedauerte einerseits, daß nicht Alles bei-

sammen bleiben könne, während er auf der andern Seite die bedeutenden Preise fürchtete, welche in Aussicht standen.

Da man zeitig aufgebrochen war, erreichte man auch in den ersten Stunden des Nachmittags das Städtchen, aber noch ehe unsere Reisenden das Thor überschritten hatten, kam ihnen eine Kutsche entgegen, in welcher sich zwei Herren, Walter bekannte Kunsthändler befanden, welche, dem Gepäck nach zu schließen, offenbar auf der Abreise begriffen waren.

„Wohin, meine Herren?" rief Walter, indem er seinen Kutscher halten ließ. Aber die Beiden fuhren davon, und Einer derselben rief lachend: „Wir kommen wieder!"

Walter war einigermaßen überrascht, aber sein Erstaunen mehrte sich, wenngleich nach anderer Richtung hin, als er sich einmal in der Stadt selbst befand, denn es schien fast, als habe man ihn erwartet.

Bekannte und wohl auch unbekannte Gesichter grüßten ihn lachend aus den Fenstern von Gasthöfen und Privathäusern, und nickten ihm, unverhohlen ihre Freude bezeigend ihn zu sehen, und als sein Wagen an einem Gasthaus vorüberfuhr, schien seine Ankunft unter den vor

der Thür Kaffee trinkenden Gästen eine ganz ungemessene Heiterkeit hervorzurufen.

Der alte Urhahn, der dort das Wort zu führen schien, schwenkte jubelnd seine Mütze. „Wieder Einer," rief man, „wieder Einer, paßt auf, es kommen noch Mehrere!"

Es kamen auch wirklich noch Mehrere, denn als Walter endlich seinen Gasthof erreicht hatte und sich rasch umkleidete, um hinabzueilen und Erkundigungen einzuziehen, hörte er erneuten Lärm, und als er an's Fenster trat, sah er einen Wagen mit zwei alten Bekannten, ebenfalls Kunstfreunde, welche man auf ganz ähnliche Weise wie ihn begrüßte.

Die Sache begann Herrn Walter nicht ganz geheuer zu erscheinen, und er erfuhr, nachdem er Bekannte getroffen, auch alsbald die Wahrheit.

Ein Theil der Händler und Kunstfreunde, welche bereits im Laufe des Vormittags eingetroffen waren, hatten beschlossen, zusammen vorläufige Einsicht zu nehmen von den zum Verkaufe ausgebotenen Gegenständen, und verfügten sich in das bezeichnete Haus des verstorbenen Baudenholz, wo sie indessen zu ihrer großen Ueberraschung erfuhren, daß der Selige nichts weniger als ein Sammler gewesen sei, sondern daß man

die bedeutenden Räumlichkeiten seines Hauses mit Erlaubniß der Erben nur benutze, die verkäuflichen Gegenstände daselbst aufzustellen.

„Wo sind denn aber alle diese Sachen hergekommen?" fragte einer der Fremden. „Wem gehören sie?"

Der mit der Aufsicht betraute Mann rieb sich die Hände. „Steckte Alles hier im Orte," sagte er pfiffig lächelnd, „es hat das nur Niemand gewußt, Niemand so recht gekannt. Jetzt aber sind ein paar von unseren Herren dahintergekommen, und man hat beschlossen, das todte Capital in Curs zu setzen, lebendig zu machen."

In den Busen der betreffenden Kunsthändler wogten verschiedenartige Gefühle bei dieser unerwarteten Mittheilung.

„Hätte dich der Teufel nicht auch einmal hierher führen können, ehe diese unberufenen Menschen diesen Lärm aufgeschlagen haben," dachte der Eine.

„Welch ein Esel war ich," sagte ein Anderer zu sich selbst. „Zehnmal war ich hier in dem Neste und war einfältig genug, mir alle diese Dinge entgehen zu lassen."

Ein Dritter beschloß, ganz für sich allein Nachlese zu halten, wenn die Auction vorüber.

„Diese neugebackenen Kunstkenner werden hoffentlich nicht Alles aufgestöbert haben,“ dachte er, „durchsuchen wir in einigen Wochen einmal die Speicher, die Gerümpel-Kammern, die Vorplätze, die Winkel in den Küchen und Speisekammern. Sehen wir bei alten, eigensinnigen Jungfern nach, welche sich vielleicht überworfen haben mit den Unternehmern der gegenwärtigen Auction, oder bei geringen Leuten. Wo die Raphaele zu Dutzenden bei den Reichen stecken, hängt wohl bei irgend einem Armen noch ein altes, berühmtes Wouwermänchen.“

Andere endlich hatten eigenthümliche Gedanken. Sollte vielleicht irgend wo im Auslande eine kühne That vollführt, eine ganze Galerie gestohlen worden sein, oder verkaufte man vielleicht irgend eine Familienstiftung, ein Fideicomiß ohne Wissen der übrigen Interessenten? Es wäre das ebenfalls eine kühne That zu nennen, aber wie müßte man es anfangen, die etwa gekauften Sachen nicht über kurz oder lang zurückgeben zu müssen, und dem Drucke auszuweichen, der allenthalben bei uns auf Handel und Wandel liegt?

Vielleicht waren auch Einige, in welchen sogar gewisse Zweifel und Befürchtungen aufstiegen, Niemand aber äußerte ein Wort, und man folgte,

ein diplomatisches Schweigen beobachtend, dem Führer, der, nachdem er einige leere Räume durchschritten, endlich zwei Flügelthüren öffnete und die Begierigen eintreten ließ, welche sogleich mit Falkenblicken die Wände durchspähten.

Einige Augenblicke lang wurde die Stille noch stiller, dann brach ein einstimmiger Schrei aus, welcher Verwunderung, Aerger und Enttäuschung zugleich ausdrückte, und dann, il faut faire bonne mine au mauvais jeu, folgte ein homerisches, endloses Gelächter.

Nie war größerer Schund, nie eine solche Anzahl jämmerlicher und abscheulicher Sudeleien vereint gesehen worden an einem und demselben Orte.*) Theils mit Kreide auf dem Bilde selbst, theils durch große aufgeklebte Zettel waren die Namen der Meister angegeben, abenteuerlich und verrückt genug, und ohne Zweifel ganz allein nach Laune des Bestimmenden, oder wie demselben eben der Name irgend eines Meisters einfiel.

Man sah eine Schäferin von Raphael in der Tracht des vorigen Jahrhunderts, ein Blumenstück von Salvator Rosa, eine Schweinshatze von Andrea del Sarto, ein Kaninchen, eine Rübe

---

*) Fast buchstäblich vorgekommen, vor wenigen Jahren, in R.

benagend, von Wohlgemuth, und einen Ritter in der Tracht, wie sich Chodowiecki dieselbe dachte, von Albrecht Dürer, und während einige der schlimm Enttäuschten noch diese Ungeheuerlichkeiten halb lachend, halb ärgerlich in Augenschein nahmen, hatten sich andere bereits überzeugt, daß es nicht besser aussah mit den übrigen Gegenständen.

Das Porzellan aus Sèvers und Meißen war vertreten durch ein Dutzend zusammengestoppelter und defecter Tassen aus einigen obscuren Fabriken. Ein zerbrochenes, ja selbst zweifelhaftes Glas repräsentirte die Venetianer, ein Panduren-messer die altdeutschen Waffen, und ein stark gebrauchter Stuhl aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts die antiken Möbeln.

Was die Majoliken und Emaillen aus Limoges betraf, so erfreuten sich dieselben gar keiner Vertretung, ohne Zweifel deshalb, weil die Aufsteller sebst keinen rechten Begriff von dergleichen fabelhaften Gegenständen hatten.

Aber was war zu thun? Sollte man allein getäuscht worden sein und hinterher noch dazu gefoppt werden von den anderen Collegen, was unvermeidlich der Fall sein mußte, wenn man augenblicklich abreiste und den noch Heranziehenden den wahren Stand der Sache mittheilte?

Dies durfte nicht sein, und man beschloß deshalb fast einstimmig, zu bleiben, heute wenigstens, um vielleicht selbst morgen noch zum Scherze der Auction beizuwohnen, wer aber unabweisbar abreisen wollte, mußte das Versprechen ablegen, keinen der neuen Ankömmlinge zu warnen.

So versprach man sich einen vergnügten Tag wenigstens, anstatt zu erwerbender Schätze, im heitern Städtchen, denn für leibliche Bedürfnisse war trefflich gesorgt und Küche und Keller auf's beste versehen, und als, wie wir wissen, des Nachmittags Walter eintraf, beschloß auch er sich den Anderen anzuschließen und zu bleiben, und bald erfuhr er im Laufe des Tages, wie man dazu gekommen, jene Ungeheuerlichkeiten aufzustapeln.

Man hatte gehört und ebenso in den Zeitungen gelesen, zu welchen enormen Preisen man in den gegenwärtigen Zeiten Kunstgegenstände und Alterthümer an den Mann bringe, und war theilweise jetzt entrüstet über diese Verschwendung der Käufer.

„Es ist eine Sünde und Schande," sagte Einer, „für die Narrheiten das schöne Geld so hinauszuwerfen."

Ein Anderer meinte, daß er zu Hause selbst im Besitze allerlei alten Krames sei, aber noch

Niemand habe ihm ein Angebot gethan. Dem schlossen sich Mehrere an: „Auch sie besäßen dergleichen, und wären das Zeug gerne los.“

„Vielleicht bezahlten diese verrückten Kunstliebhaber uns diese Dinge theuer genug,“ sagte ein Vierter, „wenn man nur wüßte, wie man die Sache angreifen sollte!“ — Da fiel ein inhaltsschweres Wort. Das Wort Auction! Wer hatte es zuerst ausgesprochen? Wer hatte dem bedeutungsvollen Gedanken das wirkliche Leben gegeben? Niemand wußte das mehr, aber er war da, er wurde mit Begierde, mit Begeisterung ergriffen, und da unsere Zeit keine Entfernungen mehr hat und keinen Aufschub kennt, wenn es gilt, Großartiges zu besprechen, so wurde vor Allem ein „Ausschuß“ gewählt, Sitzungen wurden gehalten, Aufrufe erlassen, und in kurzer Zeit bereits war die größere Anzahl der schönen Dinge beisammen, welche unsere Kunstfreunde so angenehm berührten.

Freilich äußerten Einige Bedenken: „Werden denn die Leute in der That das nichtswürdige alte Zeug auch kaufen? Blamiren wir uns nicht?“

Aber sie wurden überstimmt, und Einer vom Ausschusse sagte:

„Ihr guten Leute, das versteht Ihr nicht! Diese Kunstmenschen sind alle Narren! Die sind wie toll auf alles alte Gerümpel, und wenn ein Gegenstand nur recht ruppig und verräuchert aussieht, wiegen sie ihn mit Gold auf. Ich habe solche Menschen Dinge um viele Louis'dor kaufen sehen, für welche ich keine sechs Kreuzer gegeben hätte. Paßt auf, wie die anbeißen!"

Hierauf nahm ein Mitglied des Ausschusses, welcher in seiner Jugend Siegelabdrücke und Wappen gesammelt und in Folge dessen einen bedeutenden Kunstsinn mit hinüber in's reifere Alter genommen hatte, die Bestimmung der zu sammengebrachten Gemälde vor, und fertigte endlich nach dem vorhandenen Muster einer andern Auction einen Katalog, und dann warf man die Sache hinaus in die Welt.

Walter lachte wie die Anderen, und Erika sagte:

„Haben wir doch eine hübsche Reise gemacht bei dieser Gelegenheit, und ich lerne die wunderhübsche kleine Stadt kennen, von welcher ich schon so mancherlei gehört, und die ich jetzt dennoch schöner finde, als ich mir sie gedacht."

Der Abend wurde in einem öffentlichen Garten zugebracht, in welchem sich fast alle Kunstfreunde

eingefunden hatten, und da Walter einen alten Bekannten getroffen, welcher mit seiner Familie im Städchen lebte, so nahm er, schon Erika's wegen, bei diesem Platz und betheiligte sich nur wenig an dem Gespräche der Anderen.

Aber er wurde aufmerksam, als er plötzlich Norbert's Namen hörte, und das zwar anerkennend und lobend, was ihn jetzt angenehm berührte, während es ihn früher vielleicht verstimmt hätte.

„So verdanken Sie ja eigentlich Norbert Vieles,“ sagte einer der Händler zu einem andern, welcher Gabelfritz hieß und, wie Jedermann wußte, mit den geringsten Mitteln begonnen hatte.

„Alles verdanke ich ihm,“ sagte Gabelfritz, „Alles, und ich werde es ihm nicht vergessen. Sehen Sie, ich war ein armer Teufel, und wenn ich einen Schatz besaß, so bestand der nicht in Gold und Edelsteinen, sondern war lebendig wie ich auch und leider häufig auch eben so schlimm daran, als ich selbst. Liebe, Hunger und Kummer, das war die Geschichte. Kinderlein waren auch schon da, viere, lebende Zeugen unserer Liebe, wie man poetisch zu sagen pflegt, prosaisch aber Theilnehmer unseres Hungers, denn leider gab's häufig genug nichts zu nagen und zu beißen, ja

es schien, als wolle von Tag zu Tag Alles noch schlimmer gehen, als es bisher gegangen. Da erhielt ich plötzlich die Erlaubniß zu heirathen.

„Es waren zwei Parteien unter den Hochmögenden zu jener Zeit, wie und warum, gehört nicht hierher; aber die Einen wollten Niemand heirathen lassen, die Anderen alle Welt, und daß ich bei den Letzteren scharwenzelte nach Kräften, versteht sich von selbst. Sie setzten es durch, und ich wurde copulirt, als abschreckendes Beispiel hingestellt von den Einen, die sagten:

„Seht, einen solchen Lumpen lassen sie heirathen, was soll da daraus werden?"

„Als Muster aber von den Anderen, welche riefen:

„Seht hier einen wackern Staatsbürger, der brav, wenngleich arm ist, und dem wir zu seinem Rechte verholfen haben, das gleich sein soll für Alle!"

„Lieber Gott! Freilich, ich hatte jetzt gleiches Recht mit den übrigen bereits verheiratheten Staatsbürgern, aber leider nicht gleiches Geld. Fünf Gulden war mein Capital, aber der Segen blieb aus, und die Fünfe mehrten sich nicht, wie die fünf Weizenbrote im Evangelium.

„Ja, doch! ein Segen kam, noch ein Kindlein,

und dann starb meine Frau, um die ich wohl mehr geheult und gejammert, als viele andere meiner gleichberechtigten, verheiratheten Collegen. Aber das gehört nicht hierher.

„Das aber macht, daß ich mich jetzt doppelt plagte und quälte, mit den Zinsen der fünf Gulden die fünf Kindlein zu füttern.

„Ich retouchirte Bilder, ich machte nach besten Kräften neue Gegenstände alt, ich tröbelte und schacherte. Aber was kauft man ohne Geld? Wenn die Nacht kam, wusch ich, ich flickte, ja ich habe Strümpfe gestrickt für die Kinder, freilich daß Gott erbarm! Aber sie hatten doch was an den Füßen.

„Einen einzigen Trost hatte ich, der darin bestand, daß der liebe Gott mich ausnehmend lieben mußte, denn er schickte mir eine Prüfung nach der andern.

„So wurde neben allerlei anderem Unglück mein zweitältestes Mädchen krank, und der Doctor verordnete ihr gebratenes Fleisch. „Sie hat Skrofeln," sagte er, „und da thut gute Kost, vorzugsweise täglicher Braten, oft bessere Dienste als alle Arznei."

„Braten, täglicher Braten! Ungeheure Ironie!! Aber ich habe es doch möglich gemacht, wenn auch

gerade nicht täglich, doch wenigstens einen Tag um den andern, und wenn ich vorhin sagte, daß mir Gott ein Unglück nach dem andern geschickt habe, so muß ich das eigentlich widerrufen, denn mein Mädchen wurde bald wieder gesund, und die Art und Weise, wie ich ihr die Arznei, den Braten, verschaffte, machte eigentlich mein Glück.

„Kamen nämlich die Kinder aus der Schule, so ließ ich sie sogleich in ihre Betten kriechen, das kleinste und die Kranke steckten ohnedem schon drinnen, und auf diese Weise wurde das Holz erspart, das war schon etwas. Reichte der Tag nicht zum Fertigbringen der Aufgaben, so wurde freilich ein Endchen Licht verbrannt, mit dem letzten Federzug aber wurde auch das gelöscht: wieder eine Ersparniß, wenn auch eine geringe.

„Das Abendbrot wurde unter dem Schleier einer wohlthätigen Dunkelheit verzehrt, und dann schliefen die Kinder ein. Wenn's finster ist, thun sie das alle, und übersättigt waren wir sämmtlich nicht, denn ich gab jedem ein nicht allzu großes Stückchen Brot in die Hand und ließ sie, der Reihe nach, einen Schluck Bier trinken. Ein einziges Glas reichte für alle, und ich hatte es am Griffe, daß keins zu viel und zu wenig bekam.

„Was mich selbst betrifft, so aß ich gar nichts, sondern legte mich zu Bett, trank Wasser und strickte.

„Das gesparte Licht, Holz und mein Abendbrot mußten also die Kosten des Bratens decken, den ich aus einer Garküche holte und stückchenweise meiner kleinen Kranken in den Mund schob. Das that den ersten Tag gut, aber schon am zweiten Bratentage schnupperten und schnoberten die andern Kinder auf ganz absonderliche Weise. Sie hatten buchstäblich den Braten gerochen, und am dritten Tage fragte meine Aelteste:

„Ach Vater, was riecht denn da so außerordentlich appetitlich? Gieb mir auch ein wenig!"

„Das lautet jetzt vielleicht ganz lächerlich, aber jenes Mal schnitt es mir fast das Herz entzwei, und was mir am wehesten that, war, daß die armen Würmer vielleicht gar dachten, der verwünschte Braten sei für mich. Nun, hier und da tauchte ich ein Stücken Brot in die Brühe und gab's Einer oder der Andern, und da ich ihnen sagte, daß die bessere Kost für die Kranke sei, waren sie zufrieden.

„Eines Abends, die Kinder schliefen schon, und ich selbst lag im Bette, klopfte es plötzlich an

der Thür, und da ich mich anfänglich stille verhielt, rief es von außen:

„Macht auf, ich weiß, Ihr seid zu Hause, ich bin's, der Norbert, ich habe Arbeit für Euch!"

„Ich mußte nun freilich öffnen. Einen Verdienst durfte ich nicht abweisen, und Norbert, der mich bisweilen beschäftigte, schien überdies bei guter Laune zu sein, denn war das der Fall, so nannte er stets alle Welt „Ihr". Freilich schämte ich mich, denn ich barg meine große Armuth nach außen so gut es eben ging, aber es war nicht zu ändern.

„Als Norbert eingetreten war, rief er:

„Brennt doch ein Licht an! Zum Henker, seid Ihr verrückt, es ist noch nicht sieben Uhr, und Ihr schlaft wohl schon! Macht vorwärts, brennt ein Licht an!"

„Es geht gegen meine Grundsätze," sagte ich kleinlaut.

„Unsinn," rief Norbert, „was haben Grundsätze und Talglichte mit einander zu thun?"

„Als ich aber weitere Ausflüchte machte, schwieg er, und plötzlich holte er ein Streichhölzchen hervor, damals noch eine neue Erfindung, und nachdem er es entzündet, beleuchtete er meine Stube, meine

Armuth, mein Elend. Dann entzündete er ein zweites, und endlich ein drittes.

„Den Gedanken, den er wohl ursprünglich gehabt, mein Licht zu entzünden, gab er auf, da er neben sich die armseligen Reste des ausgebrannten in einer Flasche stecken sah.

„Endlich aber sagte Norbert, indessen wie mir schien mit etwas unsicherer Stimme:

„Gabelfritz, ich glaube, Ihr seid ein Lump."

„Es kann sein," erwiderte ich.

„Oder eigentlich," fuhr Norbert fort, „kein Lump, aber ein Esel."

„Auch das ist möglich," versetzte ich, denn ich hatte dann und wann selbst ähnliche Gedanken.

„Es entstand jetzt wieder eine Pause, und dann sagte plötzlich Norbert:

„Herr Gabelfritz, kommen Sie morgen früh zu mir," worauf er hastig und nicht ohne einige Male wacker anzurennen, die Stube verließ.

„Als ich ihn am andern Morgen besuchte, scherzte er nicht mehr, wie er das häufig im Gebrauche hatte, sondern war ungewöhnlich ernst. Er hatte meine ganze Lage beim Lichte seiner drei Schwefelhölzer erkannt, und ich entnahm aus seinen Worten, daß meine Kinder sein Mitleid wohl am meisten erregt hatten. Gott segne

ihn hierfür. Dann sagte er mir, daß ich nicht ungeschickt sei und Kenntnisse besäße, und daß ich ein kleines Capital in die Hand nehmen müsse, um mein Geschäft ordentlich zu begründen.

„Ich zeigte ihm meine flache Hand und sagte: Da ist die Hand, aber wo das Capital? Wer borgt mir etwas?"

„Ich," sagte er, „und das zwar, will's Gott, schon in kurzer Zeit."

„Jetzt erzählte er mir die Geschichte mit dem entzweigesägten Bilde, die ich aber schon kannte, und fügte hinzu, daß er zwar alles aus dem Verkauf seiner Copien gelöste Geld bereits wieder in den Ankauf anderer Dinge gesteckt habe, daß er aber noch eine jener Copien besitze, die er verkaufen wolle.

„Hier in der Stadt," sagte er, „kauft mir Niemand das Ding ab, sie kennen fast Alle die Geschichte, aber ich weiß Einen, der sie nicht kennt, und um Ihnen zu helfen, muß der daran. Ich thu's nur ungerne, sehr ungerne, denn es ist ein alter lieber Freund, aber — es muß sein, und ich mach's ihm später wieder gut." —

Halb nur hörte jetzt noch Herr Walter — wie Gabelfritz wirklich das Geld ohne jeglichen Zins von Norbert erhalten, es nach und nach

zurückgezahlt, oder durch kleine Arbeiten abverdient, aber dadurch sein Glück gemacht habe — denn sein Herz schlug freudig, und er fühlte sich glücklich wie seit langer Zeit nicht mehr.

Als aber jetzt sein Blick auf Erika fiel, ging seine Freude in Erstaunen über.

Das junge Mädchen blickte ihn an mit verklärten Zügen und leuchtenden Augen, sie mußte die Wahrheit errathen haben, wohl vielleicht zum größten Theil aus seiner eigenen Bewegung und mit dem durch die Liebe geschärften Instincte eines reinen, jugendlichen Herzens.

Es war auch so, denn als Beide heimgekehrt auf ihre Stube, fiel sie ihm jubelnd, wenngleich unter Thränen, um den Hals und rief:

„Jetzt weiß ich Alles, und nun darfst Du wieder gut werden mit Leander's Vater!"

Als Herr Walter, heimkehrend am nächsten Abende, die erleuchteten Fenster des gelben Baues sah, wurde ihm wunderbar zu Muthe.

So war er heimgekehrt vor Jahren, und ebenso hatten jene Fenster hinabgeleuchtet in's Thal.

Aber jenes Mal war sein Herz erfüllt mit Haß und Groll. Aus einem Freunde war ein Feind geworden, und er konnte den Morgen kaum er=

warten, um vor jenen hinzutreten mit seiner gerechten Entrüstung.

Und heute trug er die Versöhnung in demselben Herzen und war überglücklich, wenn er an morgen dachte, und an den Frieden, und an den Wiedergewinn des alten Freundes.

Mit einiger Anstrengung kletterte er des andern Tages über die Verschanzungen des Grabens, und kam sich ein wenig lächerlich vor bei dieser Bemühung, aber es war ihm noch toller vorgekommen, zu einem Thore der Ganerbschaft hinaus- und zum andern hineinzugehen. Als er drüben war, sah er Norbert, welcher ihm eilig entgegenkam. Er hatte sich vorgenommen, eine kurze aber herzliche Ansprache an jenen zu halten, aber er kam nicht dazu, denn Norbert hielt ihm die Hand entgegen, die er wacker schüttelte, und dann umarmten sie sich, ohne ein Wort zu sagen.

Endlich aber rief Norbert:

„Ich habe unrecht gehabt, ich ganz allein, und daß Sie mir jetzt vergeben, daran trägt Ihr gutes Herz die Schuld. Ich bin's kaum würdig, aber ich nehme es an!"

„Nein," sagte Walter eifrig, „ich war zu heftig, zu hitzig, und jetzt weiß ich Alles. Gabelfritz — —"

„Hat das alte Weib geplaudert?“ rief Norbert, der nun wieder in seinen alten Ton verfiel, „der Kerl ist unausstehlich mit seiner Dankbarkeit. Aber wissen Sie, mein alter, großmüthiger, hoffentlich nun auf ewig wiedergewonnener Freund, wer eigentlich die ganze Schuld trägt, wer mich verführt, verdorben hat? Der heilige Crispinus, der alte Sünder, der das Leder stahl und gratis den Armen Schuhe davon machte. Den hatte ich mir zum Muster genommen.“

Walter lachte: „Die Geschichte hat einige Aehnlichkeit,“ sagte er; „nun aber der Friede wieder eingezogen in unsere Ganerbschaft, wollen wir uns um den Grund des vergangenen Haders nicht mehr kümmern, sondern Beide trachten, daß nie mehr irgend eine Zwietracht sich zwischen uns drängt.“

Am Nachmittage brachte Norbert die früher für seine Copie erhaltene Summe und legte sie vor Walter hin, indem er sagte:

„Jetzt, alter Freund, schlagen Sie mein Anerbieten nicht mehr aus, wie Sie es früher schon einmal thaten. Nicht wahr?“

„Doch,“ sagte Walter, „doch; ich will auch meinen Antheil an dem guten Werke haben. Sprechen wir nicht mehr davon.“

„So zeigen Sie mir wenigstens das Ding, Sie wissen schon, was ich meine!" sagte Norbert.

Walter führte ihn schweigend in das geheime Cabinet, und als Norbert des Bildes ansichtig wurde, schlug er die Hände zusammen.

„Pfui Teufel!" rief er aus, „war's denn schon so abscheulich, als ich — als es in Ihre Hände kam, das ist ja eine jämmerliche Sudelei! Um Gottes willen, wenn Sie das Geld nicht zurückerstattet haben wollen, so seien Sie jetzt ganz großmüthig und vernichten Sie das Geschmiere."

„Es ist ein wenig eingeschlafen," sagte Walter, „und hat auch etwas nachgedunkelt, man kann vielleicht selbst sagen, daß es mehr flüchtig als keck gemalt ist, aber ich behalte es doch, gewissermaßen als Geisel für Ihre gute Aufführung. Denn wenn Sie in der Folge nicht gute Nachbarschaft halten, schreibe ich mit großen Buchstaben darauf: „Norbert pinxit" und schicke es in die Stadt zur Kunstausstellung. Das können Sie mir nicht verwehren!"

Den dritten Vorschlag aber, welchen Norbert Herrn Walter machte, verwarf dieser nicht. Er betraf Leander und Erika, und wir befinden uns in der Lage berichten zu können, daß einige Jahre

später Beide ein Paar wurden, und daß der Friede auf der Ganerbschaft, der doch großentheils durch die Liebe der Jungen den Alten wieder geschenkt worden, auf keinerlei Weise in der Folge unterbrochen wurde.

Mirza Hassan Collaweck.



„Verdirb Dir die Augen nicht," sagte die Tante Remigia, und als auf diese Mahnung keine Antwort erfolgte, fügte sie hinzu, „hörst Du nicht, Claudine? Du sollst Dir die Augen nicht verderben, es ist ja schon ganz dunkel!"

Claudine, ein hübsches dunkelblondes Mädchen, nickte mit dem Kopfe und sagte nach einigen Augenblicken:

„Gleich, Tante, hier im Erker ist es aber noch hell, und ich sehe noch prächtig."

Alle Welt weiß, daß das Nicken mit dem Haupte so wenig stets eine Bejahung, eine Zustimmung andeutet, als das Schütteln eine Verneinung.

Es kann eine Verwunderung ausdrücken, ein Bedenken, ein Erwägen, ein spöttisches Rechtgeben und noch eine Menge anderer Dinge.

Im vorliegenden Falle aber bedeutete es, wenn

man das Köpfchen des jungen Mädchens während jener Bewegung betrachtete, ganz unverkennbar:

„Schon gut! Jetzt erst recht nicht!"

Da aber Claudine im ziemlich geräumigen Erker saß, und die Tante Remigia in einer Fensternische Platz genommen hatte, so konnte die Letztere diese Beobachtung nicht machen; sie stand indessen nach einigen Augenblicken auf, warf von ihrem Fenster aus, über die Brille hinweg, einen prüfenden Blick auf die Straße und trat dann zum Arbeitstische ihrer Nichte im Erker, hob dort schweigend ein auf den Boden gefallenes, mit alterthümlichen Stickereien bedecktes Stück Zeug, ein sogenanntes Mustertuch, auf und verließ hierauf, nachdem sie das Tuch neben den Stickrahmen Claudinens gelegt hatte, die Stube.

Wenn man indessen aus diesen so eben geschilderten, höchst merkwürdigen Vorgängen hätte schließen wollen, daß die beiden Damen ganz absonderlich schweigsamer Natur gewesen wären, hätte man sich in einem bedeutenden Irrthume befunden.

Sie hatten vielmehr während des ganzen Nachmittags viel gesprochen, ja selbst Wortkämpfe ausgefochten, und die Ursache ihrer gegenwärtigen Schweigsamkeit schien keine andere zu sein, als

daß die ältere im Innern ihres Herzens ein wenig Mitleid empfand mit ihrem Lieblinge, über welchen sie so eben einen Sieg errungen hatte, während der Liebling seinerseits etwas schmollte.

Die Tante, das Fräulein Brigitte von Bellwiesen, schritt jetzt durch das geräumige und tief in das Haus verlaufende, mit dunklem Holz getäfelte Gemach, verließ dasselbe, kehrte aber in äußerst kurzer Zeit mit einem brennenden Lichte wieder zurück; so kurz aber auch dieser Zeitraum gewesen, so wurde er dennoch benutzt, um vom Erker aus ein telegraphisches Zeichen zu geben, welches den Erfolg des am Nachmittage stattgefundenen Gefechtes verkündete.

Claudine beugte sich nämlich ein wenig vorwärts und hielt den Zeige- und Mittelfinger ihrer linken Hand horizontal an die Scheiben des Seitenfensters, während sie mit dem Zeigefinger der rechten die beiden der linken kreuzte.

Dieses Zeichen bedeutete: „Nein, ich darf am Sonntage nicht kommen!“

Wir durften dem freundlichen Leser diese Deutung nicht verhehlen und können eben so wenig verschweigen, daß auch der junge Mann, welcher so eben mit der unbefangensten Miene von der Welt unten auf der Straße vorüberging, die

unliebe Depesche vollkommen begriff, obgleich er nicht im mindesten dergleichen that, ja nicht einmal auffällig emporsah zum Fenster, und eben so wenig grüßte.

Es ist kaum nöthig, dem gütigen und erfahrenen Leser zu sagen, daß diese scheinbare Unhöflichkeit bedingt war durch die rothe Nase einer Nachbarin, welche unheimlich durch die runden Scheiben eines gegenübergelegenen Fensters funkelte, und deren Besitzerin zu Zeiten von der Tante Brigitte besucht wurde, wegen des Austausches von allerlei Neuigkeiten aus engerer und weiterer Nachbarschaft.

Eben so wenig ist es vielleicht nothwendig zu berichten, daß der junge Mann sich so lange unbefangen in der Ferne bewegt hatte, bis sein scharfes Auge wahrgenommen hatte, daß die Tante ihren Beobachtungsposten am Fenster verlassen, von welchem aus sie die Straße bestrich, reichte gleichwohl ihr Blick nicht mehr scharf in weitere Fernen.

Im Uebrigen war es gut für den Empfänger jener telegraphischen Nachricht, daß er sein Vorübergehen beschleunigt hatte, denn kaum war er um die Ecke verschwunden, als auch schon die in's Zimmer zurückgekehrte Tante, nachdem sie das

Licht auf den Tisch gestellt, sich an's Fenster begab und aufmerksam die Straße nach allen Richtungen hin musterte, worauf sie, offenbar höchst zufrieden mit dem Resultate ihrer Forschungen, sich an den Tisch zurückzog und ein zweites Licht anzündete.

Auch Claudine erschien jetzt mit der unschuldigsten Miene von der Welt an dem Tische, und die Tante, welche sie aufmerksam beobachtete, fand zu ihrem großen Vergnügen, daß das junge Mädchen nicht einen einzigen Blick auf die Straße geworfen hatte, ehe sie ihren Platz im Erker verließ.

„Offenbar hat sie ihn heute nicht erwartet," sagte sie zu sich selbst, und ich hätte die Lichter noch nicht so bald anzuzünden gebraucht, um sie aus dem Erker zu treiben."

Die Nachbarin, auf der andern Seite der Straße, aber hielt ebenfalls ein Selbstgespräch.

„Die hochmüthige alte Närrin da drüben," sagte sie, „muß auch das Geld zum Wegwerfen haben, weil sie jetzt schon das Licht anbrennt, während noch die Sonne am Himmel steht."

Was das Alter betrifft, so war freilich die Tante Remigia so ziemlich in gleichem Alter mit der Nachbarin, eher noch jünger vielleicht

um ein paar Jahre, auch war sie nicht hochmüthig, wenigstens gegen die Nachbarin nicht, und bei den oben erwähnten Plauderstündchen waren Beide ein Herz und eine Seele.

Aber jene hatte das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit einigermaßen zu ärgern, und da sie selbst weder Kind noch Kegel hatte, so mußte sie sich nothgedrungen über fremde Leute erzürnen, und eben so wie jetzt, des zu frühe angebrannten Lichts halber, genoß sie zur Winterszeit tagtäglich den wohlthätigsten und erquicklichsten Aerger, wenn das Fräulein Remigia oft Stunden lang ihre Fenster geöffnet hatte, um frische Luft einzulassen.

Wir fühlen aber, daß es langweilig ist, länger von der alten Nachbarin zu sprechen, und da sich auch bei Tante und Nichte wenig Interessantes ereignete, indem Claudine schweigsam strickte, und die Tante bei der gleichen Beschäftigung bald begann schläfrig zu werden, von Zeit zu Zeit die Augen schloß und ungebührlich viele Maschen fallen ließ, so verlassen wir für jetzt auch diese Beiden und sehen uns ein wenig nach dem jungen Manne um, welchen wir vor Kurzem so unbefangen an dem Erkerfenster Claudinens vorübergehen sahen.

Er eilte kurz vor der neunten Stunde aus der Gesellschaft einiger Freunde auf das Thor zu, welches zu jener Zeit mit dem Glockenschlage Neun geschlossen wurde; nachdem er dasselbe aber hinter sich hatte, mäßigte er seine Schritte und schlenderte gemüthlich an einigen einzeln stehenden, kleinen und unansehnlichen Häusern vorüber, bis er endlich an einen großen mit Mauern umgebenen Garten gekommen war, und vor dem aus trefflicher Schmiedearbeit bestehenden Thore desselben einen Augenblick stehen blieb, um dasselbe mit seinem Schlüssel zu öffnen.

Schon durch die Gitterstäbe und die künstlich gewundenen Schnörkel des Thores konnte man wahrnehmen, daß man sich am Eingange eines Gartens befand, der ganz nach dem Geschmacke der Mitte des vorigen Jahrhunderts angelegt war, des Jahrhunderts, in welchem die Perrückenzeit florirte, der Zopf erfunden wurde, und welches man kurz vor seinem Hinscheiden aus Gründen, die wir glücklicherweise nicht zu vertreten haben, das philosophische genannt hat.

Diese Wahrnehmung bestätigte sich vollkommen, nachdem man eingetreten war.

Der junge Mann ging mit dem leichten, elastischen Schritte, der ein Vorrecht der Jugend

ist, und welcher das Alter so lächerlich kleidet, wenn es ihn nachzuahmen sucht, eine Zeit lang zwischen hohen dunklen Taxuswänden hindurch, dann durch eine im Kreise stehende Gruppe mächtiger Rüstern, in deren Mitte ein steinernes Wasserbecken angebracht war, und gelangte endlich in eine Baumreihe von Fichten und Lärchen, zwischen welchen weiße Bildsäulen im Mondlichte glänzten, und deren Schluß ein ziemlich großes Wohnhaus bildete.

Das Alles sah im Mondlichte reizend und romantisch aus und deutete, was nach der Ansicht reeller Leute offenbar noch mehr ist, auf Reichthum, oder wenigstens auf Wohlhabenheit des Besitzers.

Im Mondlichte, aber leider auch nur in diesem.

Denn betrat man bei Tage den Garten, so sah man, daß zwischen den Taxushecken das Gras auf den Wegen wucherte, so daß statt breiter, mit gelbem Sande bedeckter Bahn, sich nur ein schmaler Fußpfad zeigte und daß der Taxus selbst nicht, wie es sich für ihn geziemte, standesgemäß frisirt und geschoren war, sondern an vielen Stellen sein grünes Blatthaar à la Struwelpeter trug mit sichtlicher Vernachlässigung alles Anstandes und aller Cultur, während wieder

an anderen Stellen sich bedrohliche Lücken zeigten, nur unzureichend ausgefüllt mit dürrem, blattlosem und knorrigem Astwerk.

Was den Boden betraf zwischen den Rüstern und dem Wasserbecken, so war er mit dunkelgrünem und feuchtem Moos bedeckt. Aber dieser Moosteppich verdankte seine Entstehung keineswegs etwa einer durch das Wasserbecken hervorgebrachten feuchten Atmosphäre, denn leider war nichts trockener als eben dieses Wasserbecken selbst, in dessen Mitte Neptunus trotzig dastand und die Faust gegen den Himmel streckte, während die vier Tritonen, die ihn trugen, fast ungebührlich ihre Backen aufbliesen, ohne, wie vor Zeiten, einen einzigen Tropfen Wasser von sich geben zu können.

Räuberische oder habgierige Hände hatten die bleierne Röhrenleitung entfernt, welche ihnen dies früher ermöglichte, ja selbst die metallenen Röhren im Munde jener Söhne Poseidon's, und sein eigener Dreizack waren denselben Weg gegangen und dem Göttervolke mit roher Gewalt entrissen, während unten auf dem Boden des Wasserbeckens die Steinplatten krumm und windschief dalagen und allerlei Pflanzenwerk zwischen ihren Fugen Platz gefaßt hatte.

Was die Rüstern betraf, welche die schlimm behandelte Göttertruppe umstanden, so schienen sie sich das Unglück ihrer alten Nachbarsleute nicht besonders zu Herzen genommen zu haben. Sie waren schlank und groß geworden, und indem sie sich hoch oben in der Luft mit ihren grünen Blätterarmen umschlangen, verwehrten sie den neugierigen Strahlen der Sonne das Eindringen in ihr Heiligthum, während sie unten, nach Art ungebildeter Waldbäume, ihre knorrigen Wurzelfüße auf bäuerische Weise aus dem Boden streckten, anstatt, wie wohlanständige Gartenbäume zu thun pflegen, dieselben in der Erde zu verbergen.

Nur einer stand traurig und kümmernd da unter seinen starken und kräftigen Brüdern.

Seine graue Rindenjacke war ihm an vielen Stellen vom Leibe gefallen und zeigten diesen bloß, modrig, wurmstichig, und nur einige Aeste waren noch mit spärlichen Blättern bekleidet, die meisten starrten, fleischlosen Knochenarmen ähnlich, gegen den Himmel, rinden- und blattlos.

Es war ein verkommener Baum, dem nicht mehr zu helfen, und es hatte stark den Anschein, als sei sein Herr, der Besitzer des Gartens, ebenfalls ein wenig heruntergekommen, der vernach-

lässigten Taxushecken halber, des grünen moos- sigen Bodens und der trockengelegten Wasser- götter wegen, und endlich aus dem Grunde, weil er den alten verdorrten Baum selbst nicht schon längst hatte entfernen lassen.

Ein flüchtiger Gang durch die zum Hause führende Baumreihe zeigte Aehnliches.

Von den Nadelholzbäumen standen einige schief, andere waren überständig oder wenigstens halb verdorrt, und an verschiedenen Stellen zeig- ten Lücken, daß man keine Sorge getragen hatte, schon früher abgestandene Bäume durch jungen Nachwuchs zu ersetzen.

Einen gleich trostlosen Anblick boten die Götter, die man zwischen den Räumen aufge- stellt hatte.

Muthwillige und rohe Hände hatten die Beine des göttlichen Sängers zertrümmert, und des Kriegsgottes ehernes Schwert war Poseidon's Dreizack gefolgt, am schlimmsten aber war die schaumgeborene Aphrodite, von den früheren Dienstleuten des Gartenbesitzers gemeinhin Frau Venus mit ihrem Junker genannt, behandelt wor- den. Dem genannten Junker, dem leichtfertigen Amor, hatte man die beiden Beinchen abgeschlagen, so daß er nur noch durch sein schelmisch lächelndes

Antlitz, welches er an das Knie seiner Mutter schmiegte, einigen Halt gewann, und der Götterleib der Liebe Spendenden war häufig an ganz unpassenden Stellen mit zahlreichen Namen reisender Gesellen bedeckt, die weiß Gott wie in den Garten gekommen waren, und sie zum Stamm- und Gedenkbuche herabgewürdigt. —

Als der junge Mann endlich am Wohnhause angekommen war, hatte er nicht nöthig, die Klingel zu ziehen, oder abermals mit einem Schlüssel zu öffnen, denn er hatte noch nicht die erste Stufe der Freitreppe betreten, als schon oben an der Thür eine bejahrte Frau mit einem Lichte erschien und freundlich knicksend rief:

„Das ist schön, Herr Guntram, daß Sie so bald kommen! Das Essen wird augenblicklich fertig sein."

Guntram, denn da wir jetzt den Namen des jungen Mannes kennen, wollen wir ihn nun ebenfalls mit demselben bezeichnen, Guntram also lächelte. Er kam nur in sehr seltenen Fällen später, und was es mit dem Essen für eine Bewandtniß hatte, war ihm nur zu gut bekannt.

Aber die Alte lobte ihn gern und hielt auf die Ehre des Hauses, was alte Diener, nach ihrer Art wenigstens, häufig mit mehr Leiden-

schaft zu thun pflegen, als die betreffende Herrschaft selbst.

So nannte sie, ein zweiter weiblicher Caleb, ein Schnittchen Käse, oder einige Eier und einen halben Hering ein Abendessen.

Er ließ sie gewähren, denn als er einmal im Scherze gesagt hatte:

„Bringe mir mein bischen Armuth, gute alte Sabine," war sie fast untröstlich und klagte weinend, er setze sich selbst herunter, und wenn der hochselige Herr Vater, Johannes von Bentek, solches hören könne, würde er sich im Grabe umdrehen über die Schande.

Er konnte es aber wohl kaum hören, der selige Herr, denn er schlief weit ab von der guten alten Stadt, vor dessen Thoren sein Sohn jetzt in einem verkommenen Garten saß, weit ab von da, den ewigen Schlaf, und riesige Farnkräuter und Palmen beschatteten sein Grab.

Sie hatte ihm hinaufgeleuchtet in sein Gemach, dann deckte sie einen alterthümlichen, mit seltsamem Schnörkel- und Schnitzwerk verzierten Tisch und brachte, strahlenden Angesichts, einen Eierkuchen und eine mächtige Schüssel voll Kopfsalat.

Das war eine seltene Ausnahme, und er hieb

wacker ein, trotz des Liebeskummers, den ihm nothwendigerweise die telegraphische Nachricht zuwegegebracht haben mußte. Aber die Jugend grämt sich vor und nach dem Essen, und nach dem Aufstehen und vor dem zu Bette gehen, bei Tische aber ißt sie, und im Bette schläft sie. Und das ist gut und zu loben. Denn später kommen Kümmernisse, die uns jeden Bissen vergällen, und das Alter bringt, auch ohne Liebe, ohnedem schlaflose Nächte, in welchen die Sorge uns in die Zukunft blicken läßt und schlimme Erinnerungen uns von der Vergangenheit erzählen.

Indessen aß Guntram seinen Eierkuchen doch nicht ganz auf.

„Ist er nicht gut?" sagte die Alte.

„Ausgezeichnet," versetzte er, „aber Du fütterst mich zu Tode. So prächtig er auch ist, ich kann ihn doch nicht ganz zwingen. Er ist zu groß."

Freilich hätte er ihn wohl ganz zwingen können, mit wenig Mühe vielleicht sogar, aber er aß grundsätzlich nie Alles auf, was sie ihm vorsetzte, selbst in Zeiten nicht, in welchen Schmalhans mehr noch Küchenmeister als heute.

Einmal sollte sie nicht merken, daß er wohl noch mehr bewältigen könne, als sie ihm vorgesetzt, vorsetzen konnte, dann sollte die treue

Alte zu ihrem trockenen Brote doch auch noch etwas Anderes haben, war's gleichwohl nicht viel.

Es waren wohl Beide zu loben, der Herr und die Dienerin.

Als sie mit einiger Förmlichkeit die paar Teller entfernt und das Tischtuch abgenommen hatte, sagte sie:

„Haben Sie heute das Fräulein gesehen?"

„Gesehen, ja," erwiderte er, „aber nicht gesprochen. Die Tante wich und wankte nicht, und Claudine darf auch am Sonntage nicht zu der Jungfer Bendelin."

Eine dunkle Röthe verbreitete sich über die nicht unfeinen Züge Sabinens. Sie drohte mit der geballten Faust gegen die Stadt hin.

„Der alte boshafte Drache!" rief sie. „Den alten Herrn haben sie um das Seine gebracht, den jungen Herrn, das heißt den Herrn Johannes, haben sie hinausgehetzt zu Mohren und Heiden und in den Tod, und dem Kinde da wollen sie jetzt nicht einmal das bettelarme Fräulein gönnen!"

„Sei ruhig, Sabine," sagte Guntram, „es wird wohl besser werden, und die Tante hat von ihrem Standpunkte aus am Ende nicht einmal ganz unrecht."

„Standpunkt?“ rief die Alte grollend, „Standpunkt? Was braucht die einen Standpunkt!“

Sie hatte wohl nicht recht begriffen, was er sagen wollte. Dann aber wünschte sie ihm eine gute Nacht und ging.

„Wenn nur das Fräulein nicht auch ist, wie die Bellwiesen alle,“ sagte sie draußen auf dem Gange Das schien ihr die meiste Sorge zu machen. Daß ihr junger Herr sie erringen werde, daran zweifelte sie nicht.

Dieser trat jetzt an das geöffnete Fenster und sog mit Wollust die frische Nachtluft ein, welche angenehm abstach gegen die ziemlich schwüle Atmosphäre in der Stube.

Diese frische Nachtluft und ein paar Mondstrahlen waren aber so ziemlich auch Alles, was eindrang durch das Fenster. Keine Blumenkelche sendeten ihre Düfte, und kein gefiederter Sänger sang seine nächtliche Liebes- oder besser wohl Ehestandsklage, weil Mitte August und alles Vogelvolk längst schon verheirathet.

Auch die Fichten und Lärchen draußen in der Baumreihe schickten nicht den balsamischen Wohlgeruch, den sonst Nadelhölzer so reichlich spenden. Sie hatten das wohl vergessen, weil sie so lange vereinzelt in Reihe und Glied gestanden.

Aber warum kein Blumenduft und kein Vogelgesang?

Einfach, weil weder Blumen noch Vögel vorhanden waren, und das zwar aus folgendem Grunde.

Der junge Herr Guntram von Bentek war zwar Besitzer des ganzen großen Gartens, aber sein gehörte eigentlich deshalb doch so recht nichts von demselben als die Taxushecken, die Rüstern, die Nadelholz-Baumreihe und ein paar Zimmer im Hause selbst.

Denn zu beiden Seiten, hinter den Hecken und Baumreihen, befand sich ein hölzerner Zaun, und was hinter demselben lag, war verpachtet an einen Gärtner, der Gemüse baute mit Glück und in reichlicher Auswahl, dann Salat, Rüben und Rettige und auch mancherlei Obstsorten zog, aber nicht eine einzige Blume.

Er war ein fleißiger, ehrlicher und ausnehmend häßlicher Mann, welcher Elias Tellermann hieß, elephantenartig große Füße und Hände, und einen langen Bengel von Sohn besaß, der Zacharias getauft, sommerfleckig bis zum Exceß, und rothhaarig war, und jedes gefiederte Wesen mit solcher Leidenschaft verfolgte, daß sich seit Jahren kein Vogel mehr im Garten sehen ließ, viel weniger dort nistete.

Aus diesem Grunde gab es keine Blumen und keine Vögel im Garten; hingegen erschien der alte Gärtner regelmäßig auf die Stunde, um seinen verhältnißmäßig nicht gering gestellten Pacht zu zahlen, und da dieser Pacht fast die ganze Einnahme Guntram's bildete, so verzichtete er auf die Blumen, welche dem Alten zuwider waren, und ließ Zacharias sein Blasrohr, seine Sprenkel, Meisenkästen und Schlagnetze.

Die Gartenromantik reducirt sich auf ein Minimum, wenn man von dem Pachtschillinge derselben leben muß.

Die beiden Tellermann, eine Frau war nicht im Hause, hatten aber neben diesen Halb-Untugenden eine ganze und vollkommen ausgebildete Haupt- und Cardinaltugend, die Schweigsamkeit. Ihr Wort war nicht ja ja, und nein nein, sondern ein Schütteln des Hauptes, und selbst die alte Sabine hatte ihnen gegenüber, wenngleich mit anfänglichem Widerstreben, diese Gewohnheit sich angeeignet.

Bedurfte sie z. B. irgend ein Gemüse, so nahm sie dasselbe eigenhändig vom Felde, legte es vor Elias nieder und einen Groschen daneben. Er schüttelte mit dem Kopfe, sie legte einen Kreuzer zu. Er nickte, und der Handel war geschlossen.

Diese Tugend des Schweigens aber hatte einen doppelten Werth für Guntram, da die Gärtnersleute, zugleich mit dem Garten, auch den größten Theil des Hauses gepachtet hatten, ihre Anwesenheit aber höchstens hier und da durch schlürfende Tritte, nie aber durch Sprechen zu erkennen gaben, und noch weniger durch Zank und Streit. Meinungsverschiedenheit oder gegenseitiger Aerger zwischen Vater und Sohn wurden durch gräuliche Gesichter, die man sich gegenseitig schnitt, zu erkennen gegeben, wohl auch endlich geschlichtet. Statt des Wohlgeruchs aber, der zur Nachtzeit andere zierlich gehaltene und mit Blumen geschmückte Gärten reicher Leute durchzieht, lag über dem des armen Guntram eine heilige, feierliche Stille.

Denn zu der Zeit, von welcher wir sprechen, brauste das Dampfroß mit seinen rothen glühenden Augen noch nicht durch die dunkle Nacht schnaubend, feierspeiend und bodenerschütternd, und der Ton seiner schrillen Pfeife durchschnitt noch nicht die Luft. Nicht einmal das Rollen eines bescheidenen Fuhrwerks war von der fernen Landstraße her zu hören, denn Niemand nahte sich jetzt der Stadt, da man wußte, daß ihr Thore geschlossen waren. Eben so war es still in den

wenigen Schenken, die sich in der Vorstadt befanden, und Niemand zog singend, jubelnd oder scheltend durch die Straßen.

Nur flog bisweilen ein leises, leises Rauschen durch die Stille der Nacht, das Guntram wohl kannte. Es waren die Blätter der Rüstern, sie flüsterten und kosten zusammen und erzählten sich alte längst vergangene Geschichten, denn es waren erfahrene, alte Blätter, wohl schon vier Monate lang den Aesten entsprossen, und hatten Mancherlei erlebt, Gutes und Schlimmes, wie's eben kommt.

Die ältesten unter ihnen erinnerten sich noch wohl des Maikäfervolkes, das sich nicht zum besten benommen und allzu gefräßig gehaust auf den Rüsterästen, aber sie verschwanden, wie sie gekommen; dann kamen kleine Gesellen, fast uniformirt wie jene, doch mäßiger in Speise und Trank, und endlich goldgrün glänzende, gleißende Bursche, die sich artig benahmen und mehr an den Aesten sich zu schaffen machten.

Auch ein bunter Schmetterling wiegte und sonnte sich bisweilen auf den äußersten Enden des Blattwerkes, aber keiner blieb lange, da sie wichtige Geschäfte anderwärts zu besorgen hatten, wie sie den Blättern erzählten.

Dann sprachen die Grünen noch ferner von der feurigen Schlange des Blitzes, die über ihnen die schwarzen Wolken des Himmels zertheilt, wie der Donner gegrollt, und sein Freund, der Sturmwind, manches gute Blatt mit sich fortgeführt, wohin wisse Niemand, und ferner von der großen Trockniß, welche das Blattwerk arg molestirt, bis endlich ein wackerer Regen ihnen allen aus der Patsche geholfen.

Also die Blätter, und als sie schwiegen, schien die Stille noch stiller, noch lautloser als vorher.

Sie wirkte wohlthuend ein auf Guntram's Herz und ließ jetzt einen andern Gast einziehen in dasselbe, die Erinnerung.

Die Erinnerung an eine sorgenfreie, fröhliche Kinderzeit, an riesige, in prachtvollen Farben glühende Blumen, um welche, lebenden Juwelen gleich, funkelnde, winzige Vögel geschwebt, an schlanke, himmelanstrebende Palmen, auf welchen sich bunte Papageien gewiegt, an tausend süße, duftende Früchte, an die glänzende Pracht des in den Strahlen der Sonne blitzenden Meeres, und an die noch größere Pracht des nächtlichen Himmels jenes fernen, wundersamen Landes, das Gott allabendlich mit seinem diamantgestickten blauen Sammetmantel bedeckt.

Und dann sprach diese Erinnerung mit ihm von einem großen, starken Manne, der seine Jugend gewahrt und geschirmt, und von einer lieblichen blonden Frau, die ihn auf ihren mütterlichen Armen gehätschelt und geliebkost, als er noch ganz klein und hülflos war und kaum laufen konnte.

Und dann — dann trug man diese blonde schöne Frau hinaus in einen großen Garten und legte sie in die Erde, und er weinte jenes Mal, weil jener große Mann auch weinte und sein dunkles Haar raufte, denn er in seiner kindlichen Einfalt wußte ja nicht, was Sterben war.

Als man aber mehrere Jahre später auch diesen hinaus trug, da wußte er wohl, was Sterben war, und wußte, daß er eine vater- und mutterlose Waise geworden und allein stand unter Fremden.

Und jetzt, jetzt barg er sein Antlitz in beide Hände und weinte bittere, bittere Thränen, und es kam ihm vor, als stände er noch eben so verwaist und allein auf der Welt, wie jenes Mal, und er fragte sich, wo sein Vaterland sei, drüben, wo sein Mütterlein schliefe und sein treuer Vater, und wo die Palmen grünten, oder hier, wo man ihm sagte, daß seine Heimath sei, und ihn darben ließ. — —

Der persische Prinz Mirza Hassan Collaweck saß in einem Lehnstuhle, welcher mit etwas defectem, braunem Kalbsleder überzogen war, und rauchte aus einer großen Meerschaumpfeife ächten deutschen Tabak, und neben ihm stand auf einem braunen, mit aus Holz geschnitzten Ziegenfüßen versehenen Tischchen ein gläserner Maßkrug mit Gerstensaft.

Man weiß, wie leicht Ausländer, sind es auch eben keine Perser, ihren Abscheu ablegen, welchen sie anfänglich gegen das Braunbier hegen, und der Prinz schien ebenfalls bereits auf diesem Standpunkte angelangt zu sein, denn er hob den Krug gegen das zum Fenster eindringende helle Sonnenlicht, strich mit der andern Hand den feuchten Beschlag von dessen Außenseite, und blickte wohlgefällig mit seinen blitzenden, schwarzen, persischen Augen durch die dunkelfarbige, glänzende Flüssigkeit, dann blies er eine mächtige Rauchwolke von sich und that einen tiefen Zug aus dem Kruge.

Er hatte ihn eben wieder neben sich gestellt und sich bequem in den Sorgenstuhl zurückgelehnt, als er plötzlich wieder auffuhr, mit Rauchen innehielt, den Kopf ein wenig nach der Seite drehte und gleichzeitig die Stirn in Querfalten

zog, und jetzt konnte man wohl bemerken, daß er sich mitten unter leiblichen Genüssen auf einmal an eine heilige Pflicht erinnert hatte, denn er sprang rasch auf, ergriff den Krug und die Pfeife, und stellte beide in einen verborgenen und durch den mächtigen, auf glänzenden Messingfüßen ruhenden Kachelofen geschützten Winkel. Eben so rasch hatte er seine Schuhe von sich geschleudert, einen grünen langen, kaftanartigen Rock übergeworfen und stand jetzt, mit auf der Brust gekreuzten Armen und gegen die Sonne gewendet, einige Schritte vom offenen Fenster entfernt, leise Worte murmelnd, und nach Art der Israeliten sich vor und rückwärts neigend.

Der junge Fürst betete, betete zum göttlichen Urfeuer, und seine Gebete quollen aus tiefster Seele und wurden mit Inbrunst gesprochen, denn er hörte nicht, daß kurz nach seinem Beginnen ein Mann hinter ihm in die Stube getreten war, der anfänglich nicht eben besonders leise aufgetreten, jetzt aber still stand und, wie es schien, den Betenden beobachtete.

Dieser Mann war Herr Johann Herzbauer, Gastgeber zum goldenen Engel, und sein Gebahren war ein einigermaßen eigenthümliches. Bei seinem ersten Eintreten hatte er die zu jener

Zeit für fast alle Wirthe unerläßliche grüne Sammetmütze auf dem Kopfe; als er des Prinzen ansichtig wurde, der eben mit gekreuzten Armen und gebeugter Stellung dastand, hatte er sie mechanisch abgenommen, als er aber hierauf die sonderbare Bewegung des Andächtigen bemerkte, runzelte sich seine Stirn, und er bedeckte mit einer gewissen Heftigkeit sein Haupt wieder.

Dann schnoberte er und machte jene bezeichnende Bewegung, die andeutet, daß man irgend einen in der Atmosphäre verbreiteten Geruch näher untersuchen will, indem er mit der Hand rasch eine größere Menge Luft der Nase zuführte, und jetzt runzelte sich seine Stirn augenscheinlich noch mehr, und er warf forschende Blicke rings umher.

Indessen schien er nicht zu finden, was er suchte, und jetzt räusperte er sich und scharrte vernehmlich mit dem Fuße; als aber der Andächtige, der ihn offenbar nicht hörte, seine religiösen Uebungen unverdrossen fortsetzte, trat er näher und sagte laut, fast schreiend:

„Herr von Schach! Herr von Schach! hören Sie nicht?"

Wir müssen bemerken, daß der junge Fürst diesen Namen ebenfalls führte, in gleicher Weise wahrscheinlich, wie andere reisende Potentaten

der Gegenwart, den Namen irgend eines Cavaliers annehmen, um überflüssiges Ceremoniell zu vermeiden und allzu intensiven Huldigungen aus dem Wege zu gehen.

Er wendete sich jetzt indessen gegen Herrn Herzbauer, sah ihn einige Augenblicke starr und offenbar an andere erhabene Dinge denkend an, und sagte dann:

„Bism' illahi rrahmani' rrahimi!"

„O Herr Jesus," antwortete Herr Herzbauer, „lassen Sie mich mit dem einfältigen Zeuge in Frieden, Sie wissen, daß ich kein Persianisch verstehe, und," setzte er, wenngleich ein wenig zögernd hinzu, „Sie wissen auch, was ich will."

„Alhamdo lillahi" sagte der Prinz.

Herzbauer stampfte mit dem Fuße. „Sapperlot," rief er heftig, „machen Sie mich nicht wild — —"

Der junge Fürst ließ ihn nicht vollenden. Er fuhr mit dem Zeige- und Mittelfinger seiner Linken über seine Stirn, als besänne er sich erst jetzt, wo er sich befinde, und sagte dann mild:

„Ach, Sie sind es, mein gütiger, liebenswürdiger Wirth. Verzeihen Sie mir, ich sprach Sie mit dem Anfange des Korans an, da ich eben im Gebete begriffen war."

„Ja," sagte Herzbauer mit rauhem Tone, „ich hab's wohl gesehen, das saubere Gebet, Sie machten da ja Narrenspossen wie die Juden, wenn sie oren. Pfui Teufel! wenn Sie ein Christ sind, wie Sie sagen, warum treiben Sie nachher solches abgöttische Zeug?"

„Ich bin ein Christ so gut wie Sie selbst," versetzte der Prinz sanft, „und mein erhabener Vater ist ebenfalls ein Christ. Aber der alte Oheim, von dem ich mein ganzes, unermeßliches Vermögen geerbt habe, starb leider noch als ein Ungläubiger. Wenn ich für ihn bete, bediene ich mich stets der mir wohlbekannten Formeln des Glaubens, in welchem er verschied."

„Da wird der liebe Gott eine schöne Freude daran haben, wenn Sie ihm dergleichen heidnische Possen vormachen," versetzte Herzbauer; „dem alten Vetter sein Geld wär' aber schon recht, wenn's nur da wäre. Da habe ich aber meine Rechnung, die neue, und drei alte dazu addirt, und ich fürchte immer, ich sehe auch heute kein persianisches Geld."

Mirza Hassan Collaweck lächelte wohlwollend und nahm das nicht sehr reinliche Papier aus der Hand des Wirthes, blickte nachlässig auf die Endsumme und sagte dann:

„Ducati? einfache? doppelte? Ich kenne immer noch nicht recht das hiesige Geld."

„Gulden!" erwiderte Herzbauer, einigermaßen verblüfft.

„Was ist Gulden? Gold? Silber?"

„Na, Gulden ist Silbergeld," sagte der Wirth, „fünf und ein halber sind ein Ducaten."

Der Perser ließ sich zu einem heidnischen Ausrufe hinreißen.

„Allah!" rief er, „und solch' eine Rechnung präsentiren Sie mir! Mir, der ich wenigstens das Zehnfache verzehrt haben muß. Fünfhundert Gulden! Thörichter und dennoch edler Wirth. Ein persischer Prinz, in vier Monaten kaum hundert Ducaten!"

Er legte beide Hände auf die Schultern Herzbauer's, und die dunklen Augen des großmüthigen Persers kreuzten sich einige Augenblicke mit den treuen, blauen des ehrlichen Deutschen.

Dann schob der Prinz die Rechnung zwischen die zugeknöpfte Wollenjacke Herzbauer's.

„Nehmen Sie," sagte er fast gerührt, „nehmen Sie und gehen Sie, wackerer Mann, jetzt mit Gott. Sie sollen nicht fünfhundert Gulden, sondern tausend, zweitausend Ducaten haben, und ein kleines Andenken aus meinem persischen Vater=

lande werden Sie nicht verschmähen," setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „wenn meine Dienerschaft in einigen Tagen hier anlangt."

Er drängte ihn mit sanfter Gewalt nach der Thür.

Herzbauer ging halb gezwungen, halb mit Willen. Draußen schob er die Rechnung vollends in seine Jacke.

„Zweitausend Ducaten und ein Präsent! Wenn man halt wissen thäte. Aber von meinem Tabak hat er dennoch geraucht. Den kenn' ich. Ich habe ihn selbst gebaut."

Unten auf der Hausflur standen Frau und Jungfer Herzbauer und wuschen, daß es eine Freude war, mit Hand und Mund. Als sie aber oben die Thür öffnen hörten, hielten sie mit beiden Beschäftigungen einen Augenblick horchend inne, und als jetzt der Hausherr langsam die alterthümliche Wendeltreppe abwärts stieg, sagte Frau Herzbauer:

„Du, Rettel, ich glaube, er war doch nicht grob."

Die Tochter gab keine Antwort, sondern begann auf das Emsigste im Wasser zu pudeln, und die Mutter folgte sogleich ihrem Beispiele, denn die Schnallenschuhe und die blauen Strümpfe

des Gatten wurden jetzt schon auf der Treppe sichtbar.

Als er nun die Hausflur herabgekommen war, blieb er einen Augenbick stehen, einen Blick auf die beiden Fleißigen werfend, und man hätte glauben können, er betrachte wohlgefällig ihre hübschen Formen.

Die gute alte Stadt, von welcher wir sprechen, hatte, wie es schien, schon zu jener Zeit das Vorrecht, die wunderlieblichsten Frauen und Mädchen von der Welt in ihren Mauern einzuschließen, welches sie glücklicherweise noch heute besitzt, trotzdem viele andere Rechte gefallen sind, und welches sie nicht allein auf jugendliche Gestalten beschränkt, sondern liebenswürdigerweise auch auf Frauen ausdehnt, die bereits eine Anzahl kindlicher Flügelkleider in ihrer Garderobe verwahren, welche wir ihnen nicht nachzählen, schon aus dem Grunde, weil sie es so gut verstehen, sich jugendliche Liebenswürdigkeit zu wahren.

So stand denn auch, neben der frischen, runden, schwarzäugigen Tochter, Frau Herzbauer an ihrem Zuber, fast eben so frisch wie ihr Kind, aber blauäugig, blond und ein wenig runder als jene, was bekanntlich trefflich läßt.

Es hatte indessen doch nicht ganz den An=

schein, als sei der Vater und Gatte ganz besonders in dergleichen Betrachtungen versunken gewesen, denn er nahte sich jetzt den Frauen und fragte plötzlich:

„Was raucht denn der Herr von Schach für einen Tabak?“

Mutter und Tochter wuschen statt der Antwort aus Leibeskräften, indem sie das eben in Behandlung genommene Stück Wäsche aus dem Zuber zogen, dasselbe rasch und energisch rieben, hierauf einigemal in das Wasser tauchten und das vorige Verfahren wiederholten.

Jetzt wiederholte aber auch Herr Herzbauer seine Frage, und nun fand die ganz in ihrer Arbeit versunkene Frau auch für gut aufzublicken.

„Wie meinst Du?“ sagte sie, setzte aber, zur Tochter gewendet, sogleich hinzu:

„Gieb mir einmal die Seife, Rettel.“

Der verlangte Gegenstand lag in einem kleinen, am Waschzuber hängenden Blechseiher, und Rettel nahm die Seife aus demselben und ließ sie in den Zuber fallen. Das arme Kind hatte nasse Hände, und die Seife war so schlüpfrig! Wie leicht konnte sie ihr entgleiten!

Frau Herzbauer aber schien sehr zornig zu werden.

„Was bist Du für ein ungeschicktes Ding!“ rief sie heftig, und dann trat sie an die Stelle, an welcher das Unglück geschehen war, und suchte mit beiden Händen nach der verlorenen Seife. Die Tochter half ihr eifrig, aber ohne Erfolg, und die Seife schien verschwunden zu sein in dem trüben Seifenwasser.

„Wenn man so ungeschickt ist, so leichtsinnig,“ sagte jetzt die strenge Mutter mit Stirnrunzeln.

Der Herr des Hauses aber schob beide Hände in die Taschen seiner Beinkleider und begab sich langsam, und ohne weiter nach dem Tabak des Herrn von Schach zu fragen, in das Gastzimmer, in welches man von der Tenne aus gelangte, und dessen Thür der Sommerhitze halber geöffnet war.

Zwischen den Herzbauer'schen Eheleuten bestand eine stillschweigend von beiden Theilen anerkannte und auf Gegenseitigkeit gegründete Pantoffelherrschaft.

Herr Herzbauer besorgte zum Beispiel, vollständig nach Gutdünken, die für die Wirthschaft nöthigen geistigen Getränke, er wählte und kaufte ganz nach seinem Sinne, den nöthigen Bedarf an Brennholz, und ordnete ganz auf gleiche Weise die etwa nothwendig gewordenen Baureparaturen.

Auch hatte er die Kasse unter sich, was viel war in jener Zeit, in welcher häufig, dort in der Stadt wenigstens, die Frau alles Geld einnahm, alle Ausgaben besorgte, und dem Manne zu abendlichem Biervergnügen einige Groschen aushändigte, nebst dem etwa nöthigen Lichtkreuzer.

Dafür aber hatte Frau Herzbauer ein Wochengeld, über welches sie keine Rechenschaft ablegte und mit welchem sie Bäcker, Fleischer, den Markt und fast alle übrigen kleineren Bedürfnisse bestritt.

Die stärksten Waffen in ihrer Hand bei etwaigen ehestandlichen Doppelansichten waren der Besen, der Wischlappen, die Fegebürste und eine zu außergewöhnlicher Zeit angeordnete Wäsche.

Es war dies eine Art Belagerungszustand, in welchen sie nach Belieben das Haus versetzte und in welchem sie unbeschränkt herrschte, keinen Widerspruch duldete und bisweilen in beträchtlichem Maße heftiger war als nöthig.

„Reize den Löwen nicht," dachte daher Herr Johann Herzbauer. „Wenn sie die Seife verloren haben, ist der Teufel los. — Des Tabaks wegen? Hm, ich erfahre das schon ein andermal."

Kurze Zeit darauf hatte er seine Hausjacke mit dem lederbraunen Ausgeherock vertauscht, hatte den dreieckigen Hut auf dem Haupte und

schritt, in der Hand den mächtigen Rohrstock tragend, stolz zum Hause hinaus.

Es gehörte zu seinen Vorrechten, niemals sein Ausgehen anzeigen zu müssen, auch fragte ihn nur selten die Frau, wo er gewesen, was angenehm war.

Jetzt aber sagte Frau Herzbauer:

„Laufe geschwind hinauf zum Prinzen, hole den Meerschaum des Vaters und den Maßkrug, und hänge die Pfeife wieder an ihren Ort. Herr Jesus! den Spectakel, wenn er das gemerkt hätte!"

Nettel trocknete sich rasch die Hände, strich ihr dunkles Haar glatt und war mit einem Sprunge an der Stiege.

„Komm gleich wieder," rief ihr die Mutter nach.

Sie kam auch, wenn eben nicht „gleich," doch nach Umständen „bald" zurück, und als Mutter und Tochter wieder an ihrem Zuber standen, sagte die erstere:

„Ich hab' halt immer Angst — wenn er Dich nur wirklich heirathet!"

„Das ist zuverlässig," versetzte das Mädchen, „er hat mir's eben wieder selbst gesagt. Nur muß es vorläufig noch ein strenges Geheimniß bleiben."

Frau Herzbauer nickte zustimmend. Es mochte

ihr das für alle Fälle zweckmäßig erscheinen. Nach einer kleinen Weile sagte sie indessen:

„Daß er aber so gar kein Geld hat! Der Vater hat schon verboten, daß wir ihm Speise oder Trank reichen, wenn er nicht wenigstens etwas zahlt.“

„Das kommt davon her,“ rief Nettel eifrig, „weil ihm die Rothmäntel zwischen Frankfurt und Hanau 70,000 Stück Ducaten und alle seine schönen Sachen genommen haben. Er kann's beweisen. Aber in ein paar Tagen kommt seine „Bedienung,“ schwarze Mohren, viel tausend Stück Ducaten und andere herrliche persianische Sachen, und Alles reitet auf Kameelen. Da werden sie Augen machen, die einfältigen Leute hier! Und die Kameele will er alle dem Vater vermachen als ein Präsent, weil er so lange mit der Zeche gewartet hat.“

„O gar!“ sagte Frau Herzbauer, „was thun wir denn mit so vielen Kameelen, die fressen uns arm.“

Es entstand eine Pause, dann fuhr sie fort:

„Und ich hab' noch was, was mich molestirt. Alle diese Persianer und Türken haben ja ein paar Dutzend Weiber. Wie wird's da aussehen?“

Nettel ward purpurroth.

„Das treibe ich ihm heraus," rief sie mit Bestimmtheit; „aber ich hoffe, er wird so was nicht probiren."

Sie dachte an den Wasch-Belagerungszustand des elterlichen Hauses, dem bisher noch Niemand widerstanden.

Als später Herr Herzbauer wiederkehrte, erklärte er, daß man „Dem da droben" sein Tractament reichen könne wie vorher.

Der Vater fängt an vernünftig zu werden," sagte die Frau, „das freut mich von Herzen."

Der Friede zwischen der Tante Bellwiesen und ihrer Nichte schien einige Tage später, nachdem wir ihre erste Bekanntschaft gemacht haben, so ziemlich wieder hergestellt, ja sogar fast gründlich, indem sie von häklichen Dingen sprachen, von Dingen, die ihre neuliche Spannung hervorgerufen, und sich dennoch nicht mehr ereiferten, als eben nöthig.

„Wenn Du ihn einmal sehen könntest, bekämst Du eine ganz andere Meinung von ihm," sagte Claudine, worauf die Tante lachend erwiderte:

„Sehen? Es war eine Zeit, in welcher ich dieses Vergnügen täglich hatte, das heißt, vom Fenster aus, wenn er unten auf der Straße auf und ab lief und nach dem Erker gaffte. Jetzt geschieht das freilich nur selten, warum, weiß ich nicht.“

Sie wußte natürlich recht gut, daß Claudine ihm das verboten hatte, und hatte selbst eine ziemlich starke Vermuthung, auf welchem Wege dies geschehen sein mochte, aber sie stellte sich absichtlich unwissend, um vielleicht Näheres durch Claudine zu erfahren. Die Antwort derselben übertraf fast noch ihre Erwartung, denn sie sagte scheinbar ganz unbefangen:

„Warum? weil ich ihn gebeten habe, dies nicht mehr zu thun, da ich wußte, daß es Dir nicht angenehm sei. Ich habe ihm das bei Bendels gesagt, draußen im Garten, wo ich jetzt nicht mehr hindarf. Wenn er jetzt wieder vorübergeht, kann ich nichts dafür.“

„Ei!“ sagte die Tante. Claudine aber fuhr fort:

„Ich meinte auch nicht sehen allein, sondern Du solltest einmal mit ihm sprechen.“

„Du hast wohl recht viel mit ihm gesprochen?“

„Freilich, so oft es nur anging, und Du kannst gar nicht glauben, wie schön er von den

heißen Ländern zu erzählen weiß, und wie artig und bescheiden er Alles vorbringt."

Die Tante Bellwiesen begann sich innerlich zu ärgern über diese Naivetät ihrer Nichte, gleichzeitig aber begriff sie, daß irgend ein fester Entschluß Claudinens derselben zu Grunde liegen mußte, und sie fürchtete diesen, denn sie kannte die „harten Köpfe" ihrer Familie, und Claudine war eine Bellwiesen.

Nach einer kleinen Weile sagte sie jedoch:

„Wenn er nur wenigstens irgend etwas treiben würde, irgend eine Beschäftigung ergreifen wollte, einen Dienst annähme. Aber es ist eine Schande für einen jungen Mann, so müssig dazusitzen, in Armuth und Noth zu leben von dem bischen elenden Gartenzins und die Hände in den Schooß zu legen."

„Du weißt so gut wie ich, daß man ihn nicht für irgend ein Amt erzogen hat, und was soll er sonst treiben?"

„Soldat werden," sagte die Tante, worauf Claudine mit großer Ruhe erwiderte:

„Das leide ich nicht. Er soll nicht auch, wie sein Vater, hinausgehetzt werden in Noth und Tod durch unsere Schuld."

Die Tante Bellwiesen begann zu pfeifen, eine

musikalische Bestrebung, die sie nicht zum besten kleidete, und welche sie nur schlecht zu Stande brachte, die aber ein unverkennbares Zeichen eines demnächst mit Heftigkeit ausbrechenden Sturmes war.

Claudine hingegen sagte so ruhig wie vorher: „Sprechen wir nicht mehr von der Sache, es führt zu nichts.“

Dann verließ sie geräuschlos, und ohne irgendwie sich heftig zu gebahren die Stube.

Aber auch der Unmuth des alten Fräuleins schien sich zu legen, sie senkte das Haupt und blickte eine Weile starr vor sich hin.

„Sie hat recht,“ sagte sie dann zu sich selbst. „Es führt zu nichts, denn sie hat jetzt ihren Kopf aufgesetzt, so gut wie ich den meinen“

Die Verhältnisse aber, welche diesen Zwiespalt schon vor langen Zeiten herbeigeführt, oder begründet hatten, waren folgende.

Vor Jahren waren die Bellwiesen und die Benteks von ihren Besitzungen auf dem Lande in die Stadt gezogen, und hatten dorthin allen jenen Groll und gegenseitigen Haß mitgebracht, den sie draußen längst gehegt. Dieser Haß ging vom Vater auf den Sohn über, er war erblich wie

ihr Eigenthum, und war entstanden durch einen Kampf um dasselbe.

Die Kämpfe, die Anfeindungen, welche hervorgerufen worden sind durch irgend eine persönliche Beleidigung, durch Eifersucht, durch verschiedene politische Parteinahme, oder aus irgend einem andern, sogenannten moralischen Beweggrunde, enden häufig mit der Generation, welche sie begannen. Sie sind sterblich wie das Individuum, welches ihr Träger war.

Die Kämpfe um den Besitz erben sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, ja die Erbitterung steigt bei den Nachgeborenen, da sie von Kindesbeinen auf von dem langjährigen Unrechte hören, welches ihnen und den Ihrigen geschehen.

Das war so ziemlich der Fall bei den Bellwiesen und den Benteks, der Groll und die Actenstöße wuchsen in gleichem Maße, Universitäten hatten entschieden, eine so, die andere so. Beim Reichskammergerichte lagen Actenberge, und die Advocaten steuerten ihre Töchter aus, indem sie dem juridischen Schwiegersohne den Proceß als Mitgift übergaben.

Als die Familien in die Stadt zogen, standen Hoffnungen und Befürchtungen bei Beiden nur auf wenig Augen.

Der alte Bellwiesen, bekannt durch die Halsstarrigkeit seines Charakters, hatte einen Sohn und eine Tochter. Ein jüngerer Sohn, hartköpfig wie der Vater, hatte sich abgekauft mit der Familie, hatte später geheirathet und war in die Welt gegangen. Man hatte lange Zeit von ihm nichts vernommen, und als das endlich der Fall war, bestand die Nachricht in seinem und seiner Frau Todtenschein, und die Erbschaft in einem Töchterlein von einigen Monaten. Er hatte abgehaust, und Remigia, seine Schwester, nahm das Kind zu sich und zog es auf, da sie beschlossen hatte, sich nicht zu verehelichen, bis sie den Mann ihrer Wahl gefunden oder besser: wiedergefunden.

Das war aber auf der einen Seite ein schweres Stück, da sie ihn nur wenige Minuten gesehen und dann nichts weiter von ihm vernommen. Auf der andern ein Stück Eigensinn oder Energie der Bellwiesen, wenn man ihren Entschluß nicht günstiger benennen will.

Sie war in früher Jugend einmal eben nicht auf den besten Wegen, wenigstens nicht auf den christlichsten, und befand sich in Gefahr, in Schande und Schmach zu gerathen, als ein junger Mann sie ritterlich befreite. Nachdem sie ihm aber ihren Namen genannt, entwich er blöde und schüchtern.

Ohne Zweifel war es ein Bürgerlicher, der sich ihr nicht zu nahen getraute. Das hob ihn noch mehr in ihren Augen, und sie schwur ihm ewige Treue, schon als er verschwunden, und hielt ihren Schwur, obgleich sie ihn nie wiedersah.

So wurde sie allmälig eine alte Jungfer, täglich denkend an den Entflohenen, obgleich sie nur wenig und in kurzen Worten von ihm sprach, selbst mit Claudinen nicht, jener hülflosen Waise ihres Bruders, die sie groß gezogen und liebte, als sei sie ihr eigen Kind, und die ihre Erbin werden sollte.

Was die Benteks betraf, so bestand die Familie blos aus Vater und Sohn.

Freilich machten Freunde, als auch diese kurz nach ihren Feinden in die Stadt zogen, mancherlei Sühneversuche, und während die Männer von einem Vergleiche sprachen, schlugen die Frauen eine Vermählung vor, den Pfarrer statt der Advocaten.

Aber der alte Bellwiesen gerieth in Wuth bei dem bloßen Gedanken an Aehnliches, und Remigia erklärte, daß sie den plumpen, ungeschlachten und ungebildeten Bentek die Augen auskratzen wolle, wenn er es wagen würde, sich ihr zu nahen.

Gesehen hatte sie ihn freilich noch nie in ihrem Leben, und das war auch in der Stadt nicht der Fall, denn beide Familien mieden sich sorgfältig, und als bald darauf Remigia's Bruder Heinrich und der junge Franz von Bentek die Universität bezogen, gingen sich auch dort die beiden jungen Leute aus dem Wege. Anfänglich wenigstens, wenngleich später leider nicht.

Da ereignete sich plötzlich etwas, das die Advocaten für unmöglich gehalten, an das selbst die Bellwiesen und die Benteks nicht geglaubt, und was die ersteren sehr reich und die letzteren fast bettelarm machte. Der Proceß wurde entschieden, unwiderruflich entschieden zu Gunsten der Bellwiesen, und außer jenem Garten, der bisher von der Familie Bentek einfach nur als ein Lustsitz betrachtet wurde, blieb ihnen blos ein geringes, kaum zu beachtendes Vermögen.

Der alte Bentek war tief gebeugt. Er sah sich in seinen alten Tagen mit Sorge, ja fast mit Noth bedroht, indessen raffte er sich gewaltsam auf, suchte sich in das Unvermeidliche zu fügen, und indem er seinem Sohne die schlimme Botschaft mittheilte, legte er ihm dringend an's Herz, wacker zu studiren, um sich dereinst eine

sorgenfreie und ehrenwerthe Stellung sichern zu können.

Einige Tage später erhielt er die Nachricht, daß sein Sohn den jungen Bellwiesen im Duell tödtlich verwundet habe.

Die jungen Leute, welche sich vorher gemieden, hatten sich jetzt gefunden, ob absichtlich, ob zufällig, blieb unentschieden, und eben so, von welchem der Beiden der Anlaß zum Streite gegeben wurde.

Die Thatsache aber stand leider fest, daß Heinrich Bellwiesen dem Tode nahe war.

Wenn man die Geschichte der Zweikämpfe betrachtet, so findet man zwei Dinge sicher begründet.

Einmal finden Zweikämpfe, oder etwas denselben sehr Aehnliches, fast bei allen Nationen der Welt statt. Nehmen wir beispielsweise die Botocuden, als ein noch außerordentlich wenig fortgeschrittenes Volk, so finden wir, daß sie ihre Händel mittelst langer und starker Knüppel ausfechten, mit welchen sie so lange gegenseitig auf einander losschlagen, bis Einer kampfunfähig geworden, während die Gattinnen der Betreffenden sich wieder gegenseitig, und nicht etwa aus Verzweiflung selbsteigen, die Haare ausraufen und mit Zahn und Nagel bekämpfen.

Die Nordamerikaner, als ein Volk, welches fast bis zum höchsten Grade der Bildung fortgeschritten ist, bedienen sich bei vorkommenden Ehrensachen der Büchse oder des Bowiemessers, wo möglich in einer dunkeln Stube und mit ausgezogenen Stiefeln auf Socken schleichend.

Wir armen Europäer endlich schätzen vorzugsweise den Degen, den Säbel, das Pistol.

Während also auf irgend eine Weise sich Jedermann schlägt, der nicht eben aus Moralität oder aus Sanitäts=Rücksichten das Duell verweigert, sind ebenfalls, in Europa wenigstens, zu allen Zeiten Gesetze gegen das Duell geschaffen worden.

Diese Gesetze aber, und das ist das Zweite, welches wir darthun wollten, haben ebenfalls alle die Eigenthümlichkeit an sich, daß sie anfänglich mit furchtbarer Strenge, mit Schwert und Rad bisweilen, gehandhabt wurden, daß man sie nach einiger Zeit mit mehr Milde anwendete, und daß sie hierauf nahe daran waren, in einen sanften Schlummer zu verfallen, während das duellirende Publikum seinerseits hierdurch in große Heiterkeit versetzt wurde und zu der lebhaftesten Thätigkeit erwachte.

Man schlug sich auf den Straßen, auf dem

Markte, in Gegenwart von Hunderten von Zuschauern, und ein Mann, der nicht wenigstens ein halbes Dutzend gute Degenstiche ausgetheilt oder empfangen hatte, war wenig werth.

Durch den Lärm aufgeschreckt erwachte aber jetzt meistens wieder der Löwe des Gesetzes, man statuirte Exempel, und die ersten Uebertreter, deren man habhaft wurde, kamen schlimm weg.

Da die Familie Bentek einmal im Unglücke war, so war es nicht zu verwundern, daß der Zweikampf des jungen Bentek eben in eine solche Periode fiel, und während einerseits die Justiz Alles anwendete, das erneute Duellgesetz streng zu handhaben, boten die Bellwiesen gleichzeitig alle Kräfte auf, das Feuer zu schüren und den Thäter zu verfolgen.

Franz Bentek konnte für den Augenblick nichts Besseres thun, als fliehen und sich irgend wo verborgen halten, bis sich die Lage der Dinge vielleicht günstiger für ihn gestalten würde.

Freilich war es nicht schwer, über die Grenze zu kommen, als aber der Arm der Justiz sich für diesmal auf ungewöhnliche Weise verlängerte, floh er in eine Seestadt, und an demselben Tage, an welchem der alte Bentek die Nachricht erhielt, daß der Gegner seines Sohnes außer Gefahr

sei, traf ein Brief dieses Letzteren ein, in welchem er seinem Vater meldete, daß er sich an Bord eines holländischen Schiffes nach Brasilien eingeschifft habe.

Verhältnißmäßig kurze Zeit darauf brachte ein zweiter Brief die Nachricht, daß er in brasilianische Kriegsdienste getreten sei, und nach Jahresfrist zeigte er seinem Vater seine Vermählung mit einer Holländerin an, und bat um seinen Segen.

Dieses Schreiben traf den alten Bentek auf dem Sterbebette, und indem er den Wunsch des Vertriebenen erfüllte und ihn segnete, fluchte er sterbend den Bellwiesen, welche die Ursache gewesen, daß fremde Hände ihm die Augen zudrücken sollten.

Mit nicht viel christlicheren Wünschen verließ später der Vater Bellwiesen die Welt. Auch sein Sohn war kurz vor seiner Vermählung mit einer reichen Erbin gestorben, nach dem Ausspruch der Aerzte an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, nach seiner und Remigia's Ansicht an den Folgen jener im Zweikampf erhaltenen Verwundung.

Als nicht lange darauf auch die Kunde von dem Tode ihres jüngeren Bruders eintraf, war Remigia die alleinige Trägerin des Grolles

auf den abwesenden Franz Bentek, und während sie alle ihre Zärtlichkeit der kleinen Claudine zuwendete, verschmähte sie hartnäckig alle Bewerbungen um ihre Hand welche ihr in nicht geringer Menge zukamen, da sie reich und unabhängig war.

Was den Gegenstand ihres Hasses betraf, so schrieb derselbe noch einige Male an seine Bekannten und stellte stets seine baldige Rückkunft in Aussicht, aber diese erfolgte nicht, und endlich blieben auch seine Briefe aus. Nach mehreren Jahren aber erschien eines Tages ein etwa zwölfjähriger Knabe, den die brasilianischen Behörden als eine eltern- und vermögenslose Waise nach Europa zurücksendeten, um ihn der Obhut seiner Verwandten zu übergeben.

Dieser Knabe war Guntram, der Sohn des nunmehr verstorbenen Franz Bentek, dessen kleines Vermögen durch die Interims-Verwaltung keineswegs größer geworden war, und dem man jetzt einen Vormund bestellte, da er Niemand sonst hatte, der sich seiner annahm.

Der kleine Guntram konnte trefflich reiten, eben so ausgezeichnet schwimmen, und handhabte eine Flinte trotz dem erfahrensten Jäger; da er aber weder ein Pferd besaß, noch eine Jagd,

und da der kleine Fluß, der die Stadt durchschnitt, zu Schwimmübungen ebenfalls nicht besonders geeignet erschien, so waren ihm diese Künste vollständig nutzlos. Bezüglich anderer Fertigkeiten aber, welche man in Europa Knaben seines Alters gewöhnlich schon gründlich beigebracht, war er ein vollständiger Laie.

Er konnte weder lesen noch schreiben, und zeigte gleichzeitig einen ganz absonderlichen Abscheu gegen die Erlernung dieser und ähnlicher Dinge.

Bei der Erziehung, welche er genossen, war ihm dies nicht zu verargen, er hatte seinen Vater auf dessen Streifzügen begleitet, und dieser, der sich von Jahr zu Jahr vorgenommen hatte, nach Europa zurückzukehren, verschob eben so bis dorthin seine wissenschaftliche Ausbildung.

Freilich, nachdem der junge Wilde, wie man ihn nennen durfte, die ersten Anfangsgründe einmal überwunden, verschlang er mit Heißhunger die Schätze der europäischen Literatur, leider aber nach eigener Auswahl, und sein Vormund, ein guter aber schwacher Mann, ließ ihn gewähren, erfreut, daß er doch wenigstens jetzt Lust zum Lernen zeigte, und so kam es, daß, nachdem er volljährig geworden, man ihn allgemein zwar

als einen vollkommen gebildeten jungen Mann anerkannte, daß ihm aber gleichzeitig eben so vollkommen alle Befähigung abging, das prosaische, Brot gebende Feld des Lebens zu cultviren.

Trotzdem aber liebte ihn Jedermann, der ihn kannte, und da Claudine ihn ebenfalls kennen lernte, so war es kein Wunder, daß auch sie ihn ebenfalls liebte.

So standen die Dinge, als wir die Beiden kennen lernten, und nachdem wir den freundlichen Leser dringend dieser etwas weitschweifigen, aber dennoch nöthigen Erklärungen halber um Entschuldigung gebeten haben, bleibt uns vorläufig nur noch übrig zu sagen, daß jene Alte, welche wir vorher in Guntram's bescheidener Gartenwohnung gesehen haben, eine langjährige Dienerin seiner Eltern war, welche er wieder zu sich genommen, und welche alle Anhänglichkeit, die sie für seinen Vater gehegt, jetzt auf ihn übertragen hatte.

Daß sie die Bellwiesen so gründlich haßte, wie es ihre frühere Herrschaft gethan, versteht sich von selbst, und eben so, daß sie fest überzeugt war, das große, den Ihrigen zugefügte Unrecht müsse über kurz oder lang auf irgend eine Weise wieder ausgeglichen werden. —

In einer der belebtesten und in Folge dessen vornehmsten Straßen stand das Haus des Rathsherrn Tollkegel.

Dieses Haus hatte gegen die Straße hin, den fast an keinem Hause fehlenden Erker mit eingerechnet, nur acht Fensterstöcke, und war daher, da es mit dem Erdgeschosse vier Stockwerke hatte, höher als breit, ja fast thurmähnlich, da das Dach ebenfalls aus vier über einander liegenden hohen Bodenräumen bestand.

Trat man aber ein durch die mächtige, mit schwerer und dennoch kunstreicher Schlosserarbeit fast überdeckte Thür von Eichenholz, so fand man freilich alsbald, daß man sich keineswegs in einem Thurme befand, sondern in einem Complex weitläufiger und ausgedehnter Baulichkeiten.

Gleichzeitig mußte man bemerken, daß man den Schauplatz eines Krieges vor sich hatte, eines Krieges, in welchem eine der kämpfenden Parteien bereits fast gänzlich aus dem Felde geschlagen worden war, und nur hier und da noch schüchtern aus irgend einem Winkel hervorblickte, während ihre Besiegerin sich eben anschickte, mit einer dritten, neu aufgetauchten Feindin den Kampf zu beginnen, oder besser, sich gegen die Angriffe derselben zu vertheidigen.

Die Geschlagene war die Gothik, und die beiden anderen Kämpfenden die Renaissance- und die Rococo-Zeit.

Da uns keine allzu lange Zeit gegönnt ist, uns im Hause des Herrn Raths Tollkegel umzusehen, so werfen wir nur einen flüchtigen Blick über den geräumigen Vorplatz, dessen Seitenräume mit starken eisernen Thüren versehen sind, und treten dann in den Hof, in welchem sich zur Rechten ein zweistöckiges, massives, aus Steinen erbautes kleines Haus befindet, von welchem Niemand zu sagen weiß, zu welchem Zwecke es erbaut worden, während noch heutzutage jeder Besucher des Hauses deshalb Fragen stellt.

Dann sehen wir an einer Seitenwand des Hofes einen Brunnen, geschmückt mit steinernen Pyramiden, Tritonen und mannichfachem Muschelwerke, und in der Mitte des großen steinernen Beckens eine Muschel von Kupfer und in derselben von gleichem Metalle eine weibliche Figur, welche aus ihren Brüsten zwei reichliche Wasserstrahlen spendet.

Ein zweites großes Gebäude schließt den Hof, durch einen ziemlich langen und breiten gewölbten Gang haben wir aber die Aussicht in einen Garten, in welchem wir Taxushecken, Fichten, schnör-

kelförmige, mit Blumen und bunten Glaskugeln gezierte Beete, Bildsäulen und abermals springendes Wasser erblicken können.

Aus dem Hause selbst aber blickt die verbannte Gothik, und es ist in der That auch ihr vorzüglichster Zufluchtsort. Das bezeugen die vielen Hunderte von kleinen, geblasenen Scheiben, sogenannte Butzenscheiben, aus welchen die Fenster zusammengesetzt sind, die in die Wand des Hauses eingemauerten Wappen und Heiligenbilder, durch kleine, zierliche Holzdächer gegen die Unbilden der Witterung geschützt, das braune gothische Schnitzwerk an den Dachbalken, und endlich die Thüren aus getriebenem Eisen, durch welche man über einen gedeckten Gang aus diesem sogenannten Hinterhause wieder in das Vorderhaus gelangt.

Was das Vorderhaus selbst betrifft, so hat es geräumige, offene, das heißt gegen den Hof zu freie Vorplätze.

Die Decken dieser Vorplätze hat bereits die Rococo-Zeit erobert. Sie sind mit Stuccaturarbeit verziert, mit pausbackigen Engeln oder Liebesgöttern, mit Muschelwerk, Blumen und seltsamen Schnörkeln.

Die Thüren sind noch im Besitze der Re-

naissance. Das zeigen die canellirten Säulen aus braunem Holze, mit welchem sie verkleidet sind, und ihre mächtigen, gut gearbeiteten, verzinnten Schlösser und Bänder.

Die Zimmer des ersten Stockwerkes sind wohnlich eingerichtet, mit braunem Eichenholze getäfelt, auf dessen Gesims sich Bücher befinden, je nachdem wohl auch irgend ein Hausgeräth feinerer Art.

Das zweite Stockwerk hingegen ist gewissermaßen die Belle-Etage der Gegenwart, das Prunk- und Speisezimmer für besondere Gelegenheiten.

Die Decken des Vorplatzes befinden sich, so wie unten, wieder im Besitze des Rococo. Nur sind hier die Liebesgöttter noch fetter und wohlbeleibter als eine Stiege weiter unten, die Muschel plastischer, und das Schnörkelwerk noch abenteuerlicher und seltsamer, als es dort der Fall.

An den Wänden stehen einige große Schränke, durch deren Glasthüren Porzellan aus China, aus Meißen und Wien zu bemerken ist, und endlich mehrfache Prachtstücke des sogenannten Delfter Porzellan, einer Steingutmasse mit blauer porzellanähnlicher Glasur, und zuerst in jener holländischen Stadt gefertigt, um wenigstens ein Surrogat für ächtes Porzellan zu haben, welches für schweres Geld aus China gebracht wurde,

und welches man anfänglich nicht nachahmen konnte.

Ein zweiter, ebenfalls mit Glasthüren versehener Schrank ist gänzlich angefüllt mit Gefäßen aus venetianischem Glase, mit jenen Pokalen, Trinkhörnern, Tafelaufsätzen und Bechern von den wundervollsten, zierlichsten Formen, den prachtvollsten, Edelsteinen ähnlichen Farben, und häufig dünn und leicht wie ein Kartenblatt, dennoch aber haltbarer, als die plumpen und schweren geschliffenen Gläser einer späteren Zeit.

Herr Tollkegel fand, als ein Kind seines Jahrhunderts, keinen besondern Geschmack an diesen Kunsterzeugnissen, aber er bewahrte sie auf, weil er sie von seinen Vorfahren erhalten hatte.

Eine spätere Generation zertrümmerte sie muthwillig, weil sie dieselben nicht zeitgemäß fand, und die gegenwärtige Generation wiegt die wenigen übrig gebliebenen Reste desselben mit Gold auf.

Wir trauen uns nicht, ein unparteiisches Urtheil zu fällen, wer von allen diesen Leuten am wenigsten oder am meisten verrückt war oder ist, da wir selbst leidenschaftlich schwärmen für die venetianischen Trinkgefäße.

Während wir aber jetzt in den Saal oder

die große Prunkstube des Hauses eintreten, so finden wir zu unserer Ueberraschung in derselben Herrn Tollkegel selbst, und da wir jetzt genöthigt sind, seine Bekanntschaft zu machen, so können wir über den „Glanzpunkt" des Hauses, über die Stube selbst, nur Weniges sagen.

Wir bemerken daher blos, daß das reiche Täfelwerk derselben im reinsten Renaissance-Styl gehalten war.

Das innere Portal, reichend bis an die Decke, geschmückt mit geschnitzten Figuren und mit biblischen Bildern in eleganter Arbeit, die Decke des Saales mit vertieften Feldern aus Kirschbaum-, Eichen- und Ahorn-Holz. Die Wände künstlich zusammengefügt aus denselben Holzarten, und das schwere Gesims, welches die Vertäfelung krönte, getragen von starken und massiven Säulen von dem theuren und seltenen Holze der ungarischen Esche.

Wenn wir jetzt noch sagen, daß einige aus der Wandvertäfelung hervorspringende Schränke architektonische Meisterstücke genannt zu werden verdienen, und daß der riesige grüne Ofen eben so ein Meisterwerk der Töpferkunst war, so steht uns nichts mehr im Wege, Herrn Tollkegel unseren verehrten Lesern vorzustellen.

Er war ein Mann von Mittelgröße, eher hager als beleibt, und befand sich in den Jahren, welche man, weiß Gott aus welchem Grunde, die besten zu nennen pflegt. Seine Kleidung zu schildern, wird uns der freundliche Leser gern erlassen, der sich so eben erst durch die Schilderung seines Hauses hindurchgewunden hat, und ohnedem die Zeit kennt, in welcher wir ihm den wackern Rathsherrn vorführen.

Er wird eben so den artigen und anständigen Zopf entschuldigen, der sich auf dem Rücken des Herrn Tollkegel schaukelte, eben der Zeit halber, und aus dem Grunde, weil zeitgemäße Zöpfe kaum einen Schatten auf die Charaktere ihrer Besitzer werfen, und weil die Zöpfe überhaupt unsterblich sind.

Herr Tollkegel war eben beschäftigt, die letzte Hand an die Ausschmückung einer gedeckten Tafel zu legen, welche in der Mitte der Stube stand, und welche bereits reichlich mit Silber geziert war, als eine kleine, runde und wenngleich nicht mehr ganz jugendliche, dennoch ausnehmend bewegliche Dame eintrat.

„Rasch, tummle Dich, Kaspar,“ rief dieselbe, „sie kommen!“ Und hierauf verschwand die Jungfer Mariane, die Schwester Tollkegel's, so rasch,

wie sie gekommen; er selbst aber folgte ihr mit gleicher Eile, um einige Minuten später seine Gäste unter der Thür des Hauses zu empfangen.

Die tiefen Bücklinge indeß, mit welchen dies geschah, galten unbedingt nur Einem derselben, der persischen Hoheit, dem Herrn Prinzen Mirza Hassan Collaweck, und sein Begleiter, den wir als einen Herrn von Müller vorzustellen haben, wurde nur flüchtig begrüßt, vielleicht gleich einer Persönlichkeit, mit welcher man eben kein besonderes Aufhebens macht, vielleicht auch als ein alter Freund des Hauses, von welchem man voraussetzt, daß er die wenigen Umstände verzeiht, des hohen Anwesenden halber.

Herr Tollkegel führte die beiden Angekommenen in die Prunkstube und zur Tafel, und an der Art, wie dies Alles geschah, konnte man gar wohl bemerken, daß die Ehre des fürstlichen Besuches heute dem Tollkegel'schen Hause nicht zum ersten Male widerfahren war, mochte gleichwohl die Zahl der Gäste früher eine größere gewesen sein.

Wir wollen jetzt aber nicht etwa die Gerichte schildern, welche durch die kunstreiche Hand Marianens bereitet und durch jene einer alten Die-

nerin aufgetragen wurden, sondern lieber zu anderen, wichtigeren Erzählungen schreiten.

Das heutige Mittagsmahl war ein diplomatisches, und das zwar aus folgenden Gründen.

Der Prinz befand sich bereits mehrere Monate in der Stadt, er war fast von allen Mitteln entblößt, krank, verwundet, wie man sagt, dorthin gekommen, und von einem barmherzigen Menschen, einem Buchbindergesellen, der ihn unterwegs gefunden, in das Gasthaus des Herzbauer gebracht worden.

Erst nachdem er durch die dort gefundene Pflege wiederhergestellt worden war, entdeckte man seinen hohen Stand.

Er machte kein Geheimniß aus demselben, denn dieser mußte unter allen Verhältnissen demnächst ohnehin bekannt werden, da er Mittel gefunden hatte, an seinen Herrn Vater in Persien zu schreiben, und einer Sendung von diesem entgegensah, welche ihm die Mittel an die Hand geben würde, seine Reise standesgemäß weiter fortsetzen zu können.

Es ist übrigens unmöglich, die höchst merkwürdigen Begebenheiten nur einigermaßen ausführlich zu schildern, welche dem Prinzen von dem Augenblicke an, wo er sein Vaterland verließ,

bis zu der Stunde, wo wir seine Bekanntschaft machten, begegneten, und wir lassen hier nur einige wenige Angaben mit seinen eigenen Worten folgen: *)

„Nach einem mörderischen Gefechte mit Kalmücken und Kosaken," sagte der Prinz, „wurde ich über Astrachan und Moskau nach St. Petersburg geführt, wo ich eine Ehrenwache von vierundzwanzig Mann erhielt. Die Kaiserin ließ mich in der großen Millionenstraße, nahe bei dem Sommerpalais, in dem prächtigen Palast von Marmor einlogiren. — Acht Tage nach meiner Ankunft starb die Kaiserin, und es wurde Friede mit Persien. Ich erhielt meine Freiheit. — Mein Geschmack am Reisen erwachte wieder. Ich bat meinen Bruder und den König, meinen Vater, um die Erlaubniß, Europa zu durchreisen, wider die Gewohnheit des Orients.

„Sarok=Shah gab meinen dringenden Bitten nach. Er schickte mir Creditbriefe und durch sechs persische Officiere und Bediente Folgendes:

---

*) Wir werden weiter unten die Quelle (eine selten gewordene Druckschrift) anführen, aus welcher wir diese Data entnommen haben.

Sechs Fuhrpferde.

Zwei Sattelpferde zu meinem persönlichen Gebrauche.

Einen Säbel, zwei Pistolen und einen Sattel, Alles vom größten Werthe.

Hundertundzwanzig Teller, zwei große Gießkannen und vier Essigflaschen von vergoldetem Silber, Alles nach den Gebräuchen unserer persischen Länder.

Zwei goldene Schalen.

Zwei andere, zwei Kaffee- und Theekannen von Silber.

Hundertundzwanzig vollständige Sortirungen von silbernen Löffeln, Messern und Gabeln.

Eine große Platmenage von Silber.

Vierundzwanzigtausend Ducaten baar und vierundachtzigtausend Ducaten in einer Anweisung, die der russische Fürst Potemkin meinem Vater Sarok-Shah, Beherrscher und König von ganz Persien, der in der Provinz Mazandaran residirte, für Seide schuldig war. Graf Alexander Besbarousky bezahlte diese Anweisung. Nun konnte ich wieder vergnügt reisen. Ich fing mit Schweden an. —"

So weit die eigenen Worte des Prinzen. In Schweden hielt er sich drei Monate auf und

wurde vom Könige mit den „zuvorkommendsten Politessen" überhäuft. Derselbe gab ihm einen festlichen Ball, und eine ähnliche Ehre wurde ihm von den höchsten Würdenträgern des Reichs und den allerhöchsten Herrschaften des königlichen Hauses bezeigt.

Er gab ein Gegenfest, das ihm fünfzigtausend Livres kostete, und versicherte Seiner schwedischen Majestät, daß Schweden und Perser in Zukunft Brüder sein würden, wo sie sich auch immer treffen sollten. Nachdem der König von Schweden ihm noch eine überaus kostbare Tabakspfeife verehrt hatte, nahmen beide Fürsten unter Thränen und Kanonendonner zärtlichen Abschied.

Sein nächster Aufenthalt war Dänemark. Es ist gegenwärtig nicht die Zeit, die Dänen besonders zu loben, damals aber, zu Mirza's Zeiten, bissen sie sich nobel heraus, und der Prinz selbst sagt, daß es fast noch feiner zugegangen im Dänenlande, als bei den Schweden.

Von Kopenhagen aus reiste er nach Hamburg und verschenkte unterwegs an die unschuldigen Bewohner einer Dorfschaft, welche ihn festlich bewillkommneten, sechzigtausend Livres. In Hamburg lebte er aber im größten Incognito, weil er Deutsch lernen wollte.

Nachdem dies in neun Tagen geschehen war, reiste er nach Berlin, Paris, Leipzig und Dresden, wo ihm der Kurfürst ein außerordentliches Fest gab.

So wie er, mit Ausnahme Dresdens, die vorhin genannten Städte wie Hamburg incognito besuchte, setzte er auch seine Reise auf diese Weise fort. Er fand, daß man die Sitten und Gebräuche eines Volkes nicht allein kennen lernt in den vergoldeten Mauern eines Palastes, sondern daß man sich unter das Volk selbst mischen müsse, um zu lernen, zu erkennen.

Ohne also jetzt weiter einen seiner fürstlichen Collegen zu besuchen, reiste er über Prag, Tirol, Augsburg, Ulm und Hanau gen Frankfurt. Aber jetzt wurde er krank und ohnweit der genannten Stadt noch zum Ueberfluß von Rothmänteln überfallen. Trotz wüthender Gegenwehr mußte er der Uebermacht unterliegen. „Ich lag," sagte er selbst, „am Kopfe verwundet, sechs Stunden lang in meinem und meiner Bedienten Blut, denn zwei Perser waren todt." Auch die Ducaten seines königlichen Vaters waren flöten gegangen, die silbernen Gießkannen, die Essigfläschen und alle nach den Gebräuchen persischer Länder ge=

fertigte Silbersachen. Die Rothmäntel bemächtigten sich aller dieser Dinge.

Nach verschiedenen fruchtlosen Klagen, die er beim Prinzen Karl und anderen Herrschaften anbrachte, entlehnte er von einem griechischen Kaufmanne, Alexander Baileres, hundert Louisd'or, welche er seinem am Leben gebliebenen Perser gab, um nach Hause zu reisen und für ihn neues Reise- und Taschengeld so schleunigst als möglich zu holen.

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen kam er endlich in die Stadt, in welcher wir ihn getroffen.

Daß er bei Herzbauer gepflegt wurde, wissen wir, nachdem er aber seinen Stand offenbart hatte, nahmen sich seiner auch andere, höher stehende Leute an; wie das aber bisweilen zu gehen pflegt, diese Freundschaften erkalteten wieder, und der Prinz stand ziemlich allein, als er die Bekanntschaft des Herrn von Müller machte.

Herr von Müller war ein freisinniger und aufgeklärter Mann. Er schwärmte für die französische Revolution und haßte gründlich sämmtliche Tyrannen der Welt. Mit dem Prinzen Mirza machte er indessen eine Ausnahme, sei es, daß er vielleicht früher noch nicht persönlich mit

einem Tyrannen verkehrt hatte und so der Reiz der Neuheit auf ihn einwirkte, oder bestach ihn die Leutseligkeit des Prinzen, kurz, er wurde sein Freund.

Da aber die Vermögensverhältnisse des von Müller nicht die glänzendsten waren, und der Prinz augenblicklich ebenfalls von Geldmitteln entblößt war, so führte er denselben bei Tollkegel ein, der anfänglich erfreut war, die Bekanntschaft einer so hochgestellten Persönlichkeit zu machen, dann aber hingerissen wurde durch die Liebenswürdigkeit des Persers.

Es war das die Zeit, in welcher Mirza täglich der neuen Geldsendung seines Herrn Vaters entgegensah, und er nahm keinen Anstand, wöchentlich einigemal bei Herrn Tollkegel mit einigen anderen Freunden desselben zu speisen, denn er war sicher, in kurzer Zeit diese Gastfreundschaft reichlich, ja glänzend vergelten zu können.

Herr Tollkegel aber dachte in der That d a r a n nicht. Es schmeichelte ihm, den dereinstigen Beherrscher Persiens in seinem Hause zu sehen, und das Herz ging ihm auf, wenn er den Fremdling von seinen Abenteuern sprechen hörte, und sah, wie herablassend sich derselbe benahm, ja

wie er sich schon so ganz und gar in die Gebräuche seiner Vaterstadt hineingearbeitet hatte, Bier trank, als Christ, der er ja war, selbst den Wein noch vorzuziehen schien, den Tabak des Herrn Tollkegel, wie er sagte, lieber rauchte als die duftenden Blätter Persiens, und die schmackhaften Bratwürstchen, Tollkegel's Leibspeise, unbedingt den indischen Schwalbennestern vorzog, die täglich an der Tafel seines königlichen Erzeugers servirt wurden.

In solchen Momenten, das heißt bei und nach der reichlich besetzten Tafel, wurde der Prinz häufig so heiter und ließ sich so ungenirt gehen, daß ein Uneingeweihter zuverlässig nicht den Thronerben Persiens in ihm errathen hätte.

Aber plötzlich wurde das anders. Zwar speiste der Prinz wie vorher und genoß eben so das Bier und den Wein seines Gastfreundes, aber er machte keine Späße mehr. Er war melancholisch geworden!

Tollkegel, der wenig mit anderen Leuten verkehrte, wußte nicht, daß derselbe Fall schon früher einigemal eingetreten war, und zerbrach sich den Kopf wegen dieser auffallenden Veränderung.

„Was kann er haben?“ sagte er zu Müller, „fragen Sie ihn doch einmal?“

Dieser zog die Schulter. „Mit großen Herren

ist nicht gut Kirschen essen," sagte er, „sie haben alle ihre Mucken, vielleicht hat er Regierungssorgen, und wenn ich ihn frage, sagt er mir Grobheiten. Er ist bisweilen so eigen."

Tollkegel schüttelte das Haupt:

„Er regiert ja gegenwärtig gar nicht," versetzte er, „wie kommen Sie auf den Gedanken! Es muß etwas Anderes sein."

„Nun, es kann sein, daß er kein Geld hat. Bieten Sie ihm einmal ein Anlehen an," sagte Müller unbefangen.

„Herr Jesus!" rief Tollkegel erschrocken, „so einem Herrn soll ich Geld anbieten! Da käme ich schön an!"

Es lag eine Welt von Menschenkenntniß, Selbstbewußtsein und Erfahrung auf Müller's Antlitz, als er jetzt sprach:

„Kaiser und Könige pumpen, wenn sie kein Geld haben, mit tausend Freuden, so gut wie ordinäre andere Leute, nur in größerem Maßstabe. Warum sollte ein persischer Kronprinz eine Ausnahme machen? Sie kennen die Geschichte mit den Rothmänteln und wissen, daß seine Silberflotte ungebührlich lange ausbleibt. Ich glaube, ich habe das Wahre getroffen. Machen Sie einmal den Versuch."

Tollkegel trug freilich noch immer Bedenken. „Wenn er es übel nähme!" Indessen wurde er doch endlich durch Müller bewogen, vorsichtig und behutsam anzuklopfen, und zu diesem Zwecke wurde das diplomatische Diner veranstaltet. Man war unter sich, man konnte freier sprechen.

Als man aber Platz genommen und zu speisen begonnen hatte, war es dem Hausherrn zu Muthe, wie den freilich seltenen Ausnahmen der Gegenwart, denen nichts gründlicher zuwider ist, als das Ausbringen eines Toastes, die aber dies bei irgend einer unglücklichen Gelegenheit dennoch zu thun gezwungen sind.

Einem solchen Opfer versalzt der Toast die Suppe, läßt ihm das Gemüse verbrannt und den Braten aufgewärmt erscheinen, er vergällt ihm die Mehlspeise und verwandelt seinen Wein in Essig. Also erging es Tollkegel, dem der Bissen im Munde quoll und der fast kein Wort zu sprechen vermochte.

Was den Prinzen betraf, so war er melancholischer denn je, und wenn er für Zwei aß und trank, so schien das mehr eine Art von stiller Verzweiflung als normaler Appetit zu sein.

Das Mahl war fast zu Ende, und Tollkegel, der mit jedem Augenblicke weniger wußte, wie er

die Sache anständig anfassen sollte, warf flehende Blicke auf Müller, welcher anfänglich diese nicht beachtete, endlich aber sich dennoch zu erbarmen schien.

„Eure Hoheit scheinen verstimmt," sagte er schüchtern zum Prinzen, der eben ein Stück Geflügel in den Mund schob.

„Außerordentlich," versetzte der Prinz kauend.

„Mein Freund, der Rath, und ich glaubten das schon seit einiger Zeit zu bemerken. Ja, wir wagten sogar über die Gründe dieser Verstimmung nachzudenken."

Da Mirza keine Antwort gab, so fuhr Müller fort:

„Wir glaubten, daß Eure Hoheit vielleicht Bedenken trügen wegen der erwarteten Sendung."

„Bedenken!" versetzte der Prinz jetzt mit einem ganz eigenthümlichen Tone, „Bedenken? Nein, mein Guter, Bedenken habe ich nicht, meine Leute müssen kommen. Vielleicht aber schiebt sich das noch eine Woche hinaus, ja selbst noch länger."

„Sollten Eure Hoheit in diesem Falle nicht geneigt sein, ein Anlehen zu machen?"

Der Prinz lächelte schmerzlich:

„Freilich werde ich das thun müssen."

Tollkegel nahm einen Anlauf:

„Und dürfte dann vielleicht i ch so kühn sein, meine geringen Mittel zu Hochdero Verfügung zu stellen?"

„Ja," sagte der Prinz wohlwollend, „das dürfen S ie."

Wenn man die Sache pfiffig anfängt, geht Alles, dachte Tollkegel, erfreut über die überraschend schnelle Einwilligung seines Gastes; dann aber sagte er laut und sich verbengend:

„Und welche Summe würden Hochdieselben geruhen, sich unterbreiten zu lassen?"

„Ich lasse mir zehntausend Ducaten unterbreiten," erwiderte der Prinz mit würdevoller Ruhe.

Tollkegel war wie vom Blitze gerührt, und wie das häufig der Fall, flogen eine Unzahl verworrener Gedanken gleichzeitig durch sein Gehirn, die Unmöglichkeit, die Summe zu beschaffen, behielt aber die Oberhand. Zwar hatte man zu jener Zeit verhältnißmäßig wohl stets mehr baares Geld im Hause als gegenwärtig, da Papier und Börsenspiel noch nicht in der Aufnahme wie jetzt, aber der Rath war in diesem Punkte seiner Zeit vorausgeeilt und verlieh mit Vorliebe überflüs=

ſige Summen gegen wackern Zins und Pfand=
brief an das geldbedürftige Landvolk.

Aber auch ohne das wären zehntauſend Du=
caten eine Unmöglichkeit geweſen. Der Schweiß
trat auf ſeine Stirn, und er gedachte unwillkürlich
an die lehrreiche Fabel vom irdenen und eiſernen
Topfe.

Auch Müller war verblüfft. Er faßte ſich
indeſſen bald wieder.

„Hoheit,“ ſagte er, „Sie bemeſſen unſere Ver=
hältniſſe nach den Ihrigen. Zehntauſend Du=
caten!“

Der Prinz fuhr mit der Hand über ſeine
Stirn:

„Mein Gott,“ ſagte er, „iſt es zu wenig, iſt
es zu viel? — ich weiß das auf Ehre nicht.“

Aus Tollkegel's Miene ſchien er indeſſen jetzt
die Wahrheit zu errathen, und er ſetzte hinzu:

„Ich bedarf ja keiner Summe, nur ein
kleines Taſchengeld wäre mir genehm. Tauſend
Ducaten zum Beiſpiel, für den Augenblick auch
weniger, warum nicht!“

Als man ſich trennte, hatte der Prinz hun=
dertundfünzig Ducaten in der Taſche, und als,
ſobald er den Rücken gewendet, die Jungfer
Mariane neugierig fragte: „Hat er was ange=

nommen, wurde er nicht zornig?" erwiderte ihr Bruder:

„Im Gegentheil, er war sehr liebenswürdig. Ich habe ihm fünfzig Ducaten gegeben."

„Herr Gott!" rief Mariane, „das ist viel! Er wird's doch wiederbezahlen?"

„Zuverlässig," sagte Tollkegel. Aber er hatte jetzt eine doppelte Sorge. Einmal in der That wegen dieser Zuverlässigkeit.

Ein Mann, der zehntausend Ducaten für keine Summe hielt, sondern als ein Taschen=geld betrachtete, konnte leicht auch eine Lumperei von hundertundfünfzig vergessen. Dann war er in Angst, daß seine Schwester die Wahrheit er=fahren möchte, und nahm sich vor, mit Müller deshalb zu sprechen.

Dieser kam am andern Tage schon und rief ihm triumphirend zu:

„Wissen Sie etwas Neues? Sie kriegen kei=nen Heller vom Prinzen!"

Tollkegel wechselte die Farbe:

„Um Gottes willen, ist er gestorben, oder —"

„Nein," sagte Müller, „weder gestorben noch verdorben, im Gegentheil, er lebt in Floribus; aber Sie bekommen den großen persischen Son=nenorden in Brillanten, so groß als ein Sup=

penteller und wenigstens zehntausend Ducaten werth in Steinen und Gold."

„Ist's möglich?" rief der Rath erstaunt.

„Mein Freund," versetzte Müller, „wenn ich Ihnen etwas sage, hört die Möglichkeit auf, es ist sicher, zuverlässig!"

Der Rath war überzeugt, und Mariane sagte später:

„Wenn Du ihn hast, trägst Du ihn vier Wochen, um die Leute zu ärgern, und dann verklopfst Du die ganze Geschichte. Für was das todte Capital!"

Was die Verwendung der Hundertundfünfzig betraf, so bezahlte Müller drei Tage hintereinander in der Bierkneipe, welche er des Abends zu besuchen pflegte, mit einem Ducaten, und strich das Herausbekommene, ohne nachzuzählen, nachlässig ein. Am vierten Tage aber bezahlte er wieder mit kleiner Münze wie früher, oder ließ aufschreiben wie früher.

Mirza Hassan Collaweck seinerseits ließ durch seinen neuangekommenen Diener, welcher den sonderbaren Namen Schlorum führte, Herrn Herzbauer auf seine Stube rufen.

„Mein lieber Herr Wirth," sagte er, „ich habe Nachricht erhalten, daß meine Leute, die

Mohren, die Kameele, die Streitrosse und die mit Gold beladenen Esel, kurz, mein ganzes persisches Tractament einige Tage später anlangen, als ich sie erwartete. Nehmen Sie einstweilen dies für die Bedienung."

Er stocherte bei diesen Worten mit seinem Stocke in einem Häufchen von Goldstücken, welche auf dem Tische lagen.

Herzbauer verbeugte sich:

„Zählen Sie mir's vor, Eure Gnaden, Herr von Schach, ich will's an der Rechnung abschreiben."

„Nein," sagte der Prinz, halb schmerzlich, halb verächtlich lächelnd, „nein; so weit bin ich denn doch noch nicht herabgekommen, daß ich dies schmutzige, elende Geld mit den Händen angreifen sollte, oder gar zählen. Ich liebe goldene Gefäße, aber Geld! Pfui!"

Herzbauer theilte diesen Abscheu nicht, er zählte und schob ein.

„Es sind fünfundzwanzig Ducaten," sagte er.

„Meinetwegen," versetzte der Prinz, „ich hoffe, wir sprechen uns bald weiter. Adieu, mein lieber Wirth!"

Dieser ging. „Die Weibsleute waren wahr=

haftig klüger als ich," sagte er zu sich selbst, „aber merken darf ich ihnen das nicht lassen."

Sie merkten's aber doch, und die Frau Herzbauer nahm ein gewisses herablassendes oder überlegenes Wesen an gegen ihren lieben Mann; zu ihrer Tochter aber sagte sie:

„Jetzt stehst Du nicht mehr lange hinter der Waschgelte, und den dummen Menschen da drinnen in der Stube hast Du auch das meiste Bier eingeschenkt."

Vier Wochen später wurde der Prinz abermals melancholisch, bedrohlich melancholisch, und unbedingt stärker als das erste Mal.

„Spannen Sie vor, verehrter Freund," hatte Müller zum Rath Tollkegel gesagt, „seien Sie nicht undankbar und bedenken Sie den prachtvollen großen Sonnenorden. Wer weiß, welche schöne Sachen Sie diesmal bekommen, wenn Sie ihm noch einmal hundertundfünfzig borgen."

Aber der Rath wurde jetzt selbst melancholisch.

„Es ist traurig, aber wahr," sagte er, „wenn Sie mich umstürzen, so fallen keine fünf Ducaten aus der Tasche, viel weniger hundertundfünfzig. Die paar Kreuzer, die mir mittlerweise eingegangen sind, habe ich verliehen."

Herr von Müller betrachtete ihn aufmerksam.

Er hatte zufällig einige Erfahrung in dergleichen, und war er auch hinsichtlich des geringen Kassenbestandes nicht vollständig überzeugt, so schien ihm doch der feste Entschluß des Raths, nichts herzugeben, nur allzu gewiß.

„Stehen Sie gut für ihn?“ sagte er jetzt.

„Das am allerwenigsten,“ erwiderte Tollkegel mit Entschiedenheit, „da blamirt man sich noch obendrein und kommt dennoch um sein Geld.“

Er war fest, aber Müller war zähe, und endlich versprach der Rath „Schritte thun zu wollen.“ Müller war vorläufig zufrieden, und am andern Morgen verfügte sich Tollkegel zum Fräulein Remigia von Bellwiesen.

Dort im Hause war eigentlich mittlerweile wenig von Bedeutung vorgekommen. Die beiden Frauen standen anscheinend auf vollkommen gutem Fuße, hatten sie gleichwohl innerlich beschlossen, sich nicht nachzugeben und keine der andern nur einen Zoll breit zu weichen.

Im Geheimen hatte die Tante, welche Claudinen ihren Entschluß wohl ansah, gewissermaßen eine Freude an der Energie ihrer Nichte.

„Es ist eine ächte, hartköpfige Bellwiesen,“ sagte sie zu sich selbst, „und das ist mir lieb.

Deswegen bekommt sie den einfältigen Jungen doch nicht."

Sie hatten auch, während wir uns nicht mehr mit ihnen beschäftigten, nur ein einziges Mal von Guntram gesprochen. Remigia fand den Namen Guntram häßlich und „affectirt", worauf Claudine mit großer Sanftmuth versetzte:

„Mir gefällt er besser, als alle anderen Namen auf der ganzen Welt."

Der Besprochene ging freilich bisweilen am Fenster vorüber, aber die Tante sah ihn entweder nicht, oder sie gab sich den Anschein. Auch die telegraphischen Zeichen Claudinens schien sie nicht zu bemerken.

„Sie kriegt ihn doch nicht!" dachte sie.

Mehr Sorgen machte ihr der Argwohn, daß sich die jungen Leute, trotz ihrer Hut, dennoch, wenn auch nur auf Augenblicke, bisweilen sprechen könnten. Aber sie kam nicht in's Klare, sie erfuhr nichts Sicheres und befand sich mithin in demselben Falle wie wir, die wir das auch nicht zuverlässig wissen.

Als an jenem Morgen, zwischen dem Herrn Rath Tollkegel und Remigia, der ganze zu jener Zeit gebräuchliche Höflichkeitskram ausgetauscht worden war, rückte der Erstere mit sei=

nem Anliegen hervor. Remigia hörte ihm aufmerksam zu.

„Ich soll also diesem persischen Prinzen Geld borgen?" sagte sie, nachdem der Rath geendigt hatte.

Tollkegel bejahte.

„Und warum thun Sie es nicht?

Er setzte ihr auseinander, daß er im Augenblicke nicht bei Kasse sei, und strich die Tugenden und Vorzüge seines Schützlings, fast nach Art des Herrn von Müller, auf das Aeußerste heraus.

„Ich will Ihnen borgen," versetzte Remigia, ohne besonders von diesen Lobeserhebungen hingerissen zu werden.

Aber der Rath umging geschickt diese Klippe und wußte eben so geschickt seine Gegnerin bei ihrer schwachen Seite zu fassen.

„Thun Sie mir die Liebe, bestes, verehrtes, gnädiges Fräulein," rief er, „sagen Sie nur nicht nein, ehe Sie sich die Sache besser überlegt haben. Die ganze Stadt weiß, daß, haben Sie einmal ja oder nein gesagt, nichts auf der Welt mehr Ihren Entschluß ändert. Sie sind energischer, als leider viele, viele Männer."

Das hörte Remigia ausnehmend gern. Dann sprach der Rath ferner von dem Prinzen ganz

als wie von einem europäischen gekrönten Haupte. „Leute von Distinction müssen einander aushelfen,“ sagte er. „Soll so ein Herr zu einem Wucherer seine Zuflucht nehmen in einer augenblicklichen Verlegenheit?“

Als er aber im Strome seiner Rede sich endlich hinreißen ließ und von großer Erkenntlichkeit sprach, welche Seine Hoheit in kurzer Zeit entrichten würde, rief Remigia:

„Halt! ich bin kein Jude und gebe Geld weder auf wucherische Zinsen, noch auf Pfand. Verlehne ich eine Summe, so geschieht das nur gegen landesübliche Procente. Aber hier will ich gar keine Zinsen. Zweihundert Dukaten will der Prinz? Ich habe nicht so viel im Hause, aber in vier Tagen, höchstens in fünfen, können Sie das Geld haben. Bekommt er sein Geld, giebt er es zurück, in Gold, wie ich es ihm geben werde. Mehr keinen Heller. Punctum!“

Tollkegel ging vergnügt.

„Ich hätte es wohl auch schaffen können,“ dachte er, „es ist aber so besser. Die Alte ist zudem steinreich.“ Er glaubte an den Prinzen, wenigstens des Tages über, und am Abende. Früh, und wenn er in der Nacht erwachte, hatte er wohl bisweilen Bedenken. Aber die Brillanten

des Sonnenordens zerstreuten bald wieder diese Wolken des Zweifels. Ließ er die Hoheit stecken, so vergaß der Prinz vielleicht auch sein Versprechen. Man weiß ja, wie die großen Herren sind!

Müller, der in Tollkegel's Hause gewartet hatte, sprang hoch auf bei der freudigen Nachricht und lief spornstreichs zu Mirza, ihm dasselbe mitzutheilen.

Der Prinz empfing ihn wohlwollend und herablassend, und am folgenden Tage las man in der, in der Stadt jenes Mal erscheinenden Zeitung folgendes „Avertissement", welches wir mit Hinweglassung von Ortsnamen und Datum und Veränderung eines Eigennamen wörtlich wiedergeben:

„Nachdem die bisher erwartete Bedienung des Unterzeichneten, zufolge eines dieser Tage erhaltenen Schreibens, zuverlässig am 24. dieses laufenden Monats und Jahres hier eintreffen wird, als wird Solches dem gesammten hochzuverehrenden Publikum, so wie auch allen Denen, welche Ansprüche und Forderungen an mir zu haben vermeinen sollten, hiermit öffentlich bekannt gemacht, um sich dieserhalben bei mir anzumelden und ihrer Zahlung zu gewärtigen, wodurch sofort alle bis-

herigen Zweifel und übelgewagte widriger Ausstreuung sich von selbst befriedigen werden.

v. Schach, persischer Oberst,

im Logis bei Herrn Herzbauer zum goldenen Engel.“

Am Nachmittage, nachdem am Morgen diese Ankündigung erschienen war, fand in der Wohnung des Prinzen ein Zwiegespräch zwischen ihm und Schlorum, seinem vor einigen Wochen angenommenen Diener, statt. Der Letztere rief mit einiger Heftigkeit:

„Und kurzum, ich mag und will nicht. Ich bin niemalen lackirt worden, und thu's auch diesmal nicht. Jetzt erst recht nicht. Lackiren! das wär' mir das Wahre.“

„Schlorum,“ versetzte der Prinz, „war ich nicht stets ein gütiger und menschenfreundlicher Gebieter? und nun willst Du mir diese kleine Gefälligkeit abschlagen, um welche ich Dich bitte, während ich befehlen könnte. Tausende würden in meinem schönen Vaterlande bei einem ähnlichen Falle sich darum schlagen, meine Wünsche zu erfüllen.“

„Meinetwegen,“ sagte Schlorum, „jeder nach seinem Geschmacke. Und dann brauchen Ihre Unterthanen da drinnen ja gar nicht lackirt zu

werden. Sie laufen ja ohnedem schon alle rabenschwarz umher."

„Bediene Dich doch nicht fortwährend des einfältigen Ausdrucks: „lackiren," rief der Prinz. „Niemand soll lackirt werden, Du am allerwenigsten; Du sollst ja nur ein wenig schwarz angestrichen werden, mit Stiefelwichse zum Beispiel, und dann mit ein wenig Oel gelinde übergangen, des Glanzes wegen."

„Ich hab's nicht nöthig, daß ich glanzig werde," versetzte Schlorum verstockt.

Der Prinz warf sonderbare Blicke nach der Fensterecke, in welcher sein spanisches Rohr stand, und Schlorum rief:

„Ja, probiren Sie's nur! Ich lasse mich nicht mehr schlagen. Da passen Sie auf, was ich für einen Skandal anfange!"

Der Prinz lächelte überlegen, und jetzt entstand eine kleine Pause, welche der Prinz dadurch beendete, daß er ein Vierundzwanzigkreuzerstück aus der Tasche zog, es zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, und dann gütig sagte:

„Schlorum, komm her."

Dieser warf einen Blick nach der Thür, dann einen prüfenden auf seinen Herrn, und näherte sich diesem hierauf langsam und vorsichtig. Aber

seine Befürchtungen waren grundlos, er empfing das Geldstück ohne alle und jede unangenehme Beigabe, und nach einer abermaligen Pause sagte Schlorum:

„Es hilft Sie auch gar nichts, wenn sie mich lackiren oder anstreichen, denn mich kennt hier jedes Kind auf der Straße. Ich bin ja ein Hiesiger und habe erst vor einem halben Jahre bei einem Schneider ausgelernt. Aber,“ setzte er hinzu, indem er, wie sich besinnend, den Finger an die Nase legte, „aber ich wüßte wohl ein paar Kerle, die, wenn's gut bezahlt wird, sich in allen Couleuren anstreichen lassen.“

„Wenn es ehrliche Leute sind, würde ich sie vielleicht in meine Dienste nehmen,“ versetzte der Prinz.

„Es sind die größten Spitzbuben von der Welt,“ erwiderte Schlorum mit großer Kaltblütigkeit, worauf der Prinz:

„Schön, da bringe mir die braven Leute nur sogleich hierher.“

Aber Schlorum erklärte jetzt, daß seine Bekannten aus allerlei Gründen und Rücksichten, unangestrichener Weise wenigstens, die Stadt nicht betreten würden, und man wurde einig, daß er sich in die Vorstadt, wo jene sich aufhielten, be=

gebe, um mit ihnen vorläufige Rücksprache zu nehmen, und gegen Abend sollte hierauf der Prinz nachkommen, um das Weitere zu besprechen.

Das kleine Haus in der Vorstadt, in welches Schlorum etwa eine halbe Stunde später eintrat, um dort seine Bekannten anzuwerben für den Dienst seines Herrn, hatte ein bescheidenes Aeußere, fast zu bescheiden, so daß man es ärmlich oder herabgekommen nennen konnte. Es mochte früher ein artiges Häuschen gewesen sein mit roth angestrichenen Balken, glänzend weißem Fachwerke und grünen Läden; aber alle diese Farben waren jetzt kaum mehr zu erkennen und fast gänzlich in ein schmutziges Graubraun übergegangen, während die runden Scheiben der Fenster trübe angelaufen und häufig mit Papier verklebt, und das unverhältnißmäßig hohe Dach fast gänzlich mit Moos bedeckt war.

Auch im Innern des Hauses sah es nicht viel besser aus, und die Reinlichkeit, welche die Bewohner der Stadt sonst so sehr schätzen, schien dort fast vollständig verbannt.

Daß es übrigens eine Schenke war, war nicht zu verkennen, wären auch nicht die drei Gäste gewesen, welche hinter mächtigen Bierkrügen dort Platz genommen hatten, und welche

wir unseren Lesern in dem Augenblicke vorstellen wollen, in welchem Schlorum die Schenke wieder verlassen, um seinen Herrn dorthin abzuholen.

Diese Herren waren: Herr Oskar Würdenspitz aus dem hohen Norden, Herr Leopold Joseph vom Rheine, gewöhnlich Luxens Löbge genannt, und endlich Herr Jakob Meisel, der aber nicht weit her, sondern aus der zwei Stunden weit entfernten, sogenannten Schwesterstadt war, welche man auch Klein-Jerusalem oder Klein-Mokum nannte.

Als Schlorum, wie die Genannten durch das halbgeöffnete Fenster bemerken konnten, sich hinlänglich weit entfernt hatte, brachen alle Drei in ein schallendes Gelächter aus, und als sie endlich ihrer Heiterkeit Einhalt thaten und zum Sprechen kamen, waren alle einig, daß keinem von ihnen jemals ein ähnlicher Vorschlag gemacht worden sei.

„Mohren werden!" rief Würdenspitz, „persische Hofbediente! Auf so etwas kann man nur hier im Lande kommen, es ist zu einfältig."

„Nun," sagte Leopold Joseph in ziemlich stark jüdischem Dialekte und mit Einmengung vielerlei fremdartiger, nur dem Eingeweihten verständlicher Worte, „nun, warten wir ab, was der Herr

sagt, der Prinz selbst, es ist eine schofle Zeit gegenwärtig, und ein kleiner Verdienst ist mir lieber als gar keiner."

Jakob Meisel war von vornherein gegen die Sache; wäre es ein wirklicher Prinz, sagte er, so ließe er sie, käme der Betrug an's Licht, sitzen, und er selbst käme durch. Keine Krähe hacke der andern die Augen aus, man kenne das. Sei es aber ein Cheß, ein Kluger, ein Eingeweihter, so wolle er sich nicht von einem solchen zum Narren haben lassen, jedenfalls müsse er zuvor reinen Wein einschenken, auf das Geschwätz des liederlichen kleinen Schneiders könne man sich nicht verlassen.

Jakob Meisel hatte nicht unrecht, und abgesehen von den vorgebrachten Einwänden bestimmten ihn wohl auch noch Familienrücksichten, sich vorsichtig zu benehmen. Sein Sohn Joseph saß zu Bamberg im Zuchthause, eines kleinen Diebstahls von tausend Gulden wegen, den er unter väterlicher Anleitung verübt hatte. *) Zwar war er, der Vater Meisel, jenes Mal freigesprochen worden, er wünschte aber dennoch die

*) Joseph Meisel brach noch in demselben Jahre aus und nahm zehn andere Züchtlinge, mit welchen er sich in der Anstalt befreundet hatte, mit sich. Actenmäßig.

Augen der Justiz nicht allzu stark auf sich zu ziehen. Man weiß, wie argwöhnisch die Menschen sind.

Während sich hierauf alle Drei im Sinne ihrer bereits gethanen Aeußerungen besprachen, trat plötzlich der Prinz ein. Er trug eine rothe Phatasieuniform, mit Gold gestickt (wir sind so glücklich, ein Miniaturbild von ihm in dieser Tracht zu besitzen), und hatte über dieselbe einen leichten Mantel geworfen, den er jetzt mit vornehmem Anstande abnahm, nicht ohne einige Ostentation, die drei Männer flüchtig musterte und sich hierauf nachlässig in einen Stuhl warf.

„Ich sehe," sagte er hierauf verbindlich, „daß ich es mit ehrlichen Männern zu thun habe, und wir wollen deshalb sogleich zur Sache schreiten."

Die drei ehrlichen Männer hatten kaum einige Worte gesprochen, sie waren aufgestanden, als der Prinz eingetreten war, und hatten sich verbeugt, dann aber nahmen sie auf seine Aufforderung hin Platz und ließen ihn jetzt sprechen mit einer einzigen, von ihm jedoch nicht beachteten Unterbrechung.

Als ein weltläufiger Mann nämlich hatte der Prinz, um nicht stolz zu erscheinen, sogleich bei seinem Eintritte bei dem auf der Hausflur ste-

henden Wirthe sich Bier bestellt, und als dieser jetzt mit dem Verlangten eintrat, sagte Würdenspitz halblaut das einzige Wort „Eppel!"*) Aber der Prinz sprach fort, ohne die Warnung zu beachten, während Würdenspitz mit Leopold Joseph einen flüchtigen Blick tauschte, und als er endlich seine Rede geschlossen hatte, entstand eine augenblickliche Pause.

„Excellenz, Herr Prinz," sagte dann Leopold Joseph, „ich sag' nit ja, ich sag' nit nein, aber ich sag', daß ich mir's will überlegen. Mer brecht so was nit über's Knie. Sie hem gesagt, daß die Massematten soll gehandelt werden in zehn Tagen. Senn Sie zufrieden, so wir sagen in acht Tagen unsere Meinung."

„Was nennen Sie Massematten handeln?" fragte der Prinz.

Jetzt nahm Würdespitz das Wort. Er entschuldigte zuerst seinen Freund Joseph, seiner eigenthümlichen Art sich auszudrücken halber, aber der brave Mann habe nicht das Glück einer guten Erziehung genossen, sowie er, Würdenspitz selbst, und deshalb liefen wohl manche bäurische

---

*) „Eppel", Ausruf oder Warnruf, der bedeutet, daß ein Uneingeweihter eingetreten oder in der Nähe.

und ungeschliffene Reden mit unter. Massematten handeln*) hieße nichts weiter, als einen Scherz machen, und sein Freund sowohl als er selbst betrachteten die ganze Sache als einen solchen, und wenn sie sich Bedenkzeit ausgebeten hätten, so sei es nur deshalb geschehen, weil sie, Handelsleute wie sie seien, erst noch einige Geschäfte abschließen wollten, um nachher ganz und gar dem Prinzen behülflich sein zu können, seinen harmlosen Scherz auszuführen.

„Recht so, lieber Mann," erwiderte der Prinz, „ein harmloser Scherz, es ist das in der That nichts Anderes, was ich beabsichtige, während ich Eure Mühe dennoch fürstlich belohnen will."

Würdenspitz und Joseph verbeugten sich, und nachdem man einig geworden, daß nach Verlauf von acht Tagen sich der Prinz des Abends an demselben Orte einfinden und das Nöthige zu der harmlosen Mummerei mitbringen wolle, trennte man sich, wie es den Anschein hatte, im besten Einverständnisse.

Es giebt, je nach dem Temperamente, dem Verstande und dem Bildungsgrade des Betreffen-

---

*) Massematten handeln: einen Diebstahl, einen Gaunerstreich ausführen, in der Spitzbubensprache.

den, sehr verschiedene Methoden, irgend einem Sprechenden das sagen zu lassen, was man erfahren möchte, was aber jener eigentlich nicht Lust trägt uns anzuvertrauen.

Man kann zum Beispiel eifrig widersprechen, oder gerade im Gegentheile eben so eifrig ihm unbedingt in Allem beistimmen. Bei Leuten, welche gern definiren, erreicht man häufig seinen Zweck, wenn man falsch zu verstehen scheint, und die Absicht, sich klar auszudrücken, entreißt unserem Gegner, oft wider seinen Willen, sein Geheimniß.

Würdenspitz und sein Freund wendeten, vielleicht ohne bestimmte Absicht, bei der persischen Hoheit ein viertes Mittel an, welches zum Theil die vorher angegebenen Methoden in sich vereinigt, indem sie ihm nämlich ohne alle Unterbrechung stumm und schweigend zuhörten, und entweder um ihre scheinbaren Zweifel zu beseitigen, oder zutraulich gemacht durch ihre Glaubwürdigkeit, oder endlich, um sich vollkommen klar zu machen, hatte der Prinz, nachdem er geendet, sich vollständig verplaudert, war gleichwohl nicht Alles, was er ihnen mitgetheilt, die strenge Wahrheit.

Er hatte ihnen gesagt, daß er eine Geldsendung seines Herrn Vaters erwarte, die zuver-

lässig in einigen Wochen ankommen werde, und bestände dieselbe vorläufig auch nur in ein paar Millionen, so reiche sie doch hinlänglich für seine bescheidenen Bedürfnisse aus. Dann hatte er ihnen mitgetheilt, daß er im Augenblicke zwar ohne Mittel sei, daß aber Jemand ihn gebeten habe, eine Anleihe, eine Kleinigkeit anzunehmen, und die Summe dieser Kleinigkeit hatte er auf zweitausend Ducaten vergrößert; da aber seine neuen Freunde weder bei den Millionen noch bei dieser bescheidenen Summe irgendwie eine Miene verzogen, so nannte er, zur Erhöhung seiner Glaubwürdigkeit, den Namen des Fräuleins von Bellwiesen, und fügte hinzu, daß er in drei Tagen von jener das Geld in Gold erhalten werde.

Würdenspitz aber und Joseph sollten in passender Tracht in einer benachbarten Ortschaft als Vorläufer der großen Hauptsilberflotte erscheinen, und der Prinz, der ihnen entgegenfahren wolle, werde dann zugleich mit ihnen einen festlichen Einzug in die Stadt halten.

Das geschähe, um seinen Bekannten einen Possen zu spielen, sagte er, und um dieselben ein wenig zu foppen.

Die beiden Gauner hatten indessen seine wahre Absicht vollständig begriffen, und nachdem er sich

entfernt hatte, warfen sich Beide schweigend einen flüchtigen Blick zu, während Meisel verächtlich lächelte und mit Entschiedenheit erklärte, daß er nicht gesonnen sei, der Narr eines Narren zu werden.

„Auf Ehre," sagte Würdenspitz, „auch mir fällt das nicht im Traume ein," worauf Herr Leopold Joseph mit Selbstgefühl hinzufügte, daß er noch nicht so weit heruntergekommen sei, um den Meschores eines Goi zu machen.

Als solide Leute beschlossen die beiden Letztgenannten, da die Nacht nun vollständig hereingebrochen war, sich nach Hause zu begeben, und als sie sich auf der Straße befanden, sagte Würdenspitz flüsternd zu Leopold Joseph:

„Dorthin, an die lange Gartenmauer, dort geht Niemand mehr vorüber, und man darf uns jetzt auf keinen Fall mehr beisammensehen."

Der Jude nickte, und Beide verschwanden im Dunkeln.

Am frühesten Morgen des folgenden Tages, während Guntram noch behaglich schlummerte, wurde er durch ein starkes Klopfen an seine Thür

geweckt, und gleich darauf trat Zacharias Tellermann, der schweigsame Sohn des eben so schweigsamen Gärtners, ein und pflanzte sich, ohne ein Wort zu sagen, vor das Bett des höchlich verwunderten jungen Mannes.

„Was Teufel! ist los?" rief dieser endlich.

Zacharias schnitt eine Fratze, aber er sprach nicht; da er indessen noch niemals das Zimmer Guntram's betreten hatte, so begriff dieser wohl, daß etwas ganz Außerordentliches im Werke sein mußte, indem dies jetzt zu so ganz ungewöhnlicher Zeit geschah.

Er wiederholte daher hastig seine Frage, und jetzt machte Zacharias ersichtlich den Versuch zu sprechen, aber es schien ihm nicht gelingen zu wollen, und er beschränkte sich darauf, mit seinen riesenhaften Händen allerlei sonderbare und heftige Bewegungen zu machen.

Er war indessen nicht plötzlich wahnsinnig geworden, dies sah Guntram dennoch an seinem ganzen Gebahren, und der junge Mann beschloß deshalb durch Fragen, welche einfach eine Bejahung oder ein Verneinen bedurften, auf den Grund des seltsamen Besuchs zu kommen.

„Brennt's im Hause?" fragte er.

Zacharias schüttelte mit dem Kopfe.

„Ist Dein Vater plötzlich erkrankt?"

Verneinendes Zeichen.

„Sabine?"

Die gleiche Antwort. Guntram besann sich einige Augenblicke, dann sagte er:

„Sind Spitzbuben im Hause?"

Ein wohlgefälliges Lächeln flog über Zacharias' Antlitz. Man kam der Sache endlich auf die Spur, ohne daß er zu reden brauchte.

Er nickte freundlich mit dem Haupte und fuhr mit der Hand quer über seinen Hals, eine unverkennbare, das Kehlabschneiden bezeichnende Bewegung.

Daß Guntram mit einem Satze aus dem Bette war, braucht nicht erwähnt zu werden, aber Zacharias machte jetzt ein abwehrendes Zeichen und zeigte mit den Händen nach der Stadt.

Guntram war nahe daran, den Verstand zu verlieren.

„Zacharias, lieber Zacharias," sagte er, „sei doch kein außerordentlich großer Esel und sprich nur heute ein paar vernünftige Worte."

In Folge dieser und anderer Schmeicheleien, mehr noch aber der Dazwischenkunft Sabinens, welche herbeigeeilt war, da sie ihren jungen Herrn zu so ungewöhnlicher Stunde sprechen hörte, gelang

es endlich, dem langen Zacharias einige wenige Worte abzupressen, welche indessen nichtsdesto=weniger Guntram in den tödtlichsten Schrecken versetzten und ihn bewogen, nachdem er sich einiger=maßen gefaßt hatte, einen Brief an die Tante Remigia zu schreiben, welchen Sabine, wenngleich mit innerlichem Widerstreben, an seine Adresse zu befördern sich auf den Weg machte. Was aber Guntram von Zacharias fragmentarisch er=fahren, war, einigermaßen zusammengestellt, etwa Folgendes:

Da sich längst kein Vogel mehr im Garten sehen ließ, so dehnte Zacharias seine Vertilgungs=wuth jetzt auch auf andere Thiere: Jltisse, Mar=der, Katzen, Ratten und ähnliche Geschöpfe aus, und während er in der gestrigen Nacht auf der Höhe der ziemlich breiten Gartenmauer beschäftigt war, ein Tellereisen zu legen, hörte er zwei Männer sich nähern, welche unfern von ihm stehen blieben und, nachdem sie sich vorsichtig allenthalben umgesehen hatten, einen Plan be=sprachen, welcher kein anderer war, als das Fräu=lein von Bellwiesen in der folgenden Nacht zu berauben.

Da Zacharias bei Annäherung der Beiden — daß es Würdenspitz und Leopold Joseph waren,

braucht kaum bemerkt zu werden — sich flach auf die Mauer gelegt hatte und unsichtbar für jene blieb, konnte er deutlich ihr ganzes Gespräch belauschen.

Sie hatten beschlossen, die angeblichen zweitausend Ducaten des Fräuleins nicht umkommen, oder wenigstens nicht in unrechte Hände gerathen zu lassen, und Leopold Joseph, der zu verschiedenen Zeiten bei Remigia aus und ein gegangen war und Schmucksachen, Spitzen und ähnliche Dinge sowohl von ihr eingehandelt, als auch an sie verkauft hatte, wußte genauen Bescheid im Hause, und eben so war ihm bekannt, daß außer Remigia, Claudinen und der alten Dienerin Niemand weiter das Haus bewohnte.

Sie hatten beschlossen über die Gartenmauer zu klettern, durch den Garten und das Hinterhaus in das gegen die Straße zu gelegene Gebäude einzudringen, und die Haare Guntram's sträubten sich, als er aus den wenigen Worten Zacharias' die Mittel entnahm, welche die beiden Gauner anwenden wollten, um von den Frauen das Geständniß zu erpressen, wo sich die übrigen Kostbarkeiten Remigia's befänden. Zum Beispiel das Pressen der Finger zwischen zwei Holzstücken, oder das Beträufeln mit brennendem

Siegellack, Grausamkeiten, welche zu jener Zeit nur allzu häufig von Gaunern ausgeübt wurden.

In welchem Bezuge der persische Prinz zu Remigia stand, konnte freilich Guntram aus den Worten Zacharias' nicht entnehmen, wenn die Gauner gleichwohl sich über seine getäuschten Hoffnungen lustig gemacht hatten. Aber es kam für das Erste auch nur darauf an, die wehrlosen Frauen von der ihnen drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, und erst im Fall, daß Remigia seinem Briefe keinen Glauben schenken würde, beschloß er bei den Gerichten Anzeige zu machen.

Als Sabine am frühen Morgen in das Haus des Fräuleins von Bellwiesen kam und das Schreiben Guntram's übergeben wollte, weigerte sich dieselbe anfänglich, dasselbe anzunehmen, und als sie endlich ein Wort von Bettelbriefen fallen ließ, stand Schlimmes zu befürchten, denn die treue alte Dienerin Guntram's war todtenblaß geworden und sah mit funkelnden Augen und keines Wortes mächtig ihre Feindin an.

Jetzt schlug sich aber Claudine in's Mittel.

„Von wem ist das Schreiben, gute Frau?" fragte sie.

Der sanfte Ton ihrer Stimme besänftigte in

etwas die Leidenschaft der Alten, dennoch rief sie heftig:

„Von Herrn Guntram von Benteck, der Gott sei Dank bei den Bellwiesen nicht zu betteln braucht!“

Dabei warf sie ziemlich unsanft das Schreiben auf den Tisch und entfernte sich ohne Gruß gegen Remigia, wenn gleichwohl sich gegen Claudine verbeugend. Auf der Straße erst fiel es ihr ein, daß Guntram ihr aufgetragen hatte, auf Antwort zu warten. Aber es war jetzt zu spät hierzu, und sie glaubte mit Ehren nicht mehr umkehren zu können.

„Es ist vielleicht auch besser so,“ dachte sie dann.

Die Reihe, in aufgeregten Zustand zu gerathen, war aber jetzt an den beiden Frauen im Hause, denn was in aller Welt konnte Guntram's Brief enthalten?

Im Stillen dachte freilich jede von ihnen anfänglich an eine Werbung, aber eben so rasch verwarfen sie auch diesen Gedanken wieder, wenngleich Beide aus sehr verschiedenen Gründen.

Was konnte aber Guntram geschrieben haben?

Trotz der Neugierde jedoch, welche Beide quälte, machte die Tante dennoch eine verächtliche Miene,

während Claudine sich bemühte, möglichst gleichgiltig zu scheinen, und der verhängnißvolle Brief lag fortwährend uneröffnet auf dem Tische. Endlich aber begann Claudine den Angriff.

„Du liest das Schreiben wohl gar nicht, Tante?“ sagte sie.

„Ich weiß nicht,“ versetzte Remigia, „ob es sich schickt, daß ich einen Brief dieses jungen — Menschen eröffne.“

„Oh!“ rief Claudine, „Wenn ein Edelmann an eine adlige Dame schreibt, so hat diese zuverlässig das Recht, seinen Brief zu lesen.“

„Ei,“ sagte Remigia spöttisch, „wirklich? das ist ja etwas ganz Neues, was ich da zu hören bekomme, ein ganz absonderliches Vorrecht junger Fräulein von Adel. Ich hätte aber lieber Lust, um Dir das Gegentheil zu beweisen, den Wisch ungelesen in's Feuer zu werfen.“

Da Claudine aber keine Antwort gab, fügte sie nach einigen Augenblicken hinzu:

„Ich will ihn aber doch lesen, nur damit Du siehst, daß er nicht viel Kluges enthalten wird.“

Sie brach jetzt das Schreiben Guntram's auf; aber nachdem sie einige Zeilen gelesen hatte, wechselte sie die Farbe, und nachdem sie zu Ende,

warf sie den Brief auf den Tisch und sagte, jedoch offenbar mit unsicherer Stimme:

„Es sind bestimmt lauter Lügen!"

Claudine ergriff jetzt hastig den Brief und durchflog ihn.

„Um Gottes willen, Tante," rief sie dann, „das ist keine Unwahrheit, wir schweben in der höchsten Gefahr! Ich kenne Guntram, kein unwahres Wort kommt über seine Lippen, und einen solchen Scherz würde er sich gegen Dich gewiß nicht erlauben!"

Remigia zog die Schulter:

„Vielleicht will er gar nicht einmal lügen; aber es ist ein Leichtgläubiger, ein Narr, den selbst irgend Jemand gefoppt hat."

Dann setzte sie mit einer gewissen Ueberlegenheit hinzu: „Du siehst ja das schon an den zweitausend Ducaten. Es war ja in Wirklichkeit blos von zweihundert die Rede."

„Eben das, daß jemand Anderes von diesem Anlehen etwas weiß, zeigt, daß Guntram die Wahrheit sprach," rief Claudine, „die Summe bleibt sich gleich. Aber, Tante, ich bitte Dich, gehe gleich auf das Gericht und mache die Anzeige."

„Freilich," sagte Remigia, „damit man mich für eine leichtgläubige Närrin hält, die sich von

dem Faselhans, dem Guntram, etwas aufbinden läßt. Das Gericht läuft mir nicht davon. Aber zuerst will ich zu dem jungen Herrn gehen und mir ein wenig nähere Auskunft ausbitten. Er hat verzweifelt hastig geschrieben, Vieles ist mir unklar und ehe ich weitere Schritte thue, muß ich vor Allem wissen, woran ich bin."

„Willst Du ganz allein, so ohne Weiteres zu Guntram gehen," sagte Claudine, „oder soll ich Dich begleiten?"

„Nein, mein Schatz," versetzte Remigia, „das ist vollkommen überflüssig. Wenn alle adligen Fräuleins das Recht haben, Briefe von jungen Herren zu empfangen und zu lesen, so hat eine alte Person wie ich zuverlässig auch das Recht, einen jungen Laffen zu besuchen, wie dieser liebe Herr Guntram ist. Und zudem will ich bei dieser Gelegenheit auch noch allerlei andere Dinge mit ihm besprechen!"

Das war es eigentlich, was das junge Mädchen befürchtet und sie bestimmt hatte, ihrer Tante das Geleit geben zu wollen. Aber sie schwieg jetzt, und Remigia machte sich unverzüglich auf den Weg.

Als sie den Garten Guntram's erreichte, hatte sie sich vollkommen in die Stimmung hineingedacht,

welche sie bedurfte, um mit dem jungen Manne die „allerlei anderen Dinge“ zu besprechen, deren sie gegen Claudine erwähnt hatte, und es hatte den Anschein, als betrachte sie die Geschichte mit den Spitzbuben nur so als Nebensache, und der Hauptzweck ihres Besuches sei der, Guntram tüchtig den Text zu lesen, daß er sich erkühne, die Augen zu ihrer Nichte, zu einer Bellwiesen zu erheben.

Das eiserne Gatterthor des Gartens stand offen, und als Remigia eingetreten war, verzog sie höhnisch den Mund.

„Alles heruntergekommen und zerlumpt,“ sagte sie zu sich selbst, „schofel und abgehaust. Dürre Bäume und moosige Wege. Wie die Leute, so das Grundstück.“

Aehnliche Bemerkungen machte sie, als sie des Bretterzaunes ansichtig wurde, der den von Elias Tellermann gepachteten Theil des Gartens einschloß:

„Bettelwirthschaft!“

Auch die Thür des Wohnhauses war nicht verschlossen und nur angelehnt. Sie lächelte spöttisch:

„Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren, deshalb sperren sie nicht zu. Zu stehlen ist freilich nichts, aber unordentlich bleibt's immer.“

Sie trat jetzt ein, und da sich im Vorplatze Niemand befand, stieg sie ohne viele Umstände die Treppe hinauf, pochte auf gut Glück an eine Thür, und als man „herein" gerufen, trat sie ein.

Sie stand Guntram gegenüber, und da sich Beide, der früheren Fensterpromenaden halber, wohl kannten — hatten sie sich gleichwohl noch nicht gesprochen— so erfolgte jetzt, trotz Remigia's früherem Selbstgespräche, eine gegenseitige, äußerst höfliche Verbeugung, wie solche eben zu jener Zeit Sitte war.

„Mein Herr von Bentek," sagte jetzt Remigia — aber in diesem Augenblicke verstummte sie, ward glühend roth und hierauf leichenblaß, dann streckte sie beide Arme aus, und wäre zuverlässig zu Boden gestürzt, hätte Guntram sie nicht in seinen Armen aufgefangen und zu einem Sorgenstuhl geleitet, der die Stelle eines Sophas in seiner Junggesellenwirthschaft vertrat.

Ohnmächtig wurde indessen das alte Fräulein doch nicht, und als Guntram, der vollkommen rathlos war, seine Sabine herbeirufen wollte, machte sie hastig ein abwehrendes Zeichen, und nach einigen Augenblicken zeigte sie nach einem lebensgroßen Bildnisse, das über dem Schreibtische Guntram's hing:

„Wer ist das?"

„Mein Vater,“ versetzte der junge Mann, und fügte zögernd hinzu: „er ließ sich in dieser Phantasie-Uniform malen, kurz zuvor, ehe alle die unglücklichen Begebenheiten hier vorfielen, die ihn zwangen, sein Vaterland zu verlassen, und ich fand das Bild bei meiner Rückkunft vor.“

„Er ist todt,“ sagte Remigia dumpf, „todt! und ich —“ ein Thränenstrom stürzte jetzt aus den Augen des alten Fräuleins, sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und schluchzte und weinte, wie wohl seit langen Jahren nicht. —

Brauchen wir zu sagen, wie das bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich, daß dieser warme Thränenquell die Eiskruste löste, welche eben diese langen Jahre hindurch ihr Herz umschlossen hatte? Es ist überflüssig, denn der geneigte Leser hat sonder Zweifel bereits Alles errathen. —

Einige Stunden später aber saß Guntram im Hause und an der Seite Remigia's, welche seine Hand gefaßt hatte und diese nicht mehr freigeben zu wollen schien, während sie jetzt nicht mehr weinte, sondern milde, ja fast heiter dreinsah.

Sie hatte ihr Herz ausgeschüttet vor ihren Kindern, wie sie Guntram und Claudine nannte, und als das geschehen, war es ihr, als sei der Kummer und der Haß aus ihrem Herzen gewichen.

„Das war eine schlimme Zeit," hatte sie gesagt, „und Glück und Unglück folgten sich allzu rasch. Als Kinder schon hatten wir von den Eltern gehört, wie die Benteks unsere Todfeinde wären und uns unser Vermögen, ja selbst unsere Ehre rauben wollten. So fürchteten und haßten wir Euch wie den Tod, wie die Schande. Das wuchs auf mit uns, und als unerwartet die Nachricht eintraf, daß jener hundertjährige Streit zu unserem Gunsten entschieden, freute Euer Unglück uns fast mehr, als unser Glück.

„Gott strafte uns, und wie ein Blitzstrahl schlug die Kunde in unsern Uebermuth, daß mein Bruder von Deinem Vater im Zweikampfe tödtlich verwundet worden.

„Ihr wißt, wie Alles später gekommen, aber Ihr wißt nicht, wie ich die Verfolgung Deines Vaters betrieb, und wie ich nichts unversucht ließ und kein Mittel scheute, ihn den Gerichten in die Hände zu liefern, ihn zu verderben. Mein Vater ließ mir freie Hand, aber er nahm nur wenig Theil an meiner Thätigkeit, denn die Todesgefahr, in welcher der Erbe seines Hauses schwebte, hatte ihn niedergebeugt.

„In meinen Händen allein ruhte die Rache.

„Eines Tages meldete mir einer meiner

Kundschafter, daß Dein Vater in einem mehrere Stunden von unserer Stadt entfernten Orte gesehen worden sei, und daß Aussicht vorhanden, daß er erst des folgenden Tages das Städtchen verlassen werde, da er wahrscheinlich dort Briefe und Geld von Hause erwarte. In einer fieberhaften Ungeduld warf ich mich in den Wagen und versprach dem Kutscher dreifachen Lohn, wenn er mich noch vor Einbruch der Nacht an Ort und Stelle bringen würde.

„Aber die allzu große Hast brachte mehr Schaden als Nutzen. Indem wir wie toll über Stock und Stein jagten, brach ein Rad, und der Fuhrmann erklärte, daß es einige Stunden Zeit bedürfe, um den Wagen wieder in Stand zu setzen. Es regnete, und die Straßen waren schlecht, nichtsdestoweniger ließ ich mir den Weg beschreiben, und indem ich meinen Diener bei dem Wagen zurückließ, um dem Fuhrmann behülflich zu sein, rannte ich allein voraus, um entweder auf diese Art jenes Städtchen zu erreichen, oder vielleicht irgendwo ein neues Fuhrwerk auftreiben zu können.

„Ich habe zu jener Zeit schlimmere Gänge nicht gescheut, um meine Rache zu befriedigen,

und mit Leuten verkehrt, deren Umgang, gelinde gesagt, mir schon der Anstand hätte verbieten sollen.

„Wenn aber eine Frau haßt, setzt sie nicht selten selbst ihren Ruf auf das Spiel, um ihrer Rache zu genügen.

„Das wäre mir jenes Mal fast schlimm bekommen.

„Durchnäßt, beschmutzt und übel zerzaust von Wind und Witter, erreichte ich gegen Abend eine Waldschenke, die ein häßliches altes Weib hielt, und in welcher ein halbes Dutzend wüste Gesellen, Marodeure oder Diebe, einen argen Lärm verführten.

„Laßt mich schweigen von den Reden, mit welchen ich empfangen wurde, und von der Art, mit der mich jene Schurken behandelten. Sie schienen mich für eine verlaufene Dirne zu halten, oder gaben sich wenigstens den Anschein, und noch heute schaudert es mich, wenn ich mich der Dinge erinnere, die ich hören und sehen mußte, und an die Schmach denke, die ich vielleicht in kurzer Zeit hätte erdulden müssen.

„An Entfliehen war nicht zu denken, denn sie hielten mich fest unter Lachen und rohen Scherzen; ein Messer, was ich ergriffen hatte, ward mir rasch entwunden, und mein lautes Wehkla=

gen schien ihnen eher Vergnügen zu gewähren, als sie zum Mitleid zu bewegen.

„Da, und es war wohl die höchste Zeit, wurde plötzlich die Thür aufgeschlossen, und ein großer, starker junger Mann mit dunklen Haaren, und in einer mir unbekannten Uniform trat rasch ein. Ich hatte nicht nöthig seine Hülfe anzurufen, denn ein einziger Augenblick schien zu genügen, ihm die Lage der Sache klar zu machen, im andern zog er seinen Degen, stieß einen wilden Fluch aus und warf sich mit solcher Heftigkeit auf jene Schurken, daß sie nach kurzer Gegenwehr schleunigst entflohen.

„Er verfolgte sie, und ich hörte ihn draußen rufen, daß er seine Leute schicken werde, sie zu verfolgen und zu greifen, als er aber zurückkehrte, sagte er mir lächelnd, daß dies ein Schreckschuß gewesen, daß er allein sei und, vorüberreitend an der Schenke, mein Wehklagen gehört und rasch vom Pferde steigend mir zu Hülfe geeilt sei.

„Es dauerte etwa eine Stunde, bis der Wagen mit meinem Diener an der Schenke anlangte, und diese Stunde entschied über mein ganzes Leben, denn ich schwur mir, jenem starken muthigen Jünglinge anzugehören, und keinen Andern, sei er auch wer er wolle.

„Was ich mit ihm gesprochen während jener Zeit, ich weiß es nicht, und ich wußte es nicht im Augenblicke, als er schied. Nur das wußte ich, daß ich ihn unaussprechlich liebte, und daß ich an die Verfolgung meines Feindes mit keinem Gedanken mehr dachte.

„Die Liebe hatte den Haß besiegt. Leider aber nur auf kurze Zeit, denn als jetzt meine Leute angekommen waren, fiel mir wieder der Zweck meiner Reise ein, und jetzt, als ich Abschied von ihm nahm, nannte ich ihm erst meinen Namen und bat ihn, sobald als möglich in das Haus meines Vaters zu kommen, um dessen Dank für meine Rettung entgegen zu nehmen.

„Er trat scheu, fast erschrocken zurück, und ich Unglückliche, ach mein Gott! ich verblendete Thörin glaubte, daß mein Stand, mein Reichthum ihn zurückgeschreckt habe.

„Ging wohl in seinem Herzen in jenem Augenblick etwas Anderes vor, als daß er mich zu hassen begann, mich, seine erbittertste Feindin? Mein Gott, mein Gott, was gäbe ich jetzt noch in meinen alten Tagen, und nicht fern wohl vom Grabe, darum, das zu wissen!"

Remigia war bei diesen Worten in ein düsteres Schweigen versunken. Dann aber hatte

sie den jungen Leuten erzählt, daß er ihr schweigend in den Wagen geholfen und diesen bis zum Ende des Waldes begleitet, „um mich zu schützen,“ sagte sie, „mich, die ich ging, ihn zu verderben!“

Als sie durch das Dunkel der Nacht die Lichter im Städtchen funkeln sahen, wendete er sein Pferd und verschwand, ohne Gruß und Abschied, in der Nacht. —

In den ersten Stunden, nachdem sich das Geschick der Liebenden so rasch, unerwartet und glücklich umgestaltet hatte, schien es fast, als könnten diese selbst diesen plötzlichen Wechsel gar nicht fassen, nicht begreifen, während Remigia klar und besonnen war.

„Mein Geschick hat sich erfüllt,“ sagte sie, „und Gott ist gnädig mit mir verfahren, indem er mir erlaubt hat zu lieben nach so viel Haß, und doppelt gnädig, daß er die beiden Letzten der Familien, die sich so lange verfolgt und angefeindet, einigt in Liebe. Denn Er ist es, der Euch geeinigt hat, nicht ich, die ich Euch jetzt in seinem Namen feierlich verlobe.“

Gern würden wir jetzt schließen und die jungen Leute ihrem Glücke überlassen, es ist indessen kaum zu vermeiden, noch einiger anderer Personen zu gedenken, mit welchen wir den freundlichen Leser bekannt gemacht haben.

Trotz „Glück und Liebesfreude" im Hause der Tante Remigia fand man doch noch hinlängliche Zeit, Herrn Würdenspitz und dem Handelsmanne Leopold Joseph einen nicht besonders angenehmen Empfang zu bereiten, als sie sich verabredetermaßen im Garten und im Hinterhause eingefunden hatten. Beide setzten als verständige Männer der Uebermacht schergischer Gewalt nur geringen Widerstand entgegen. Sie wurden festgenommen und, auf einige Zeit wenigstens, der geschäftlichen Thätigkeit entzogen.

Der Prinz hingegen trieb sich noch einige Zeit in der Stadt umher, und obgleich er die Ducaten der Tante nicht erhielt, fuhr er dennoch an dem von ihm bezeichneten Tage, am 24. April 1797 *), in Gesellschaft einiger Herren und Damen und in „musikalischer Begleitung" nach

*) Näher entwickelt in einer kleinen Schrift: „Geschichte eines sonderbaren Betrügers, der sich 1797 in N. Mirza Hassan Collaweck, persischer Obrist von Schach und 1800 in Paris Nadir Mirza-Schach nannte" 1801.

einem benachbarten Dorfe, um dort, obgleich vergeblich, seine Dienerschaft und seine Schätze zu erwarten. Später ließ ihn Herzbauer festsetzen, ließ ihn aber nach einigen Wochen wieder frei und bezahlte jetzt die Kosten, worauf sich der Prinz entfernte, um einige Jahre später in Paris, ziemlich unter ähnlichen Verhältnissen wieder aufzutauchen. Er scheint dort fast noch mehr Erfolge gehabt zu haben als in Deutschland, endlich aber wurde er auch dort zur Haft gebracht, und von seinen ferneren Schicksalen ist, uns wenigstens, nichts weiter bekannt.

Skizzen aus Chili.



Im alten Europa hat fast jede größere Stadt zwei verschiedene Theile, die sich sehr ähnlich sind. Der eine ist modern vornehm und reich, wenigstens dem Aussehen nach. Man hat alles Alte so viel wie möglich entfernt und, wie man sich auszudrücken pflegt, „Zeitgemäßes" an dessen Stelle gesetzt. Da sich dieser zeitgemäße Styl beinahe in der ganzen Welt gleich ist, nämlich gleich nüchtern und langweilig, so sehen sich diese modernisirten Stadtviertel auch allenthalben außerordentlich ähnlich, und man könnte, plötzlich in eines derselben versetzt, kaum errathen, ob man sich in Frankreich, Deutschland oder Rußland befindet.

Der andere Stadttheil aber, der meist von armen Teufeln bewohnt ist, hat mehr oder weniger seine Nationalität bewahrt. Man hatte dort nicht Geld genug, um vollständig geschmacklos sein

zu können, und hat sich darauf beschränken müssen, einzelne wohlfeile Verschönerungen anzubringen, indem man z. B. ein altes, graues Haus rosenfarben oder blendend weiß übertüncht hat, oder eine schwere antike Thür von Eichenholz mit einer neuen, ziemlich elenden von Tannenholz vertauschte.

Es ist dies derselbe Fall an vielen Orten der neuen Welt, welche einigermaßen auf Alter Anspruch machen können, und in der alten sowie in der neuen Welt habe ich mancherlei Kämpfe mit meinen Bekannten, vulgo Freunden, gehabt, weil ich gerade jene alten und verwitterten Stadttheile am liebsten besuchte.

Wenn man in Valparaiso sich in den Straßen bewegt, welche dem Hafen parallel laufen, so sieht man großartige Verkaufsgewölbe und prachtvolle Schaufenster, ganz europäisch aussehende, dreistöckige Häuser, Trottoirs, auf welchen frisirte Herren und Damen umherlaufen, kurz man sieht mit wenig Variation Alles, was man bei uns in jeder größeren Stadt täglich und stündlich ebenfalls sehen kann.

Biegt man aber, und das zwar namentlich von der Almendrale aus, in irgend eine Seitenstraße und verfolgt seinen Weg gegen die steilen

Hügel hin, an welche sich die Stadt zum größten Theile anlehnt, so ist man mit einem Schlage in eine fremde Welt versetzt. Nichts mehr hat Aehnlichkeit mit dem so eben verlassenen europäischen Viertel. Die großen Häuser machen kleineren Platz, welche indessen den Erdbeben gerecht aufgeführt, mit Fachwerk und leichtem Gebälke construirt sind und wohl eben deshalb mehrere Generationen überlebt haben, während ihre stolzen dreistöckigen Collegen, im vornehmen Viertel, bei der nächsten größeren Erderschütterung höchst wahrscheinlich zusammenstürzen werden. Die Trottoirs finden es nicht mehr nöthig, noch neben solchen erbärmlichen Hütten herzulaufen, ziehen sich vielmehr allmälig zurück, oder verwandeln sich in ein holperiges Pflaster, welches endlich auch verschwindet und, je nach der Jahreszeit, einem fußtiefen Sumpfe, oder einem harten lehmigen Boden weicht.

Auch die Bevölkerung ist eine andere geworden. Statt der feinen, seidenen Damen von dort kauern hier braune Sennoritas unter den Thüren ihrer Hütten, mit den schwarzen brennenden Augen den Vorübergehenden verfolgend. Ihr Anzug scheint kaum aus mehr, als einem shawlartigen Tuche zu bestehen, und die Bekleidung ihrer

Sprößlinge, welche sie umkrabbeln, besteht aus gar nichts. Statt der Herren, welche in dem modernen Stadttheile in geschäftiger Hast die Straße durcheilen, liegen hier sonnengebräunte Männer im Schatten, oder kauern ebenfalls auf den Hacken, eine Cigarre rauchend, oder höchstens geschmorte Erbsen essend. Wenn diese Leute nicht Besitzer von Obligationen sind, so vermag ich durchaus nicht zu erklären, von was sie leben, oder wenigstens aus welcher Quelle sie diese Cigarren und Erbsen beziehen, denn ich habe in den vielen Monaten, welche ich in Valparaiso zubrachte, nie irgend eine Art von Arbeit in diesen Straßen vornehmen sehen.

Es giebt aber in jenem älteren Theile der Stadt auch noch andere, bessere Partien, in welchen man nicht so lebhaft an ein kaum halb cultivirtes Indianerthum erinnert wird, und in denen der eigentliche spanische Creole sich auf ganz anständige Weise präsentirt. Ich glaube, daß dort meist Leute von mittelmäßigem Vermögen wohnen, welche, ohne sich gerade übermäßig mit Arbeiten anzustrengen, doch auch nicht gänzlich in jenes unreinliche Faulenzen verfallen sind. Man sieht dort hier und da einen ziemlich artigen Verkaufsladen, in welchem Früchte, Ta=

bak und dergleichen in bunter Reihe feilgeboten werden, und einzelne Handwerker betreiben in offenen Läden ihr Geschäft. Dazwischen liegen häufig reizende Gärten, und selten fehlt in einer solchen Straße eine Fonda, das heißt eine Schenke, in welcher man nach vollbrachter Arbeit ausruht, oder auch, je nach Umständen, die Zeit zubringt, in welcher man hätte arbeiten sollen.

In mehreren dieser Straßen sind die Trottoirs mit Knochen gepflastert. Man sagte mir, es seien die Gebeine der im Freiheitskampfe erschlagenen Spanier, und der ächte chilenische Republikaner schreitet mit cannibalischem Wohlbehagen über diese Zeichen seines Sieges. Gott weiß es, daß ich nie für irgend eine Sorte von Republik geschwärmt habe, und der Wahrheit zur Steuer muß ich hier bemerken, daß jene Knochen nichts weiter sind, als die sterblichen und nicht verzehrten Ueberreste von Schöpsen und Rindern, welche ohne Zweifel bereits von den Großeltern der Freiheitskämpfer friedlich verspeist worden sind, und welche man in Ermangelung einer Rumford'schen Suppenanstalt und wohl auch in einem Anfall von bizarrer Laune hier zum Pflaster benutzt hat.

In einer solchen mit Knochen gepflasterten

Straße, der Calle di Victoria — vielleicht rührt von diesem Namen die so eben erwähnte Sage her, — liegt oder lag wenigstens zur Zeit meines Aufenthaltes in Valparaiso eine der erwähnten Fonden, ein liebenswürdiges und zierliches kleines Institut, mit einer Reinlichkeit, die für die Westküste unerhört war, mit ganz vortrefflichem Conception-Wein und allerlei stets frischem Seegethier, mit einem fabelhaften Blick über die Stadt und den Hafen, einer niedlichen braunen Sennorita, welche die Gäste bediente, und einem Wirthe, der die angenehme Eigenschaft hatte, mein sehr erbärmliches Spanisch vollkommen zu verstehen und nebenher noch vortrefflich zu finden. Ich habe diese Fonda nicht selten besucht, anfänglich, wenn mich mein Weg, von Jagdstreifereien oder geognostischen Ausflügen heimkehrend, vorüberführte, später auch wohl an manchem Abende, den ich eben nicht zu Hause oder in den ziemlich geräuschvollen Cafés der Neustadt zubringen wollte. Mancherlei habe ich dort erfahren über Sitten und Gebräuche des Volkes, und eine solche Skizze aus dem Leben eines Chilenen ist es, welche ich hier dem Leser mittheilen will.

Selten verweilt, mit Ausnahme besonderer

Gelegenheiten, ein Südländer lange in irgend einer Schenke oder einem Gasthause. Sie kommen, genießen rasch, und wo möglich plaudernd, irgend eine Speise oder ein Getränk und gehen wieder -- wohin? Vielleicht in eine andere Schenke? Ich weiß es nicht. Ich folgte ihnen nie und bin als deutscher Mann hinter meiner Flasche sitzen geblieben, wie es seit undenklichen Zeiten Sitte und Gebrauch im lieben deutschen Vaterlande. Ein Chilene indessen theilte meine soliden Grundsätze, der Signor Antonio Cerro, welcher in seiner Jugend vier Jahre in Deutschland zugebracht, um Bergbau zu studiren, später aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, unter das chilenische Militär gegangen war. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, schlank, behende wie ein Wiesel, mit feurigen, blitzenden Augen und zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, Besitzer eines kleinen Kramladens in der Almendrale, dessen Waaren, wie ich stark zu vermuthen Ursache hatte, nicht stets den vollen Zoll zahlten. Da er ziemlich fließend Deutsch sprach, so plauderten wir manche gute Stunde zusammen, bald von Deutschland, bald von Chile, und mein Freund, Don Antonio, mag jetzt selbst sprechend auftreten.

„Sie wissen," sagte er, „daß ich nach meiner Rückkunft von Europa, anstatt in die Minen zu gehen, in die Kaserne ging und bald die Ehre hatte, als Lieutenant der chilenischen Armee zu figuriren. Ich will Ihnen jetzt erzählen, wie diese meine militärische Laufbahn endigte, und wie ich um ein Haar aus der Uniform in den Armensünderkittel gekommen wäre.

„Daß wir hier in Chile von Zeit zu Zeit Aufstände und Straßenkämpfe haben, ist Ihnen wohl aus den deutschen Zeitungen bekannt, da es aber noch elf Monate dauern wird, bis der nächste Aufstand stattfindet und Sie uns bis dorthin verlassen haben werden, so will ich Ihnen sagen, wie sich ein solcher Aufstand entwickelt. Wir genießen hier fast immer während einer Zeit von fünf Jahren eine vollständige Ruhe, denn auf so lange wird ein Präsident gewählt, und während dieser Zeit giebt sich Niemand die Mühe, durch allerlei Kniffe Unzufriedenheit unter der Bevölkerung hervorzurufen. Man sucht nicht den religiösen Cultus durch eine affectirte Freisinnigkeit zu untergraben, und wenn Jemand sich in irgend einer Zeitschrift durch sogenannte Leitartikel allzu unnütz macht, so setzt man den betreffenden Literaten eines schönen Morgens auf

ein fremdes Schiff und wünscht ihm, nachdem man ihn vorher angehalten hat, seine Schulden zu bezahlen, glückliche Reise. Alle fünf Jahre aber ändert sich die Sache, und das zwar zu der Zeit, in welcher ein neuer Präsident gewählt wird. Man schlägt sich dann in den Straßen, plündert Läden, ermordet bisweilen auch irgend eine Person, welche die Ungunst der Gegenpartei auf sich gezogen hat, obgleich dies immerhin selten vorkommt. Endlich, wenn eine Partei die sichere Oberhand gewonnen hat, erschießt man eine gewisse Anzahl der gefangenen Gegner, welche man Vaterlandsverräther nennt, und diejenigen, welche entkommen sind, begnadigt man nach einigen Jahren. Der Hauptpunkt, um welchen sich aber all' diese Wirren drehen, ist natürlich die Frage, wer Präsident wird.

„Ein Theil der Bevölkerung will einen bisherigen General zu dieser Würde erhoben sehen; dies sind unbedingt alle wirklichen Soldaten, alle kriegslustigen Bürger und ferner die alten Würdenträger der Armee, welche sich auf ihre Hacienden zurückgezogen haben. Die andere Partei will einen Juristen, meist einen Advocaten, zum Präsidenten; auf dieser Seite stehen fast alle Kaufleute und ein großer Theil der Gewerbetreibenden.

Die größeren Haciendenbesitzer, sowie die in geringerem Grade begüterte den Ackerbau betreibende Klasse, gehören bald dieser, bald jener Partei an; da aber jeder Chilene bei der Miliz eingereiht und in Folge dessen bewaffnet ist, so stehen sich im Augenblick zwei kleine Heere gegenüber, von welchen das eine aus den Linientruppen und einem kleinen Theil der Landmiliz, das andere aus dem größten Theil dieser letzteren besteht.

„Die Art, wie man von beiden Seiten mit einem gewissen Anstrich von Recht zum Schlagen kommt, ist einfach die, daß jede Partei ihre Wahlmänner hat. Jene, welche nach vollzogener Wahl sich in der Minorität befinden, klagen über einen bei derselben vorgegangenen Formfehler, über Verletzung der Constitution und dergleichen, und fordern alle „Gutgesinnten" auf, die gerechte Sache zu vertheidigen. Der Kampf beginnt und endet nach einigen Tagen, oft schon nach so viel Stunden, mit dem Siege einer oder der andern Partei.

„Es war in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, als die Wahl eines neuen Präsidenten vorgenommen werden sollte, und fast Alles war damals einig, einen allgemein geachteten General

zu wählen. Es geschah dies auch, und Niemand hatte später Ursache zur Unzufriedenheit. Wie bekannt, werden diese Wahlen in Santjago gehalten und das Resultat durch Couriere sogleich in allen Theilen des Landes bekannt gemacht. Mein Regiment lag hier in Valparaiso, und ein Theil desselben war am Justizpalaste aufgestellt, von welchem aus, nach der Ankunft des Couriers, dem Volke der neue Präsident verkündet werden sollte. Die nicht dort befindlichen Truppen waren in die Kaserne consignirt, um nach der Verkündigung die Straßen mit klingendem Spiele zu durchziehen. So war Alles in der schönsten Ordnung, und scheinbar herrschte die größte Ruhe.

„Aber der Teufel war geschäftiger als je. Plötzlich durchflog die Kaserne, in welcher ich mich befand, das Gerücht von einer weitverzweigten Verschwörung der Truppen. Die Wahl des Präsidenten in Santjago sei von den dortigen Truppen umgestoßen worden, und Rienda, ein jüngerer General, aber der Liebling aller Soldaten, statt seiner erwählt. Unser ganzes Regiment sei für Rienda, hieß es ferner, und sobald die Wahl bekannt geworden, werde man von der Kaserne aus zum Justizpalaste marschiren, die wenigen Milizen über den Haufen werfen und sich sieg=

reich mit unseren dort aufgestellten Kameraden vereinigen. — Wer verbreitete dies Gerücht? Niemand wußte es, aber es durchflog mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers alle Räume der Kaserne, und während wir Officiere mit aller Lebhaftigkeit, die unserer Nation eigen ist, die Sache besprachen, waren in den Höfen die Soldaten bereits zusammengetreten, und es ließ sich aus ihren Geberden schließen, daß sie der Sache der Verschwörung entweder schon länger angehörten, oder wenigstens rasch derselben beigetreten waren.

„Da stürzte einer unserer Kameraden, Estevan Espaelo, einer der thatkräftigsten Menschen, die mir je vorgekommen, mit gezogenem Degen in unser Zimmer. Er war Oberlieutenant und bekannt wegen seiner im peruanischen Kriege häufig bewiesenen tollkühnen Verwegenheit. Er forderte uns auf, uns sogleich an die Spitze unserer Leute zu stellen. Alles sei gewonnen, Rienda Präsident, und nur eine kleine Abtheilung verrätherischer Milizen zu werfen. In der That stand auch bereits fast die ganze in der Kaserne versammelte Mannschaft unter den Waffen, unser Oberst an der Spitze, und als derselbe „el viva

Rienda!“ rief, stimmte Alles begeistert in diesen Ruf.

„Gott ist mein Zeuge, daß ich eine halbe Stunde vorher nicht an diesen Rienda gedacht hatte, aber ich wäre kein Chilene gewesen, hätte ich mich nicht auch von der allgemeinen Narrheit mit anstecken lassen. Ich rief also ebenfalls „el viva Rienda!“ und befand mich einige Minuten darauf mit meinen Leuten in der Calle de las carretas, von wo aus wir rasch auf den Platz vor dem Theatergebäude gelangten. In demselben Augenblicke erschallten vom Fort St. Antonio die Kanonenschüsse welche die so eben bekannt gemachte Wahl des neuen Präsidenten verkündeten, und fast gleichzeitig marschirte im Sturmschritt eine Abtheilung der Milizen die Almendrale herauf gegen uns an. Wir warfen uns ihnen entgegen, und bald begann ein mörderischer Kampf, dessen Ausgang so lange zweifelhaft blieb, bis wir im Rücken von den Lanciers angegriffen wurden. Ich habe sagen hören, daß in Europa ein Infanterist sich gegen zwei Cavalleristen mit Erfolg vertheidigen könne. Unbedingt findet bei uns das Gegentheil statt, was die Kämpfe während der Revolutionszeit zur Genüge bewiesen haben, und so kam es, daß wir nach zehn Mi-

nuten vollständig gesprengt und nach allen Seiten hin flüchtig waren. Don Estevan, der wie ein Rasender focht, ward an meiner Seite von einem dieser weißjackigen Teufel buchstäblich an den Boden gespießt. Unser Oberst war verschwunden, er war, wie ich später erfuhr, gleich beim Beginn des Gefechts verwundet und gefangen genommen worden, und wurde nach vierzehn Tagen kriegsrechtlich erschossen. Da nun, wie ich wohl einsah, Alles verloren war, suchte ich wenigstens das Leben zu retten und lief nach der Seite hin, auf welcher ich die wenigsten Feinde sah. Dies war die Richtung nach der Kaserne, und nach einigen Minuten langte ich wohlbehalten, das heißt merkwürdigerweise unverwundet, in derselben an.

„Die Soldaten unseres Regimentes, welche nicht todt oder schwer verwundet in der Almendrale lagen, hatten sich zum größten Theile auch dort eingefunden und machten so wenig Anstalt, sich zu vertheidigen, wie die Milizen Lust zu haben schienen, uns weiter zu belästigen. Mir indessen sowohl als einigen anderen, ebenfalls vom Kampfplatze entkommenen Officieren war der fernere Verlauf der Sache leider nur zu wohl bekannt. Da kein Zweifel waltete, daß

unser Anschlag in Valparaiso wenigstens vollständig mißglückt war, so unterwarfen sich die Truppen in der Kaserne unbedingt der öffentlichen Gewalt, und schwerlich wurde auch nur Einer von ihnen zur Rechenschaft gezogen, da man, und in diesem Falle mit vollem Rechte, alle Schuld auf die Commandirenden schob. Diese aber wurden, und das zwar sehr wahrscheinlich schon nach einigen Stunden, festgenommen und eben so wahrscheinlich nach einigen Tagen erschossen.

„Es blieb uns also keine andere Wahl übrig als schleunige Flucht, und wir, die wir alle guten Familien angehörten und uns in nicht schlechten Vermögensverhältnissen befunden hatten, waren im Verlaufe von kaum einer Stunde zu landesflüchtigen Verräthern und Bettlern geworden, denn man confiscirt in solchen Fällen ohne Barmherzigkeit stets das ganze Vermögen des Schuldigen. Fünf Officiere unseres Regimentes, mich mit eingerechnet, hatten sich auf diese Weise zusammengefunden, aber nur vier waren im Stande zu fliehen, da einer in Folge der im Gefecht erhaltenen Wunden unmöglich die Beschwerden der Hetze ertragen konnte, die, wie wir nur zu wohl wußten, bald beginnen würde. Da wir nicht im Stande waren,

ihm zu helfen, mußten wir ihn seinem Schicksal überlassen. Wir Andern rafften zusammen, was wir an baarem Gelde besaßen, steckten Proviant und Munition in unsere Satteltaschen, und nachdem wir die Uniformen mit dem Poncho und unsere Säbel mit Jagdgewehren vertauscht hatten, warfen wir uns auf unsere Pferde und sprengten mitten durch die Stadt fort auf dem Wege nach Santjago. Wir waren der Meinung, daß die Milizen auch im andern Theile der Stadt Herr unseres ganzen Regimentes geworden seien und der Aufstand zu Gunsten Rienda's in Valparaiso unterdrückt sei. Das Letzte war allerdings richtig, aber die vollständige Wahrheit war die, daß unser Oberst alle der sehr zweifelhaften Partei Rienda's Angehörenden in der Kaserne bei sich behalten, der andere Theil des Regimentes es aber mit der Partei des wirklich erwählten Präsidenten hielt, und sich an dem Kampfe mit den Milizen gar nicht betheiligt hatte.

„Als wir bei den Windmühlen, auf der Höhe von Valparaiso, angekommen waren, erfuhren wir, daß nach kurzem Kampfe in Santjago Rienda ebenfalls unterlegen sei. Er selbst war gleich beim Beginn des Gefechtes erschossen worden. Der Courier hatte, als er auf der nicht weit von

den Mühlen entfernten Poststation das Pferd wechselte, diese Nachricht erzählt. Es war also auch in Santjago für uns keine Hoffnung, und wir waren vogelfrei, gleich gehetzten Thieren des Waldes. Flüchtlinge, gleich uns, verfolgt man in Chile stets durch die berittene Polizei, und diese Truppe war zu jener Zeit, da sie aus den verwegensten und gewandtesten Soldaten der Freiheitsarmee zusammengesetzt war, noch besser und namentlich für solche Zwecke brauchbarer als gegenwärtig, obgleich sie noch heute aus durchweg tüchtigen Burschen besteht.

„Sehen wir jetzt aber ein wenig, welche Wege Jemand, der seine Gründe hat, nicht mit der Polizei in Berührung zu kommen, offen stehen, um sich aus Chile zu entfernen. — Wir haben gegen Norden die Wüste von Atakama, eine ohne Zweifel für den Mineralogen höchst interessante Gegend und, wie man sagt, reich an meteorologischen Erscheinungen. Ganz sicher aber verhungert Jedermann, der dieselbe betritt, wenn er nicht ausgerüstet ist mit Proviant aller Art, und selbst in diesem Falle ist er unrettbar verloren, wenn er den Weg verläßt, welcher einzig durch dieselbe führt. Um auf diesen zu gelangen, hätten wir aber zuvor uns in Cobija befinden müssen, etwa

360 Stunden von Valparaiso und getrennt von uns durch etwa 150 Wegstunden eben dieser Wüste. Vor fünf Jahren, das heißt von jener Zeit an gerechnet, hatten, in gleicher Lage wie wir, sechs Officiere durch die Wüste zu entkommen gesucht. Zwei Jahre später fanden Engländer, die nach Kupfererzen suchten, die Unglücklichen wieder, sämmtlich sehr wohl erhalten, das heißt von der Sonne vollständig mumificirt. Wir hatten keine Lust, uns auf gleiche Weise für die Ewigkeit präpariren zu lassen.

„Gegen Süden wird Chile durch das Gebiet der freien araucanischen Indianer begrenzt. Leider aber hatte die Republik Krieg mit diesen Söhnen der Wildniß, und Kaufleute, welche des Salzhandels halber ihre Grenzen überschritten hatten, waren vor ganz kurzer Zeit auf eine grausame Weise ermordet worden. Hätten wir aber auch hoffen dürfen, einem solchen Schicksale zu entgehen, so war schon das Erreichen der araucanischen Grenze eine Unmöglichkeit, indem wir ganz Chile der Länge nach hätten durchreisen müssen, um dorthin zu gelangen.

„Wenden wir uns jetzt gegen Osten, so erblicken wir die prachtvolle Kette der Anden, die hohe, königliche Cordillera. Sie ist der Stolz

und die Zierde unseres Vaterlandes, und jeder Chilene blickt mit Befriedigung auf ihre von der Sonne vergoldeten Gipfel. Aber jeder Chilene weiß auch, daß nur zwei Engpässe über dieselbe führen, welche von wenigen Bewaffneten gegen eine weit überlegene Zahl Andringender vertheidigt werden können, und uns war nur zu gut bekannt, daß eben jetzt diese Pässe besetzt waren. Jeder Versuch aber, auf irgend einem andern Wege diese 20,000 Fuß hohe Felsenmauer zu übersteigen, ist eine Thorheit, welche unfehlbar damit endet, daß die Condore den Leichnam des Verschmachteten, Erfrorenen oder von einer Felswand Gestürzten verzehren. — Der vierte Weg endlich gegen Westen ist die See. Aber in keinem unserer Häfen wird Jemand ohne Paß von der Landesbehörde auf ein Schiff genommen, und fast allenthalben tobt längs der ganzen Küste eine so furchtbare Brandung, daß ein Beilegen blos an wenigen, meist nur Schmugglern bekannten Plätzen stattfinden kann. Wohin sich also wenden?

„Leider aber sollten wir für das Erste uns gar nicht mit so weit aussehenden Plänen beschäftigen können, denn nachdem wir die Mühlen kaum eine Stunde verlassen hatten und auf der

Ebene dahin sprengten, sahen wir einen Trupp Reiter hinter uns, und ein kurzer Augenschein zeigte, daß es die uns verfolgenden Leute der Polizei, die besser beritten als wir, und an Zahl uns wohl dreimal überlegen waren. Nun galt es, einen raschen Entschluß zu fassen, welcher nach kurzer Ueberlegung dahin ausfiel, uns seewärts zu wenden, das heißt nach der sogenannten Küsten-Cordillera zu. Dieser Gebirgszug erhebt sich bekanntlich längs der ganzen chilenischen Küste in einer Höhe von 1500 bis 2000 Fuß, mit häufig steil gegen die See abfallenden Wänden. Der größte Theil dieses Gebirges ist zugleich meist mit Wald bewachsen, von quer durchlaufenden Schluchten durchzogen, und hat eine Breite, die an manchen Stellen kaum zwei Stunden, an anderen drei bis vier Leguas beträgt. Einmal im Schutze des Waldes wollten wir uns trennen, um wo möglich unsere Verfolger auf falsche Fährten zu führen. Im Herzen mochte wohl Jeder von uns hoffen, daß die seinige unbeachtet bleiben würde.

„Kaum hatten wir uns aber dem Walde zugewendet, als die Häscher, welche auf der weiten Fläche, die dort den Weg nach Santjago bildet, uns schon längst in's Auge gefaßt hatten, uns

auch sogleich den Weg dorthin abzuschneiden suchten. Da wir indessen glücklicherweise einen noch immer bedeutenden Vorsprung hatten, gelang es uns, die nächste Schlucht zu erreichen, in welcher wir so lange zusammenblieben, wie es das Terrain erlaubte. Als aber die Sohle der Schlucht sich in verschiedene kleine Wasserrisse theilte, welche auch mit den besten Pferden kein rasches Vorwärtskommen mehr gestatteten, stiegen wir ab und schickten uns zur Trennung an. Daß unser Abschied mit wenig Umständen verknüpft war, mögen Sie sich wohl denken. Wir schüttelten uns schweigend die Hände, nahmen unsere leichten Satteltaschen auf die Schulter und kletterten so rasch als möglich, je zu Zwei die Wände der Schlucht hinauf, indem mein Gefährte und ich uns rechts, die beiden Anderen sich links hielten. Die ledigen Pferde jagten wir durch einige tüchtige Hiebe nach dem Eingange der Schlucht zurück, um wenigstens nicht sogleich im ersten Augenblicke die Stelle, an welcher wir aufwärts gestiegen waren, unseren Verfolgern zu verrathen. Die Seite des Bergabhanges, auf welcher wir uns befanden, war etwa 150 Schritte aufwärts mit leichtem Gebüsche bewachsen, dann kam steil ansteigend eine Felspartie, oben endlich

dichterer Wald, meist zusammengesetzt aus der liebenswürdigen Flora unserer Küsten-Cordillera, von welcher neun Zehntheile auf die mannichfachste Weise mit Stacheln und Dornen aller Art besetzt sind. Die Felspartie mußten wir erreichen, ehe unsere Verfolger unserer ansichtig wurden, denn im niederen Gebüsche wären wir ein allzu leichtes Ziel für ihre Kugeln gewesen, während es hinter den Felsen, und theilweise durch dieselben gedeckt, vielleicht möglich war, uns wenigstens eine Zeit lang zu vertheidigen.

„Fast hatten wir unser Ziel erreicht, als plötzlich der Hufschlag unserer rückwärts jagenden Pferde verstummte. Sie waren mithin mit den Häschern zusammengestoßen und von denselben aufgefangen worden. Wir erwarteten, diese sich sogleich wieder in Bewegung setzen zu hören; da dies aber nicht geschah, so kletterten wir aufwärts und nahmen, nachdem wir die Felsen erreicht und noch eine Strecke zwischen denselben höher gestiegen waren, hinter einem Felsblocke Platz, welcher uns so ziemlich deckte, ohne uns die Aussicht in die Schlucht zu rauben.

„Kaum aber waren wir einige Augenblicke dort angelangt, so erblickten wir auch unsere Feinde. Wie sich indeß das Handwerk an keinem

Orte der Welt verläugnet und alle Zunftgenossen ziemlich ähnliche Gewohnheiten und Gebräuche haben, so sprengten diese Häscher auch jetzt nicht mit der tollen Hast vorwärts, wie es unsere Landsleute bei der Verfolgung irgend eines Feindes sonst gewiß gethan haben würden, sondern sie ritten in ihrer Eigenschaft als Männer von der Polizei vorsichtig, Einer hinter dem Andern, die Schlucht entlang, sorgfältig den Boden vor sich und die beiden Seitenwände prüfend. Daß ihnen auf diese Weise unsere Spur unmöglich entgehen konnte, war uns in unserem Versteck nur zu klar. War der Boden der Schlucht auch ziemlich hart, so war doch die Stelle, wo wir angehalten hatten, für das geübte Auge eines chilenischen Häschers kaum zu verkennen, und auch ein wenig Erfahrener würde unsere Fährte auf den beiden Abhängen der Schlucht kaum verfehlt haben, da sie auf dem abschüssigen Boden nur zu deutlich bezeichnet war. Angekommen an der Stelle, wo wir abgestiegen waren, machten auch unsere Feinde sogleich Halt und schienen sich einen Augenblick zu berathen; dann warfen sie sich von den Pferden und begannen sogleich die Verfolgung, indem je Fünf von ihnen anfingen, rasch auf jeder Seite des Thales den

von uns hinterlassenen Spuren nachzuklettern. Zwei blieben bei den zurückgelassenen Pferden zurück, und ein dritter hatte ohne Zweifel die unserigen bereits an den Ausgang der Schlucht gebracht, und beobachtete gleichzeitig die Abhänge des Gebirges gegen die Ebene zu.

„Während die fünf Schufte, ziemlich eine Reihe einhaltend, in gegenseitiger Entfernung von etwa fünfzehn bis zwanzig Schritten, sich uns immer mehr näherten, warf ich einen Blick auf die uns entgegengesetzte Thalwand, um nach unseren Fluchtgenossen zu sehen, welche wir, zu sehr mit uns selbst beschäftigt, bisher außer Acht gelassen hatten. Aber es war nichts von ihnen zu bemerken, und da die von ihnen gewählte Seite fast gänzlich den Charakter der unserigen trug, so stand zu vermuthen, daß sie gleich uns sich in einen Hinterhalt gelegt hatten und auf ähnliche Weise ihr Glück versuchen wollten.

„So ganz ungleich stand die Partie in der That nicht. Unsere Feinde hatten kurze, gezogene Carabiner, mit welchen sie, wie uns bekannt war, zwar gut umzugehen wußten, ihre Pistolen aber, welche sie im Gürtel führten, waren auf die Entfernung, in welcher wir den Kampf aufzunehmen gesonnen waren, fast nutzlos. Wir hingegen

hatten französische Doppelgewehre und waren sämmtlich keine ungeübten Schützen. Es kam also auf Besonnenheit und Glück an. Leider aber war uns das letztere nicht günstig.

„Ich hatte meinem Gefährten, welcher links von mir hinter dem Felsen kauerte, zugeflüstert, die zwei auf seiner Seite befindlichen Männer auf sich zu nehmen, das heißt, wenn sie etwa auf fünfzig Schritte herangekommen wären, einen nach dem Andern niederzuschießen; ich wollte ein Gleiches mit den beiden Anderen thun. Wir hofften, daß der noch übrige Fünfte entweder die Flucht ergreifen würde, oder daß es uns möglich sein würde, durch die Felsen gedeckt, wieder zu laden, ehe er auf uns feuern könnte. Der Plan war so übel nicht, vorausgesetzt, daß Keiner von uns fehlschoß, aber leider sollte Alles ganz anders kommen. Als die Leute auf eine beiläufige Entfernung von sechzig bis siebenzig Schritten an uns herangekommen waren, hob sich plötzlich mein Freund fast mit dem halben Leibe über den Felsen und schlug, anstatt gedeckt zu zielen und rasch zu feuern, auf einen der Polizeimänner an. Fast gleichzeitig knallten von unten zwei Schüsse. Auch mein Freund gab Feuer, aber ohne Zweifel nur durch eine krampfhafte Bewegung des Fingers

und ohne irgendwie zu treffen, denn er ließ hierauf das Gewehr aus den Händen fallen, welches über den Felsen abwärts fiel, richtete sich einen Augenblick hoch auf und sank dann auf den Rücken nieder, um nie wieder aufzustehen. Ich meinerseits schoß ebenfalls, und einer der beiden Häscher, welche meinen Gefährten getödtet hatten, stürzte zu Boden und rollte nach einigen fruchtlosen Versuchen, sich am Gesträuche festzuhalten, den Abhang hinunter. Ich war eben im Begriffe, auf den Nächsten in der Reihe zu schießen, als er und sein Nebenmann zugleich auf mich Feuer gaben. Einer fehlte, was nicht zu verwundern, indem bei dem steilen Terrain ein sicheres Zielen sehr schwierig war, der Andere aber jagte seine Kugel etwa eine Handbreit unter meinem Kopfe in den Felsen, so daß Splitter des Gesteins mir in's Gesicht fuhren und mich verwundeten, glücklicherweise aber ohne mich zu blenden.

„Es giebt Menschen, welche bei ganz geringfügigen Ursachen in Verlegenheit gerathen und sich kaum zu helfen wissen, bei wichtigen Gelegenheiten hingegen keineswegs den Kopf verlieren und schnell entschlossen sind. Ich glaube, daß ich zu diesen gehöre, denn obgleich ich mit Ausnahme des am Morgen in der Stadt vorge-

fallenen Gefechtes nie vorher im Kampfe gewesen, und eben so wenig jemals vorher einen Menschen getödtet hatte, so begriff ich doch im Augenblick, was ich hier zu thun hatte. Einer meiner Verfolger war todt, drei hatten ihre Gewehre abgeschossen, und von ihnen drohte mir auf kurze Zeit wenig Gefahr, aber der Fünfte, der Aeußerste in der Reihe, kam rasch näher und hatte noch geladen. Gelang es mir, ihn unschädlich zu machen, so war es möglich, zwischen den Felsen hindurchschlüpfend, den Wald zu erreichen, und einmal dort, zweifelte ich nicht, mich retten zu können, da der Tag sich seinem Ende zuneigte und ich mit Hülfe der Nacht meine Verfolger zu täuschen hoffte. Ich nahm also jetzt jenen Fünften sorgfältig auf's Korn und drückte in demselben Augenblicke ab, als er eben seine Büchse erhob. Der Mann beantwortete meinen Schuß, ohne mich jedoch zu treffen, sank dann in die Kniee und fiel langsam vorwärts auf das Gesicht. Er war unschädlich gemacht!

„Alles dieses, vom ersten Schusse meines Gefährten an bis zum Niederstürzen dieses Häschers, hatte kaum länger als fünfzehn Secunden gedauert. Ein Blick auf meine drei übrigen Verfolger zeigte, daß sie beschäftigt waren, ihre

Büchsen zu laden, ohne vor der Hand auf ihre gefallenen Gefährten auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu wenden. In weniger als einer Minute mußte die Jagd auf mich auf's Neue beginnen. Ich warf einen Blick auf meinen gefallenen Freund. Er rührte sich nicht, und schwere, dunkle Blutstropfen quollen aus der Wunde mitten auf der Stirn. Hatte ihn auch die andere Kugel getroffen? Ich weiß es nicht, aber sicher war diese eine Wunde schon tödtlich, zu helfen war ihm nicht und zu sentimentalen Betrachtungen ebenfalls keine Zeit; so ergriff ich meine Flinte und kletterte so rasch als möglich aufwärts. Eine Kugel, welche dicht neben mir in den Felsen einschlug, belehrte mich indessen bald, daß es Zeit sei, mich noch mehr zu beeilen, und als ich endlich die ersten Bäume erreicht hatte und einen flüchtigen Blick abwärts warf, sah ich, wie eben die drei Häscher bei der Leiche meines Kameraden angelangt waren.

„Wahrscheinlich war dies mein Glück, denn ähnlich einer Heerde Schakale, welche eine Gesellschaft Reisender verfolgen, bei einem unterwegs Verunglückten aber einen kurzen Halt machen, um ihn zu zerfleischen, hielten auch sie sich einige Augenblicke bei ihrem Opfer auf, vielleicht

um seine Taschen zu durchsuchen oder sich von seinem Tode zu überzeugen, und ich erreichte mittlerweile unangefochten das Dickicht des Waldes. Offenbar hat in den Wäldern unserer Küsten-Cordillera der Verfolgte Vortheil vor den Verfolgenden, namentlich wenn es sich um Leben oder Tod handelt; denn der Flüchtling, welcher den sichern Tod vor sich sieht, wenn er ergriffen wird, nimmt gewiß weniger Rücksicht auf die Stacheln und Dornen, welche ihm Kleider und Haut durchbohren, als der Verfolger, der zuverlässig sich mit mehr Sorfalt durch die Dornen windet und kleine Umwege macht, um ihnen auszuweichen.

„Dies schien auch hier der Fall gewesen zu sein, denn bald hörte ich die Signalpfeife der Häscher weit hinter mir ertönen und war vorläufig gerettet. Kurz ehe die Nacht einbrach hörte ich indessen rasch aufeinanderfolgend mehrere Schüsse, und es unterlag keinem Zweifel, daß die Häscher mit meinen zwei anderen Kameraden handgemein geworden waren. Ohne die genaueren Umstände des Kampfes erfahren zu haben, hörte ich später, daß Einer derselben erschossen worden und der Andere entkommen war, allein man hat nie wieder etwas von ihm ge-

hört, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er entweder in Folge einer erhaltenen Wunde einsam im Walde gestorben, oder auf irgend eine andere Weise verunglückte.

„Was mich betrifft, so lief ich noch einige Zeit gerade aus und kam, eben als die Dunkelheit vollständig hereingebrochen war, in die Nähe der Küste. Bis zum Tode ermattet, warf ich mich jetzt auf die Erde, genoß etwas von dem Maisbrote, das sich in meiner Satteltasche befand, und wartete auf das Aufgehen des Mondes, um einen besseren Versteck aufzufinden, indem ich fürchtete, daß man mich des andern Tages auf's Neue verfolgen würde. Beim Mondlichte stieg ich später dicht an der Küste eine felsige Schlucht hinab ünd fand, etwa vierzig Fuß hoch über der See, eine Felsenspalte, welche geräumig genug war, mich darin verbergen zu können, und ohnweit welcher so viel Wasser aus dem Felsen sickerte, daß ich meinen brennenden Durst stillen konnte.

„Mit Schaudern gedenke ich aber noch heute der Träume jener Nacht, und ich erinnere mich nur einmal in meinem Leben ähnliche qualvolle Traumbilder gehabt zu haben, als ich nämlich, noch Neuling im Spiele, eines Abends fast mein

halbes Vermögen verloren hatte. In jener Nacht aber in der Felsenspalte drängten sich wild und wechselnd alle Ereignisse und Schrecken des Tages: das Gefecht in den Straßen, die Flucht aus der Stadt, der Kampf im Gebirge. Dann sah ich meinen getödteten Gefährten und mich selbst neben ihm liegen, unfähig mich zu rühren, während die Häscher immer näher kamen und der zweite von mir erschossene Mann in die Kniee sank, auf den Boden niederfiel, sich wieder aufrichtete und abermals niedersank. Ich erinnere mich noch deutlich, daß dieses Traumbild mir am fürchterlichsten war, während ich merkwürdigerweise kaum des andern Häschers gedachte, welchen ich zuerst getödtet hatte.

„Als ich nach einigen Stunden endlich in Schweiß gebadet erwachte, fiel das Monlicht blendend und klar in meinen Zufluchtsort, und vor mir lag in ruhiger Größe die See, nur schwach gekräuselt durch eine leichte Brise, welche zugleich an der Felswand die Bäume sprechen und flüstern machte. Dann verstummten auch sie, und die Sille der Nacht wurde nur bisweilen durch den eintönigen Ruf eines Seevogels unterbrochen. Ich starrte lange hinaus in diese heilige Ruhe der Natur, und dann weinte ich

wie ein Weib lange, lange Zeit bittere, brennende Thränen. Dann ward ich ruhiger. Es war mir freilich klar, ich hatte Alles verloren, Ehre und guten Ruf, meine bürgerliche Stellung und mein Vermögen, ja selbst vogelfrei war ich, wie ein Raubthier des Waldes. Aber ich war jung, hing am Leben, eine geheime Ahnung schien mir plötzlich zu sagen, daß sich Mancherlei des Verlorenen wieder erringen ließe. So schöpfte ich allmälig wieder frischen Muth und nahm mir vor, Alles aufzubieten, um mich zu retten.

„Aber ich will Sie," sagte Don Antonio, „jetzt nicht länger mit meinen weiteren Abenteuern aufhalten, sondern in der Kürze melden, daß ich noch einige Tage, so lange eben mein spärlicher Mundvorrath reichte, in meiner Höhle blieb und dann vier Wochen lang das Land durchstreifte, bis ich endlich wieder an der Küste, aber weiter gegen Norden, fast verhungert und abermals der Verzweiflung nahe, von ehrlichen Leuten, welche ein wenig schmuggelten, aufgenommen wurde. Zwanzigmal war ich während jener Fluchtperiode in der augenscheinlichsten Gefahr, entdeckt und gefangen zu werden, und eben so oft entging ich derselben glücklich. Die Zeit und gute Freunde verschafften mir endlich Begnadigung und die Er=

laubniß, in das Vaterland zurückkehren zu dürfen. — Dies ist," so schloß mein Freund, „die Geschichte einer Verschwörung, welcher ich eine halbe Stunde lang angehörte, und welche mich zwölf Jahre lang in die Verbannung trieb."

Ich aber war der Meinung, daß so einfache und schmucklose Erzählungen bisweilen nicht uninteressante Blicke in das Leben eines Volkes erlauben, und habe deshalb geglaubt, sie unseren Lesern bieten zu dürfen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Erlebtes und Geträumtes.

Zweiter Band.



Erlebtes und Geträumtes.

Novellen und Erzählungen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.



Inhaltsverzeichniß.



Tupa.



Da die jungen Officiere der Republik Chile so ziemlich dieselben sind wie jene anderer Länder, was, nebenher gesagt, auch mit anderen jungen Leuten der Fall ist, so war der Unterlieutenant Sennor Benito Laveaga höchlich zufrieden gestellt, als er eines schönen Morgens von seinem Obersten zurückkehrte, zu welchen er ganz unverhoffterweise beschieden worden war.

Dieser Oberst, der früher im Auslande gedient hatte, war ein wenig als Brummbär verrufen, und da Benito auf der andern Seite wieder ein wenig als Leichtfuß bekannt war, so drängten sich ihm verschiedene unklare Ideen von Nasen und analogen Gegenständen auf, als das Resultat seines Besuches bei seinem Chef.

Es erfolgte aber gerade das Gegentheil. Der Oberst empfing ihn außerordentlich freundlich und ertheilte ihm einen Auftrag, der Benito über-

raschte und gleichzeitig erfreute, und der in nichts Anderem bestand, als daß er den jährlichen Salzzoll an die araucanischen- Indianer überliefern sollte.

Wir werden weiter unten berichten, was es mit diesem sogenannten Salzzolle für eine Bewandtniß hatte, müssen aber vorher die schwierige Aufgabe lösen, den geehrten Leser mit wenigen Worten die Bekanntschaft der araucanischen Indianer machen zu lassen, oder ihm dieselbe in's Gedächtniß zurückzurufen.

Quer durch die ganze chilenische Republik, das heißt von der Cordillera an bis zur See, und zwischen den chilenischen Provinzen Concepcion und Valdivia, befindet sich das Gebiet der Araucaner, und dasselbe beträgt etwa zwei Breiten- und eben so viel Längegrade, oder ungefähr tausend Quadrat-Leguas.

Diese Indianer sind niemals bezwungen worden, und früher die Spanier, sowie später die Chilenen, haben vergeblich alle Mittel aufgeboten, diese sogenannten Wilden zu cultiviren oder, was so ziemlich dasselbe, sie zu unterjochen und zu vertilgen.

Die Spanier zogen bereits in früheren Zeiten, stets näher und näher rückend, eine Linie von

befestigten Städten um das Gebiet der Araucaner.

Das Schwert und das Wort, zwei außerordentlich zweckmäßige Gegenstände für solche Zwecke, sollten von dort aus in Anwendung gebracht werden, um den Samen der Cultur auszustreuen. Aber in einer einzigen Nacht im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, überfielen die Araucaner gleichzeitig sieben dieser festen Plätze, zerstörten sie bis auf den Grund, und indem sie die Frauen und Kinder mit sich führten, tödteten sie sämmtliche waffenfähige Männer, die Greise und die Matronen.

Mit den Mädchen vermählten sich die Sieger, was wenig Schwierigkeiten machte, da die Araucaner so viele Weiber nehmen, als sie eben zu ernähren im Stande sind.

Die Kinder erzogen sie nach ihrer Art und Weise, und auch dies verursachte, eben deshalb, wenig Umständlichkeit.

Zu den übrigen Spaniern aber, mit welchen sie später wieder in Berührung kamen, sagten sie:

„Euer Stamm, wir sehen es wohl, ist klüger und geschickter als der unserige. Wir suchen

daher unsern Stamm durch Vermischung mit dem Euern aufzubessern."

Und in der That versicherte mir Professor Domeyko in Santjago, ein gegenwärtig noch lebender ausgezeichneter Gelehrter, daß mehrfach unter den Araucanern, und namentlich unter den Häuplingen Individuen getroffen werden, welche ganz unverkennbar den Typus der kaukasischen Race tragen.

Jene Aufbesserung vom Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts her hat also, wie man sieht, gut angeschlagen, und noch heute befolgen jene Indianer ein ähnliches Princip, indem sie von fremder Cultur dasjenige nehmen, was ihnen nützlich erscheint, aber streng Alles entfernt halten, was den fremden Culturträgern irgendwie einen Einfluß auf ihre Lebensweise gestatten könnte.

Ein Beispiel hiervon, und zugleich ein solches von der, zu gewissen Zeiten wenigstens, stattfindenden Höflichkeit der Araucaner giebt die Art und Weise, wie sie die christlichen Missionäre empfingen. Man hat, trotz den Bemühungen dieser letzteren, eigentlich doch nur wenig zuverlässige Nachrichten über die Religion der Araucaner. Mit einiger Sicherheit kann indessen viel=

leicht angenommen werden, daß sie an ein höch-
stes Wesen glauben, das alle Dinge erschaffen
hat, welches das Princip des Guten ist, und das
sie Pillan nennen, und daß sie ein böses Princip,
unter dem Namen Cuecuban, fürchten, eben so
ferner, daß sie an eine Unsterblichkeit glauben.
Mit der Verehrung dieser beiden Wesen aber ist
es, nach den Begriffen anderer Menschen wenig-
stens, eben nicht weit her. Sie gießen bei ihren
Zechgelagen die ersten Tropfen des Getränkes zu
Ehren Pillan's auf die Erde, und eben so einige
Tropfen Blut von bei ähnlichen Gelegenheiten
geschlachteten Thieren. Mit Ausnahme einiger
abergläubischer Ceremonien bei, Krankheit und
anderen Unglücksfällen, scheint aber das ihr ganzer
Cultus zu sein.

Sie haben keine Priester, keine Tempel und
keine heiligen Haine, und vielleicht stehen sie in
diesem Punkte einzig da unter allen übrigen
Völkern.

Die frommen Väter aber, welche ihnen die
Spanier und später die Chilenen sendeten, em-
pfingen sie mit ausnehmender Artigkeit. Ueber-
raschend schnell willigten sie ein, sich taufen zu
lassen, und als ihnen jene hierauf das Unstatt-
hafte der Vielweiberei auseinandersetzten, waren

sie eben so rasch bereit, sich trauen zu lassen mit einer oder der andern ihrer bisherigen Gattinnen.

Später aber fanden die Missionare, daß diese Bereitwilligkeit von ihren Bekehrten fast bis zur Ungebühr ausgedehnt wurde, indem der bereits getaufte Araucaner sich noch zu verschiedenen Malen, von später eintreffenden Collegen, taufen ließ, und ebenso der Trauungsfeierlichkeit mit allen seinen Weibern, ja selbst mehrmals mit einer und derselben, sich unterzog.

„Warum sollen wir," sagten die Araucaner, „diesen Fremden, welche unsere Gäste sind, nicht diese kleinen, unbedeutenden Gefälligkeiten erzeigen, welche ihnen so großes Vergnügen zu gewähren scheinen und uns keinen Schaden bringen?"

Und als ein spanischer Mönch ihnen den Vorschlag machte, mit Werkleuten kommen zu wollen und eine Kirche zu bauen, zeigten sie sich sehr erfreut über den beabsichtigten Bau, verwahrten sich aber eben so entschieden gegen die in Aussicht gestellten Werkleute.

In Folge dessen entfernte sich der Mönch, lernte das Ziegelbrennen und das Mauern, kehrte nach Jahresfrist zurück und unterrichtete die Indianer in den Künsten, welche er so eben erlernt hatte. Auf diese Weise lernten die Araucaner

regelrecht bauen, was ihre Absicht war; als aber die Kirche endlich fertig geworden, war ihr Besuch ein unendlich sparsamer, und als sie mehrere Jahre darauf ein Erdbeben in Trümmer stürzte, dachte Niemand daran, sie wieder aufzubauen.

Die Araucaner stehen unter einer gewissen Anzahl einzelner Häuptlinge, aus welchen sie sich zur Zeit des Friedens nicht besonders viel zu machen scheinen, denen sie aber im Kriege unbedingten Gehorsam leisten, sowie in diesem Falle auch stets unter den einzelnen Stämmen eine vollständige Uebereinstimmung und Einigkeit herrscht, und dies sowohl, als auch ihre Art zu kämpfen, hat sie zu einem von jeher gefürchteten Feinde gemacht. Die Lanze der Araucaner ist zum Sprüchworte geworden, und man hegt vor derselben eine fast abergläubische Furcht, während auf der andern Seite, so treffliche Reiter auch die Chilenen sind, sie doch in dieser Hinsicht von den Araucanern noch weit übertroffen werden.

Da also die Indianer klug, tapfer und gleichzeitig Leute sind, welche zu Zeiten verzweifelt wenig Scherz verstehen, so war man stets von chilenischer Seite aus darauf bedacht, sie bei guter Laune zu erhalten, und unter verschiedenen Mitteln, welche man hierzu anwendete, befand sich

zu der Zeit, von welcher wir sprechen, der oben erwähnte „Salzzoll", welches Ding wir also nennen, da wir keinen andern Namen für dasselbe wissen.

In der Wirklichkeit verhielt sich die Sache also:

Die chilenische Regierung sagte zu den einflußreichsten Häuptlingen: „In Eurem Gebiete befinden sich Salzlager. Wir wünschen, so lange Frieden zwischen uns ist, dieselben benutzen zu können, und wollen Euch jährlich eine gewisse Summe für die Erlaubniß auszahlen."

Wir wissen nicht, in welchem Theile von Araucanien sich diese Salzlager befanden, und es ist uns eben so unbekannt, ob die Chilenen dieselben häufig ausbeuteten, zuverlässig ist aber, daß die araucanischen Häuptlinge ausnehmend friedliebend gesinnt wurden, da die Salzausbeute und die „gewisse für dieselbe entrichtete Summe" Dinge waren, welche nur existirten, so lange Frieden war.

Das ist dasjenige, was wir Salzzoll genannt haben.

An jenem Morgen aber, an welchem Benito Laveaga zu seinem Oberst berufen worden war, sprach der Letztere, nachdem er ihn im Allgemeinen mit seiner Aufgabe bekannt gemacht hatte, etwa Folgendes:

„Man hat mir die Wahl gelassen, welchen von meinen Officieren ich zu jenen spitzbübischen Indianern senden wolle, und ich habe absichtlich Sie gewählt.

„Die Regierung hat gegenwärtig mehr zu sorgen und zu thun, als mit diesen uncultivirten Subjecten Krieg zu führen, und man sucht sie deshalb zur Zeit bei guter Laune zu erhalten.

„Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, in welcher wir eine andere Sprache mit den Herren Araucanern sprechen werden.

„Suchen Sie sich daher ein wenig in ihrem Lande umzusehen.

„Sie sind ein muthiger junger Mann, Sie haben, wie ich höre, merkwürdiges Glück bei den Frauen, nnd wie man mir sagt, vermögen Sie große Mengen geistiger Getränke zu sich zu nehmen, welches bei unseren jungen Leuten nicht häufig der Fall ist."

Benito zog die Schulter und machte eine halb entschuldigende, halb verneinende Miene, allein der Oberst fuhr fort:

„So wenig ich diese beiden letzen Eigenschaften eigentlich liebe, können sie Ihnen im gegenwärtigen Falle doch von großem Nutzen sein.

„Diese Wilden sind ganz unmäßige Zecher. Sie halten Trinkgelage, in welchen sie Chicha, das heißt Aepfelwein, und ein anderes, auf höchst ekelhafte Weise aus Mais bereitetes, gegohrenes Getränk in enormen Quantitäten zu sich nehmen, und diese Gelage dauern oft drei bis vier Tage, ja noch länger. Wenn Sie bei einer solchen Gelegenheit wacker aushalten, können Sie vielleicht von irgend einem Trunkenen merkwürdige Aufschlüsse erhalten.

„Dann haben diese Menschen stets eine ganze Schaar von Weibern. Ich halte es für nicht statthaft, weiter auf diesen Punkt einzugehen, zuverlässig aber ist Ihnen bekannt, daß die Zunge einer Frau, so viel Unheil sie sonst wohl anstiften mag, bisweilen dennoch außerordentlich nutzbringend verwendet werden kann.

„Es werden Sie sechs Soldaten bis zur Grenze begleiten, die Häuptlinge aber, welche von Ihrer Ankunft bereits in Kenntniß gesetzt sind, gestatten Ihnen nur, in Begleitung eines einzigen Dieners das Land zu betreten. Auch wird man Sie nicht weit in dasselbe eindringen lassen, sondern Sie ohnfern der Grenze beschäftigen und aufhalten.

„Suchen Sie trotzdem weiter vorzugehen.

Machen Sie sich mit dem Terrain bekannt, durchforschen Sie das Dickicht jener Wälder, die Hochebenen und die verborgenen Schluchten und Schlupfwinkel des Landes.

„Wir werden das Alles später trefflich benutzen können.

„Längere Zeit haben wir keinen Krieg mit jenen blut- und beutedurstigen Schurken geführt, aber dennoch wissen wir nur zu gut, auf welche Weise sie zu kämpfen pflegen. Der einrückende Feind sieht längere Zeit durchaus nichts Verdächtiges und wird fast sorglos. Endlich erblickt er einige weidende Pferde, dann erscheinen ganze Heerden derselben, welche harmlos ihr Futter zu suchen scheinen und näher und näher kommen. Plötzlich aber sitzt auf jedem dieser Thiere ein schwarz bemalter Teufel, der mit flatterndem Haar und mit wüthendem Geschrei sich auf seinen Gegner stürzt, und denselben nur zu sicher mit seiner verwünschten Lanze durchbohrt, welche er im Grase nachgeschleift hat, während er selbst, an Gurt, Schweif und Mähne seines Pferdes sich haltend, vorher unsichtbar war.

„Diese schändlichen Lanzen! Sie haben eine Länge von zwanzig Fuß, sind aus leichtem Rohre gefertigt, und haben ohnweit der Spitze kaum

einige Linien Stärke. Aber der Araucaner fängt einen in die Luft geworfenen Apfel mit derselben auf, und während er die Spitze vielleicht nur einen halben Zoll in die Frucht eindringen läßt, durchbohrt er ein ander Mal den stärksten Mann mit derselben Leichtigkeit, und ist im Stande, eine erbsengroße Stelle am Körper seines Feindes zu bezeichnen, welche er treffen will.

„Dabei ist diese Lanze auf keinerlei Weise zu pariren. Der Araucaner versetzt beim Angriffe den dünnen und schwankenden vorderen Theil derselben in eine rotirende Bewegung, so daß man keine Spitze, sondern eine sich drehende Scheibe zu sehen glaubt, aber er trifft seinen Gegner mit einer leichten, kaum sichtbaren, schnellenden Bewegung seines Handgelenkes.

„Von welchem Vortheile wäre es, wenn Sie einem Scheingefechte dieser Wilden beiwohnen könnten, oder wenn Sie Unterricht erhalten würden hinsichtlich der Führung jener furchtbaren Lanze!

„Welche Augen würden diese Heiden machen, wenn wir sie plötzlich mit ihren eigenen Waffen bekämpfen würden!

„Aber gehen Sie jetzt mit Gott,“ schloß der Oberst, „den Nebenzweck Ihrer Sendung braucht

Niemand zu wissen, was aber Ihren Urlaub betrifft, so lautet derselbe auf unbestimmte Zeit, und Sie mögen ausbleiben, so lange Sie es eben für zweckdienlich halten."

Als Benito nach diesem Gespräche mit seinem Obersten die Kaserne erreicht hatte, war er bereits selbst Oberst eines Regiments Lanzenreiter, welche genau nach den Principien organisirt waren, die er den Araucanern abgelauscht hatte. Die Wirklichkeit entzog ihn aber diesen Träumen, indem er alle Hände voll zu thun hatte, um sich für seine Abreise zu rüsten, die Leute auszuwählen, welche ihn begleiten sollten, und zugleich einen zärtlichen Abschiedsbesuch abzustatten bei der Sennorita Francisca Ramirez, einer jungen Dame, welcher er in der letzten Zeit mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu widmen angefangen hatte.

Francisca bestürmte ihn mit Fragen über das Ziel und den Zweck seiner Reise, aber er blieb fest und verrieth sein Geheimniß nicht, obgleich er merken ließ, daß er zu einer hochwichtigen Sendung bestimmt worden sei.

„Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken," sagte er, als er endlich ging. „Es kann sein, daß ich ein halbes Jahr ausbleibe, und

länger, aber das, was ich mitzubringen hoffe, setzt mich vielleicht in Ihren Augen in ein günstiges Licht, und ich dürfte dann die lange Trennung von Ihnen selbst als die Ursache meines Glückes betrachten."

Die junge Sennorita entließ ihn halb zärtlich, halb schmollend, und bereits am andern Tage wußte halb Valparaiso, daß der Lieutenant Benito Laveaga, mit Aufträgen von der ungeheuersten Wichtigkeit, außer Land geschickt worden sei, und während die älteren Leute die Köpfe schüttelten, und die jüngeren gelinde Anwandlungen von Neid empfanden, erschöpften sich beide in Vermuthungen.

Man brachte Benito's Reise mit der demnächst stattfindenden Präsidentenwahl in Verbindung, da man Unruhen bei derselben befürchtete.

Man ließ ihn nach Peru reisen, um eine Vereinigung beider Republiken anzubahnen, und Andere sprachen, in gleichem Sinne, von Buenos Ayres, oder von Bolivien.

Einige endlich sagten mit Stirnrunzeln, sie wollten nicht hoffen, daß man den jungen Mann nach Spanien schicke, um das Vaterland wieder unter spanisches Joch zu bringen. Aber der gegenwärtigen Regierung sei Alles zuzutrauen.

Das waren die Männer der ständigen Opposition, die Baituschkas, die Väterchen des Vaterlandes, mit krampfhaften, unerfüllten Mitregierungsgelüsten, eine Species, welche allenthalben vorgefunden wird auf der Erde, wo es nur halbwegs etwas giebt, was einer Regierung ähnlich sieht.

Während man sich aber auf diese Weise in nutzlosen und ungegründeten Vermuthungen erschöpfte, näherte sich Benito mehr und mehr dem Ziel seiner Reise, und am Abende des achten Tages sah er bereits in einiger Entfernung die riesige Auracaria ihren halbkugelförmigen Gipfel zum Himmel erheben.

Das war die Grenze des araucanischen Gebietes, und so weit war er früher bereits einmal mit einer Abtheilung Soldaten gekommen, aber weiter weder er, noch einer seiner Leute.

Er machte Halt, man lagerte sich im Freien, speiste von den mitgebrachten Vorräthen, am andern Morgen aber erklärte Benito seinen Leuten, daß er ihrer Begleitung von nun an nicht mehr bedürfe, und daß sie zurückkehren sollten, während er mit seinem Diener sich zur Küste begeben würde, wo ein Schiff in Bereitschaft läge, auf welchem er seine Reise weiter fortsetzen müsse.

Obgleich nicht wenig erstaunt, befolgten die Soldaten dennoch seinen Befehl, und jetzt erst, nachdem er sie aus dem Gesichte verloren hatte, eröffnete er José, seinem Diener, das Ziel ihrer Reise, und gab demselben verschiedene Verhaltungsregeln, während Beide ihre Pferde bestiegen hatten und der verhängnißvollen Araucaria stets näher und näher kamen.

Eigenthümliche Gefühle begannen jetzt in dem jungen Manne aufzutauchen, nachdem die Grenze seines Vaterlaudes hinter ihm lag und er den Schauplatz seiner Thätigkeit betreten hatte. Zwar hatte er bereits in den letzten Tagen seiner Reise nur wenige von Menschen bewohnte Gegenden getroffen, aber hier schien die Stille und Einsamkeit einen ganz andern Charakter zu besitzen, als dort. Lautlos schritten die Pferde über den weichen, moosigen Boden, keine Spur eines lebenden Wesens ließ sich erblicken, und selbst das Laub der Waldbäume wurde nicht durch den leisesten Lufthauch bewegt.

Aber nicht allein diese wunderbare, ja fast heilige Stille war es, welche das Herz des jungen Mannes so eigenthümlich ergriff. Die ganze Waldlandschaft, welche ihn jetzt umgab, wirkte

mächtig auf ihn ein, denn niemals hatte er solche Waldespracht erblickt.

Die riesige Auracaria, welche die Grenze bezeichnete, schien nur ein Vorläufer zu sein ihrer Schwestern, die jetzt die Pracht ihrer säulenartigen Stämme zur Schau trugen, welche, wie Ercilla singt, glatt sind wie der Mast eines Schiffes und unbiegsam gleich der Marmorsäule eines Tempels, während in ihrem Gipfel ihre Früchte, die Pinonen, reifen, die Brotfrucht der Araucaner.

Dann prangte dort die mächtige Rotheiche, el Roble in der Landessprache, die nicht selten eine Höhe von achtzig Fuß erreicht, und neben ihr, ihre Zwillingsschwester und ihr zum Verwechseln ähnlich, stand die Rauli, gleich jener die starken und knorrigen Aeste weit von sich streckend.

Die Stämme dieser Bäume waren mit einer unzähligen Menge von Schmarotzerpflanzen und von Schlinggewächsen überzogen, die nicht selten in zierlichen Gewinden die Aeste umschlangen und, ansteigend bis zum Gipfel, von dort aus wieder zurückkehrten, um hierauf, an einem andern Baumriesen abermals emporkletternd, dasselbe Spiel zu wiederholen.

Dann sah Benito, wie der wohlriechende Lorbeerbaum seine tief dunkelgrüne Blätterpracht

entfaltete, er bewunderte die geschmeidigen Blattformen des Cingue, den Peumo mit seinen hochrothen Beeren, und die Myrten, reichlich vertreten durch vielfache Arten und eine wundervolle Abwechselung bietend durch Blatt, Blüthe und Frucht, alle aber übertroffen von ihrer Königin, der Luma, die weithin einen trefflichen Wohlgeruch verbreitet, die mit einer Anzahl von glänzend weißen Blüthen übergossen ist, und deren Rinde eine prachtvolle rosenrothe Farbe trägt.

Bisweilen wichen die Bäume zurück und gaben tiefgrünen Waldwiesen Raum, und rückte der Wald dann wieder näher, so schien er verändert und meist aus zierlichen, kleinen Tannen gebildet. Der Avellano mit seinen hellgrünen, schlank geformten Blättern und mannichfach gefärbten Früchten, der Canello, ausgezeichnet durch die Regelmäßigkeit, mit welcher er seine Aeste ausbreitet, und meist umschlungen von der schönsten aller Schlingpflanzen, der Copigne, welche ein aus scharlachrothen Blüthen geflochtenes Gewinde zu sein scheint, und hundert andere kleinere Baumarten und zierliches Gesträuch ersetzten hier die gigantischen Formen von vorhin.

Wieder an anderen Stellen schien der Wald eine Masse geworden zu sein durch eine ungeheure

Menge von Schlinggewächsen, welche Stamm- und Astwerk aller Bäume verflochten und von den Gipfeln derselben wieder auf die Erde stiegen, und sich durch neu geschlagene Wurzeln zu kräftigen schienen, um ihr Werk auf's Neue zu beginnen.

Benito blickte verwundert und entzückt auf diese ihm ganz neue Welt, und nachdem er die Bewohner dieser Wälder glücklich gepriesen hatte, begannen allerlei kleine Annexionsgelüste in ihm aufzusteigen.

„Diese dummen Wilden," sagte er zu sich selbst, „sind eigentlich gar nicht würdig, die Herren dieser prachtvollen Gegend zu heißen. Sie begreifen und fassen auf keinen Fall ihren Werth. Stumpfsinnig gaffen sie auf alle diese Schönheiten, und gedankenlos betritt ihr ungeschlachter Fuß diese reizenden Pfade. Aber Geduld! Wir werden uns ein wenig umsehen, wir werden Pläne dieser Berge und Schluchten zeichnen, wir werden lernen, wie diese Indianer ihre Lanzen führen, wie sie den Feind angreifen, und wenn wir gelernt haben, ihre einfältige Sprache zu sprechen, müßte es doch sonderbar zugehen —"

„Seid willkommen auf dem Gebiete der Araucaner, Sennor Officier," sagte in diesem Augen-

blicke dicht neben Benito eine Stimme in spanischer Sprache, „seid willkommen, und erlaubt, daß ich Euch zu denen geleite, welche Euch erwarten."

Benito zog unwillkürlich die Zügel seines Pferdes so heftig an, daß es sich bäumte, denn er war erschrocken, wie das wohl so ziemlich Jedem begegnen wird, der so plötzlich und unerwartet angesprochen wird. Im andern Augenblicke und als er sich hierüber zu ärgern begann, bemerkte er aber, gewissermaßen zu seiner Beruhigung, daß es seinem Diener gleich ihm ergangen sein mußte, denn auch jenes Pferd bäumte sich hoch auf.

Die beiden Araucaner, welche so geräuschlos herbeigekommen waren, schienen nichts weniger zu bemerken als die Bestürzung, welche sie veranlaßt hatten, sondern ritten schweigend und mit abgenommenen Mützen neben Benito und seinem Diener, und nachdem der Erstere den Gruß des Indianers erwidert hatte, sagte dieser:

„Da Ihr Eure Leute ohnfern unserer Grenze zurückschicktet, so schlossen wir, daß eine zahlreiche Begleitung Euch lästig wäre, und kommen deshalb auch nur zu Zweien."

„Die Schlingel haben mich also schon im Auge gehabt, noch ehe ich ihr Gebiet betreten,"

dachte Benito, „und spielen noch dazu die Unschuldigen, indem sie thun, als wüßten sie nicht, daß mir nur ein Mann zur Begleitung gestattet ist.“

Er sagte indessen nichts hierauf Bezügliches, sondern begann mit seinem Begleiter über die Schönheiten des Waldes zu sprechen, durch welchen sie dahin zogen.

Der Araucaner verbeugte sich:

„In Eurem glorreichen Vaterlande befinden sich, wie wir erfahren haben, die schönsten Wälder der Welt,“ sagte er.

Dann fragte Benito nach dem Namen eines Baumes, der ihm unbekannt war.

„Wer kann die Namen aller Bäume behalten!“ versetzte der Indianer, indem er die Schulter zog.

Jetzt ritt man an einem Gehölze der Coligue*) vorüber, welches so dicht war, daß es schien, als könne man nicht mit der flachen Hand zwischen den einzelnen Stämmen eindringen.

„Ah,“ rief der junge Chilene, „dies ist das

*) In der That bildet diese Bambusee, welche eine Höhe von 30 bis 40 Fuß erreicht, nicht selten ein so undurchdringliches Buschwerk, daß man eher eine feste Wand vor sich zu haben glaubt, als ein Stück Pflanzenwuchs. Die gefürchtete Lanze der Araucaner ist aus diesem Rohre gefertigt.

Rohr, aus welchem Ihr Eure berühmten Lanzen verfertigt!"

Der Araucaner schlug mit allen Anzeichen der Bewunderung die Hände zusammen, als habe er jetzt erst die großen silbernen Sporen Benito's erblickt.

„Sennor," sagte er mit entzückter Miene, „nie in meinem Leben habe ich so außerordentlich schöne und kostbare Sporen gesehen, als die Eurigen!"

Benito schwieg jetzt, und nach nicht langer Zeit öffnete sich der Wald und ließ Fruchtfelder, und in einer geringen Entfernung ein ziemlich großes Dorf erblicken.

Die beiden Araucaner erklärten jetzt mit höflichen Worten, daß sie vorausreiten und die Ankunft der geehrten Gäste verkünden wollten, und nachdem sie sich entfernt hatten, sagte José lachend zu seinem Herrn:

„Ich habe in meinem ganzen Leben keinen einfältigeren Burschen getroffen, als diesen Wilden. Er hat mir auf alle meine Fragen nicht eine einzige vernünftige Antwort gegeben."

„Und ich," erwiderte Benito, „habe niemals größere Spitzbuben gesehen, als diese beiden Kerle. Erfahren habe ich bis jetzt nur das Eine,

daß ich nicht ihre Sprache zu lernen brauche, um von ihnen gefoppt zu werden."

Die „berühmte" Lanze sah er jetzt übrigens zum ersten Male, und das zwar an seinen beiden Begleitern selbst, die vor ihm dahin ritten. Sie hing an einem dünnen, bis zur Erde reichenden Lederriemen vom Sattel, und wurde auf dem weichen moosigen Boden des Waldes unbemerkt mit fortgezogen. Als die Indianer das Dorf erreicht hatten, nahmen sie die Waffe auf und führten sie nach Art unserer Lanzenreiter.

Benito sah jetzt, daß fast alle Häuser des Dorfes mit einer Art von Palissadenzaun umgeben waren, und daß man durch ein großes Thor in das Gehöfte gelangte. Das eigentliche, meist aus gebrannten Steinen aufgeführte Wohnhaus stand in der Mitte des eingefriedigten Raumes, und zu beiden Seiten niedere Gebäude, welche zum Theil ebenfalls bewohnt schienen, theilweise aber offenbar Vorrathshäuser oder Scheunen waren. Einfachere und nicht mit einem Zaun umgebene Wohnungen schienen ärmeren Leuten anzugehören, der ersteren waren aber mehrere, und alle diese Häuser lagen in ziemlich weitem Abstande, wohl hundert Schritte weit von einander entfernt. Benito wunderte sich einer=

seits über die Reinlichkeit, welche allenthalben herrschte, und war eben so erstaunt, daß viele größere Häuser mit Glasfenstern versehen waren, am meisten aber fiel ihm auf, daß Niemand seine Ankunft zu bemerken schien, und daß sich keine Neugierigen versammelten, um ihn in Augenschein zu nehmen. Nur einige Male kam es ihm vor, als werde er von einem der kleineren Seitengebäude aus beobachtet.

Er hatte indeß nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen, denn er erblickte jetzt seine beiden früheren Begleiter, welche sich zu beiden Seiten eines Thores aufgestellt hatten, und unter demselben stand ein Mann, der unzweifelhaft ein Häuptling war, welcher ihn erwartete.

Er trug, wie die Anderen, den Poncho und lange weite Beinkleider von Linnen, und sein Haupt war mit einer hohen und spitzen Filzmütze bedeckt, aber sein Poncho war von einem äußerst feinen Gewebe, welches Benito, als Chilene, wohl zu schätzen wußte, und in seinem Gürtel steckte ein kostbares mit Silber und Gold reich verziertes, langes, dolchartiges Messer.

Es ist in Chile sowie überhaupt allenthalben an der Westküste Südamerikas Gebrauch, in kein Haus, keinen Hofraum, keinen Garten und

überhaupt nirgends einzutreten, ja selbst nicht vom Pferde zu steigen, wenn man nicht durch Rufen oder Pochen sich vorher bemerkbar gemacht, und vom Eigenthümer die Erlaubniß hierzu erhalten hat, und diese Sitte wird selbst von den nächsten Anverwandten des Hauses strenge aufrecht erhalten.

Im gegenwärtigen Falle jedoch erschien eine Anfrage überflüssig, denn der Häuptling trat, als Benito herangekommen war, auf ihn zu, lud ihn ein abzusteigen, begann aber nun alsbald ein anderes Ceremoniel, welches nur in Araucanien gebräuchlich, und von welchem Benito zwar gehört hatte, das er aber keineswegs in seiner ganzen Ausdehnung kannte.

Es bestand dies in einer Anzahl von Fragen nach dem Wohlbefinden und guten Stande von Individuen und Gegenständen, an welchen der Gast möglicher-, ja häufig fast unmöglicherweise einiges Interesse haben konnte.

Der Häuptling frug ihn nach seinem eigenen Wohlbefinden, nach dem seiner Eltern, seines Großvaters und seiner Großmutter, seiner Weiber und seiner Kinder!

Benito versetzte, daß seine Eltern längst gestorben, und daß er selbst weder Weiber noch

Kinder besäße, worauf der Häuptling sich würdevoll lächelnd verbeugte und sagte:

„Schön, sehr schön!"

Dann frug er nach dem Befinden seiner Pferde, seiner Hunde, seiner Katzen und nach dem Stande seiner Heerden.

Benito, der jetzt ein wenig zu begreifen begann, erklärte ernsthaft, daß die Gesundheit aller dieser Thiere nicht das Geringste zu wünschen übrig lasse.

„Wie aber," sagte der Häuptling mit besorgter Miene, „wie ist der Bestand Eurer Felder, Eurer Wiesen, Eurer Kleeäcker, wie stehen Eure Obstpflanzungen, Euere Gemüse, Euere Weinberge? Wie stehen jene Euerer Freunde und Verwandten, und wie habt Ihr überhaupt alle Felder und Pflanzungen auf Eurem Wege zu uns gefunden?"

Benito, der sich, wie die meisten jungen Leute, um nichts weniger als um den Stand der Agrikultur gekümmert hatte, erklärte dennoch, wie er zu seiner großen Befriedigung wahrgenommen habe, daß der Stand aller Früchte allenthalben ein äußerst vortrefflicher sei und die ausgezeichnetsten Ernten verspräche, worüber der Häuptling eine außerordentliche Freude bezeigte, dann

aber schweigend und ohne sich zu rühren vor Benito stehen blieb.

Da dieser nun die Personen und Gegenstände erfahren hatte, nach welchen auch er jetzt den Häuptling fragen müßte, so that er dies in derselben Reihenfolge, erhielt die befriedigendsten Antworten, und endlich umarmte ihn der Häuptling zweimal auf äußerst förmliche Weise, und lud ihn ein, seine geringe Wohnung mit seinem Besuche zu beehren.

„Schön," dachte Benito, „wenn Alles hier im Lande auf diese umständliche Weise betrieben wird, so werde ich ein Jahr lang Zeit haben mich umzusehen, und unser Geldgeschäft wird ohne Zweifel nicht vor einigen Monaten in Angriff genommen werden."

Er war daher einigermaßen erstaunt, als der Häuptling, sobald man die Stube betreten hatte, ohne weitere Umschweife sagte:

„Ihr habt das Geld, und ich habe die Quittung, tauschen wir also aus!"

Er überreichte bei diesen Worten Benito eine aller Form entsprechende, trefflich geschriebene und mit der Namensunterschrift verschiedener Häuptlinge versehene Quittung, und diesem blieb nichts

übrig, als sein Geld aus dem Gürtel zu ziehen und aufzuzählen.

Der Häuptling überflog die Summe mit dem Blicke eines gewandten Geschäftsmannes, schob sie schweigend in seine Tasche, und nachdem der junge Officier seine Quittung ebenfalls eingesteckt hatte, war das Geschäft in wirklich überraschender Weise abgemacht, und nachdem Geld und Quittung verschwunden, öffnete sich eine Thür, drei oder vier junge Frauen traten ein, und es wurden nun rasch alle Vorbereitungen zu einem Mahle getroffen.

„Wahrhaftig," dachte Benito, „Alles geht hier wie am Schnürchen, und es will scheinen, als sei Jedem seine Rolle im Voraus zugetheilt, jedoch, wir werden sehen!"

Dem Mahle that der junge Mann übrigens alle Ehre an und fand, daß die Bereitung der Speisen sich kaum in etwas von der in Chile gebräuchlichen unterschied. Auch die Stube, in welcher man sich befand, glich vollkommen jener eines wohlhabenden Landmannes in seinem Vaterlande.

Was die eingetretenen Frauen oder Mädchen betraf, so bedienten sie schweigend und unterwürfig die beiden Männer, welche allein Platz

genommen hatten, und in der That ging wirklich Alles vortrefflich, denn der Häuptling wechselte keinen Blick, viel weniger ein Wort mit einem der dienenden Geister.

Im Uebrigen trank man blos Wasser, und Benito dachte, daß er auf diese Weise kaum im Stande sein werde, irgend Jemand niederzutrinken, um ihm ein Geheimniß zu entlocken.

„Wollt Ihr mich nicht mit Eurer Familie bekannt machen?" sagte er endlich, nachdem das Mahl, wie es den Anschein hatte, beendet war.

Der Häuptling sah seinen Gast mit einem offenbar ungeheuchelten Ausdrucke des Erstaunens an.

„Familie?" sagte er.

„Nun," erwiderte Benito zögernd, „ich meine Eure liebe Frau und die lieben Kinder."

Nach einigen Augenblicken schien der Araucaner zu begreifen. Er stieß einen eigenthümlichen langgezogenen Kehllaut aus.

„Ich habe gegenwärtig," sagte er, „da schlechte Zeiten und Alles theuer, nur fünf Weiber außer denen, welche uns das Essen brachten, und die Kinder, —" er ließ abermals jenen Kehllaut hören, „die Kinder!"

Es kam Benito vor, als unterdrücke sein

Gastfreund gewaltsam ein Lächeln über dieses sonderbare Begehren seines Gastes, indessen fügte er sogleich mit großer Höflichkeit hinzu:

„Wenn es Euch aber gefällig ist, so wollen wir zu unseren jungen Leuten gehen, welche vor Begierde brennen, Euch kennen zu lernen."

Benito erwiderte, daß ihm dies das größte Vergnügen bereiten würde, und folgte dem Häuptlinge, der ihn durch das Dorf und auf den ziemlich nahe gelegenen Wald zuführte.

Es schien das Dorf jetzt nicht mehr so vollkommen menschenleer zu sein, als vorhin beim Einzuge Benito's. Einige Frauen und etliche, wie es schien, alte abgelebte Männer kauerten vor ein paar Häusern, aber Niemand erhob sich, die Vorübergehenden zu begrüßen, nur kam es Benito vor, als blickten die Frauen verstohlen nach ihm hin.

„Es ist doch wenigstens etwas," sagte er zu sich selbst.

Dann suchte er ein Gespräch mit dem Häuptling anzuknüpfen, und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, sagte er:

„In dieser Dorfschaft mögen wohl an fünfzig bis sechzig streitbare Männer vorhanden sein?"

„Hm," versetzte der Häuptling, „es kömmt

vor, daß bisweilen selbst Greise und Knaben fechten, zu anderen Zeiten wieder bedarf man nur weniger Krieger."

Da man eben an einem der letzten Häuser des Dorfes vorüberkam, dessen Hofraum mit hohen und starken Palissaden umgeben war, so blieb Benito einen Augenblick stehen, und indem er auf die derben in die Erde gerammten Pfähle zeigte, bemerkte er:

„Wenn das Dorf angegriffen werden würde, müßte dies ein treffliches Vertheidigungsmittel abgeben."

„Wer wird das Dorf angreifen?" erwiderte sein Begleiter, indem er freundlich lächelnd die Schulter zog und schweigend weiter schritt.

Benito schwieg, einigermaßen verstimmt, ebenfalls.

Der Häuptling hatte ihn mit einem Schwalle einfältiger Fragen empfangen, und mit dem abgeschmacktesten Ceremoniell von der Welt, dann hatte er ihm sein Geld ohne alle Ceremonie abgenommen, und von dort an, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, hatte Benito eigentlich kein einziges Wort von Bedeutung von ihm vernommen, denn bei Tische sprach er von den Speisen,

oder forderte ihn zum Essen auf, und jetzt gab er ausweichende Antworten.

Dann stiegen bei dem jungen Chilenen allerlei Bedenken auf, bezüglich der so ausnehmend sauber geschriebenen Quittung, welche der Häuptling ihm ausgehändigt hatte.

„Sollte der braune Kerl mit seinen knorrigen Fingern solche Buchstaben malen können? Ich brächte es kaum so zusammen," dachte er. „Wir werden indessen sehen. Die jungen Leute, die vor Begierde brennen, mich kennen zu lernen, werden nicht so verstockt sein, wie dieser alte Spitzbube."

Man hatte unterdessen den Wald erreicht und war nach kurzer Zeit wieder an eine fast kreisförmige, freie Stelle gekommen, woselbst sich etwa fünfundzwanzig bis dreißig Männer versammelt hatten.

Benito begriff, daß dies die „jungen Leute" seien, welche seine Bekanntschaft machen wollten, gleichzeitig sah er, daß man beabsichtige, ein Zechgelag zu halten, und daß, wie es den Anschein hatte, jene offenbar durch die Kunst erweiterte Waldlichtung nicht selten zu dergleichen benutzt wurde.

Verschiedene große, vasenähnliche Gefäße von

gebranntem Thon, wie solche auch in Chile zur Aufbewahrung des Weines benutzt werden, standen ringsumher vertheilt, und die Männer hatten sich bereits gruppenartig um dieselben gelagert, und auch seinen José sah er unter denselben und glaubte zu bemerken, daß sich derselbe offenbar in der heitersten Laune befand.

Als aber der Häuptling mit seinem Gaste erschien, erhoben sich Alle und grüßten höflich, wenngleich nicht besonders unterwürfig, und während hierauf das bereits begonnene Fest seinen weiteren Fortgang nahm, führte der Häuptling Benito zu einem Steinsitze, offenbar zu einer Art von Ehrenplatze, wo selbst sich bereits der Araucaner befand, welcher ihn des Morgens im Walde empfangen hatte.

„Immer einzig und allein diese beiden langweiligen Menschen," sagte Benito zu sich selbst; als er aber sah, daß auch sein Diener sich in der Gesellschaft seines Begleiters von heute Morgen befand, dachte er, daß ohne Zweifel Keiner der Anderen der spanischen Sprache mächtig sei, und gab sich zufrieden. Bald fand er auch, daß seine Vermuthung ihn nicht getäuscht hatte, denn als er die Runde unter den auf der Erde Gelagerten machte, und mehrere derselben ansprach,

zogen jene entweder schweigend die Schulter, oder sie stießen sonderbare, ihm vollständig unverständliche Kehllaute aus. Er begab sich daher, nachdem er José ermahnt hatte, nicht zu viel zu trinken, wieder zu seinem Sitze zurück und war froh, wenigstens zwei Menschen zu haben, mit welchen er sprechen konnte.

Was das Getränk betraf, welches sich in den Thongefäßen befand, so kam dasselbe Benito anfänglich außerordentlich leicht vor, fast dem Wasser ähnlich, dann fand er es äußerst wohlschmeckend, und endlich glaubte er zu bemerken, daß kein anderer Wein ihn jemals so heiter gestimmt als dieser Aepfelwein, die Chicha.

Er fand übrigens, daß die Vorsicht, sich nicht betrunken machen zu lassen, ganz überflüssig war, denn Niemand trank ihm zu. Der Häuptling füllte einfach das zierlich geschnitzte, hölzerne Trinkgefäß Benito's, so oft er es geleert hatte, das war Alles, und auch unter den übrigen Zechenden kam, so viel er bemerken konnte, nichts vor, was dem anderwärts gebräuchlichen Zutrinken ähnlich war, ja selbst die Libationen, welche, wie man ihm gesagt hatte, die Indianer dem guten Geiste bringen sollten, konnte er nicht wahrnehmen.

Daß die jungen Leute, welche so große Sehnsucht trugen, ihn kennen zu lernen, jetzt sich nicht im mindesten um ihn zu kümmern schienen, erschien ihm nicht besonderes auffällig. Wahrscheinlich wollten sie ihn einfach sehen, dann sprachen sie ja seine Sprache nicht, und überdies bestand die überwiegende Mehrzahl dieser sogenannten jungen Leute aus Individuen, welche wenigstens noch einmal so alt waren als er selbst.

Er bedurfte auch dieser auf dem Boden liegenden Wilden gar nicht, denn er befand sich trefflich in der Gesellschaft seiner zwei alten Freunde, der Häuptlinge, denen er jetzt zutrank, und welche bereitwillig eingingen auf seine stets wachsende Heiterkeit.

Wie hatte er sich in den Beiden geirrt!

Kaum gab es fidelere Bursche, und sie waren jetzt, wahrscheinlich in Folge der Chicha, äußerst gesprächig geworden, so daß es ihm bisweilen vorkam, als befände er sich zu Valparaiso in der Kaserne bei seinen Freunden und Kameraden, und in der That sprach man auch vorzugsweise von den Dingen, welche jene interessirten.

Von der Stärke der Regimenter zum Beispiel und von der Vertheilung derselben im Lande.

Von der bevorstehenden Präsidentenwahl und von der höchst wahrscheinlich bei derselben stattfindenden Emeute, da Soldaten einen General und nicht, wie die Bürger, einen Advocaten haben wollten, und Benito fand nichts natürlicher, als daß seine Freunde, die Häuptlinge, ganz der Ansicht der Soldaten beipflichteten. Es waren ja selbst Krieger.

Als Benito am andern Morgen erwachte und sich auf einem fremden Lager und in einem ihm vollkommen unbekannten Gemache fand, besann er sich einige Augenblicke, kam indessen, da er eben kein Neuling mehr in dergleichen war, dem Grunde der Sache bald auf die Spur.

Weniger klar war ihm indessen der Zustand, in welchem er sich gegenwärtig befand, das heißt, er wußte nicht, ob er das allein hatte, für was es in seiner Muttersprache keinen Namen gab, obgleich es ihm so gut wie seinen Landsleuten bekannt war, oder ob er neben diesem, von uns Deutschen Katzenjammer genannten Dinge, nicht auch noch ein klein wenig betrunken sei.

Er kleidete sich an, und da er zu Hause Niemand traf, ging er auf die Straße, pfeifend, beide Hände in den Taschen seiner Beinkleider bergend, und seine Mütze auf's linke Ohr gedrückt.

Wieder war, mit Ausnahme einiger Frauen, Niemand auf der Straße zu sehen, und das Dorf schien wie ausgestorben.

„Entweder liegen die Bursche, die ich gestern zechen sah, noch alle auf der faulen Haut, oder sie sind nur hierherberufen worden, um Parade zu machen," dachte Benito, „es ist mir aber gleichgiltig! Den alten Häuptling habe ich gestern hinlänglich angeschwindelt, ganz unbedingt giebt er mir die Erlaubniß, das Land zu durchreisen, und dann werde ich das und andere Dinge erfahren."

Hierauf fiel ihm ein Theil dessen bei, was er gestern mit dem Häuptlinge besprochen hatte, und endlich so ziemlich Alles. Er hatte ihm unter Anderem gesagt, daß er sich ein wenig in Araucanien umsehen wolle. Zwar war ihm jenes Antwort nicht vollkommen klar erinnerlich, doch glaubte er, daß er heute, wenn er seinen Wunsch wiederholen würde, sicher keine abschlägige Antwort bekäme. Der Häuptling war ein fideler Kerl! Dann erinnerte er sich an die Schilderungen, welche er vom Stande der chilenischen Armee und von anderen Dingen gemacht hatte. Freilich hätte da Manches unterbleiben können, aber — er schlug es sich aus dem Sinn, brach

sich einen kleinen Zweig von einem Strauche, und schritt mit demselben umherfuchtelnd, wieder fürbaß.

Plötzlich hörte er, als er eben an einem kleinen und nicht mit Palissaden umgebenen Hause vorüberging, eine rauhe, scheltende Stimme und dazwischen Weinen und Wehklagen, und kurz darauf kam ein indianisches Mädchen schluchzend aus der Thür, welche heftig hinter ihr zugeschlagen wurde, und setzte sich auf eine Bank vor dem Hause, indem sie ihr Antlitz in beide Hände barg.

„Jetzt sehe ich doch wenigstens etwas Lebendes in dem Neste,“ dachte Benito, indem er auf das Mädchen zuging und vor ihm stehen blieb.

„He!“ sagte er, indem er sie mit dem Zweige, welchen er in der Hand trug, berührte, „was giebt's, warum weinst Du?“ Gleichzeitig aber lächelte er über sich selbst. „Sie versteht Dich ja nicht,“ dachte er; zu seiner großen Verwunderung aber blickte das Mädchen jetzt zu ihm auf und sagte in ziemlich gutem Spanisch:

„Ich weine, weil mich mein Vater geschlagen hat.“

Die Verwunderung Benito's steigerte sich jetzt noch, als er sich die Gesichtszüge der zu ihm

Aufblickenden näher betrachtete. Trotz des unverkennbaren Typus ihrer Race, waren sie nichts weniger als unschön, und eben das Fremdartige machte auf ihn einen gewissen wohlgefälligen Eindruck.

„Warum hat Dich Dein Vater denn geschlagen?" sagte er nun.

„Weil er betrunken ist," versetzte sie, „er macht es immer so, wenn das der Fall ist."

„Da mußt Du heirathen!" rief Benito, übermüthig scherzend. Aber das Mädchen erwiderte ernsthaft:

„Das bleibt sich gleich, denn dann schlägt mich mein Mann."

„Oh," sagte Benito in einem Anfalle von Artigkeit und indem er die Kleine am Kinn faßte, „wenn ich Dein Mann wäre, ich würde Dich gewiß nicht schlagen."

„So kaufe mich!"

Sie sah ihn bei diesen einfachen Worten so ernsthaft an, daß der junge Mann sicher war, sie scherze nicht. „Kaufe mich!!" Sie machten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn, diese Worte. Allerdings war ihm bekannt, daß die Indianer ihre Weiber von deren Eltern oder nächsten Anverwandten kaufen, aber dieser sonderbare Ge-

brauch war ihm so unerwartet und rasch nahegetreten, daß er ihn fast erschreckte. Dann blickte er auf das Mädchen, und es kam ihm vor, als ruhten ihre großen dunklen Augen mit einem flehenden, wehmüthigen Ausdrucke auf ihm.

„Que disparate!“ (welche Tollheit) sagte er dann halblaut.

Aber der junge Mann stand, wie wir wissen, stets unter der Herrschaft einer großen Dosis Leichtsinn, dann im gegenwärtigen Augenblicke noch unter dem Einflusse eigenthümlicher Gefühle, und endlich die großen, allerlei Dinge sprechenden Augen! Obgleich es ihm selbst einigermaßen einfältig vorkam, sagte er dennoch:

„Was kostest Du denn — beiläufig?“

„Frage meinen Vater,“ versetzte sie.

„Es ist ganz so wie bei uns,“ dachte Benito, „sprechen Sie mit meinem Vater!“

Indessen folgte er jetzt dem Mädchen in's Haus, und traf dort einen ziemlich bejahrten, finster drein blickenden Mann, welchen er sich erinnerte, gestern unter den sogenannten jungen Leuten gesehen zu haben, und der ihn jetzt mit einer fast drohenden Miene musterte.

Aber alle Falten seiner Stirn glätteten sich sogleich, nachdem ihm seine Tochter einige Worte

in ihrer Sprache gesagt hatte, und das Geschäft wurde jetzt mit einer so rapiden Schnelle in Angriff genommen, daß Benito weder Zeit zum Rücktritte, noch zum Ueberlegen geboten wurde. Er kaufte Tupa, denn jetzt erfuhr er den Namen des Mädchens, um drei Brendas, welches dort im Lande die Phantasiemünze ist, um welche man Frauen kauft und verkauft.

Eine Brenda besteht aus einer gewissen Anzahl von Pferden, Rindern, Schafen und wohl auch anderen Gegenständen, und da Benito nichts dergleichen mit sich führte, so schloß er einen Scheinkauf mit Tupa's Vater, indem er ihm für seine silbernen Sporen, welche schon seinem ersten Begleiter so wohl gefallen hatten, und für sechs Goldunzen eine ziemliche Anzahl Pferde und Rinder abkaufte, welche er natürlich nicht zu Gesichte bekam, und aus welchen der alte Indianer die bedungenen drei Brendas formte.

„Ich habe Euch billig behandelt," sagte dieser, „sehr billig, und einem Andern hätte ich für dieses Geld nicht die Hälfte dieses trefflichen und wohlgenährten Viehes gegeben, aber was wollte ich machen? Man handelt unter Verwandten nicht allzu genau!"

Dann erschienen, herbeigerufen durch einen kleinen Jungen, der in einem Winkel der Hütte gekauert hatte, drei andere, Tupa's Vater äußerst ähnliche Persönlichkeiten, ohne Zweifel um als Zeugen bei der festlichen Handlung zu figuriren, und nachdem der Kostenpunkt beendigt war, erfuhr Benito noch drei weitere Bedingungen, gewissermaßen aufgestellt zu Schutz und Schirm der Fräulein Braut.

Benito war erstlich verpflichtet, seine Erkaufte täglich mit einer gewissen Menge von Speisen zu versehen, so und so viel an Brot, Fett und Fleisch, dann mußte er ihr die nöthigen Kleidungsstücke kaufen, und endlich mußte er sich anheischig machen, die Begräbnißkosten für dieselbe zu zahlen, im Falle sie nachweisbar in Folge eines von ihm erhaltenen Schlages sterben würde.

Der junge Mann war höchlich über diesen letzten Punkt erstaunt, und erfuhr erst später, daß derselbe nicht selten Anstoß zu bedeutenden Streitigkeiten unter den Indianern giebt.

Nachdem er hierauf Tupa's Vater noch einige Kleidungsstücke derselben (nach Artikel 2 des Ehevertrags) und ein Pferd abgekauft hatte, führte ihn der Alte auf die Straße, umarmte ihn daselbst auf eine feierliche Weise, und entließ

ihn dann mit vielen und äußerst höflichen Verbeugungen.

Benito schlug jetzt mechanisch und gefolgt von Tupa, welche ihr Pferd führte und ihr Bündel in der Hand trug, den Weg zum Hause des Häuptlings ein, der ihn aufgenommen hatte, und es kam ihm vor, als beginne neben dem physischen Katzenjammer auch noch ein bedeutender moralischer im Anzuge zu sein.

Er tröstete sich indessen, so gut es anging.

„Es scheint ein gutes Ding zu sein, diese Tupa," sagte er zu sich, „und es ist gewissermaßen eine edle Handlung, die ich begangen habe, indem ich sie aus der Gewalt des groben Alten befreit habe."

Eine Stunde später befand sich Benito auf dem Wege nach Chile, von wo er gekommen war, und das zwar auf denselben reizenden Waldpfaden, welche er gestern durchritten, und auf gleiche Weise begleitet von seinem Diener und den beiden Araucanern, die ihn empfangen hatten.

Die einzige Veränderung war, daß Tupa, mit demüthiger Miene auf ihrem Pferde sitzend, den vier Männern folgte.

Die Ereignisse und Eröffnungen, welche diese rasche Abreise bedingten, waren aber folgende.

Als Benito den Hofraum vor des Häuptlings Haus betrat, empfingen ihn die beiden Araucaner und sprachen das tiefste Bedauern des Hausherrn aus, daß derselbe, abgerufen durch wichtige Geschäfte, sich nicht persönlich von seinem Gaste verabschieden könne. Hierauf führten sie ihn in das Haus, woselbst ein dem gestrigen ähnliches Mahl bereit stand, und nach dessen Beendigung erklärten die beiden Vertreter des Häuptlings, daß der Schmerz, welchen sie über die Trennung von Benito empfänden, nur gemildert würde durch den Gedanken, daß es ihnen vergönnt sei, ihn bis zur Grenze zu begleiten, so wie sie ihn gestern empfangen hätten, und eben so dadurch, daß die gestern ausgesprochene Absicht und der Wunsch ihres Gastes so ganz genau mit ihren Gebräuchen und Gesetzen zusammenstimme.

„Grenze?“ versetzte Benito, „Grenze? Ich äußerte den Wunsch, Euer Land zu bereisen und tiefer in dasselbe eindringen zu dürfen.“

Die Araucaner lächelten, aber dieses Lächeln drückte Unglauben aus:

„Der Wein verwischt das Andenken unserer Worte,“ sagte der Eine derselben, der Andere aber fügte hinzu:

„Und wie gesagt, wir waren erfreut, daß

Ihr gestern selbst den lebhaften Wunsch äußertet, heute zurückzukehren, da unsere Gesetze, ohne eine vorhergegangene Abstimmung aller unserer Häuptlinge, keinem Fremden erlauben, länger als vierundzwanzig Stunden in unserem Lande zu verweilen."

Benito war fest überzeugt, jenen Wunsch nicht ausgesprochen zu haben, und eben so war ihm wohl bekannt, daß einzelne Reisende längere Zeit sich in Araucanien aufgehalten und ziemlich tief in's Land eingedrungen waren, einfach auf die Erlaubniß eines einzigen Häuptlings hin. Auf der andern Seite aber war der Ton, in welchem der Auraucaner mit ihm gesprochen, trotz seiner Höflichkeit dennoch so bestimmt, daß Benito begriff, daß an ein längeres Bleiben nicht zu denken sei.

Er fügte sich deshalb in das Unvermeidliche — und dies war der Grund, warum wir ihm auf der Heimreise begegnet sind.

Er sprach kein Wort auf diesem Ritte bis zur Grenze, und seine beiden Begleiter oder Wächter ehrten sein Schweigen, indem sie ebenfalls keinen Laut von sich gaben, aber mit unverwüstlich freundlicher Miene stets gleichen Schritt mit ihm hielten.

Ohnweit der verhängnißvollen Grenz-Araucaria stiegen sie von ihren Pferden, verbeugten sich tief, so tief, daß Benito die Röthe des Zornes im Antlitze aufstieg, und nach einigen über alle Maßen höflichen Worten waren sie verschwunden, wie sie gekommen.

„Die beiden Schurken stecken in irgend einem Dickicht und lauern, ob Du wirklich gehst," murmelte Benito grimmig, „aber sie sollen das Vergnügen nicht haben, mich umblicken zu sehen."

Eine Reihe der unmuthigsten Gedanken stiegen jetzt in dem jungen Mann auf, als er weiter ritt.

„Suchen Sie weiter vorzubringen," hatte sein Oberst gesagt, „durchforschen Sie das Dickicht jener Wälder und die verborgenen Schluchten."

Dann sollte er einem Scheingefecht beiwohnen, und den Gebrauch der berühmten Lanze kennen lernen!

Ein dumpfer Fluch entfuhr ihm bei diesem Gedanken. Er hatte nur flüchtig zwei jener Lanzen gesehen, und nicht einmal eine derselben berührt. Was die Durchforschung der Wälder betraf, so war der Weg, welchen er eben verlassen, das Einzige, was er gesehen hatte, und hinsichtlich des Auftrages, daß er die Indianer niedertrinken

sollte, um ihnen wichtige Geheimnisse zu entlocken, so hatte man ihn selbst betrunken gemacht, und wenn er auch nicht eben wichtige Geheimnisse verrathen hatte, so war doch seine unvorsichtige Aeußerung, daß er das Land bereisen wolle, zuverlässig die Ursache, daß man ihn heute schon, und ohne besondere Umstände zu machen, heimgeschickt hatte.

Er dachte jetzt an die Frauen der Araucaner, bei welchen er den Liebenswürdigen, und gleichzeitig den Diplomaten zu spielen sich vorgenommen hatte, aber in diesem Augenblicke sagte José, welcher bisher stumm neben seinem Herrn hergeritten war:

„Bleibt das da bei uns?“

Er zeigte bei diesen Worten mit dem Daumen seiner Rechten nach Tupa, welche ihnen gefolgt war, und welche die beiden Araucaner, seine Begleiter, vollständig zu ignoriren schienen, während er selbst kaum mehr an sie gedacht hatte. Jetzt indessen hielt er sein Pferd an mit dem Vorsatze, sie sogleich zurückzuschicken, aber Tupa, als sie bemerkte, daß er seine Blicke nach ihr gewendet, war mit zwei Sätzen ihres Pferdes bei ihm und eben so rasch auf der Erde, dann zog sie unter den Decken ihres Sattels ein Paar

silberne Sporen hervor, welche denen, die Benito ihrem Vater hatte geben müssen, wenig an Größe*) nachgaben und von vortrefflicher Arbeit schienen, und befestigte sie mit großer Gewandtheit rasch an Benito's Füße.

„Mädchen, was treibst Du da, wem gehören diese Sporen?" rief der junge Mann höchlich erstaunt.

„Sie gehören Dir," sagte Tupa, „denn da Du meinem Vater die Deinigen hast geben müssen, so habe ich die seinigen mitgenommen. Wie kann ein Krieger ohne Sporen sein!"

„Du hast sie gestohlen?"

„Freilich," versetzte Tupa, freundlich lächelnd, „freilich, und da Du jetzt mein Herr bist, werde ich Alles stehlen, was Du wünschest oder bedarfst."

Es kam Benito, der trotz seines Leichtsinnes ein guter Kerl war, vor, als könne er in diesem Augenblicke unmöglich das Mädchen zurückschicken. Dieses offenbare, wenngleich etwas eigenthümliche Zeichen ihrer Zuneigung rührte ihn, und dann

---

*) Die Araucaner sowohl als die Chilenen tragen Sporen, welche nicht selten eine fabelhafte Größe haben. Ich besitze solche von Eisen, die über sechs Pfund wiegen und deren Räder sieben Zoll im Durchmesser haben. Nicht viel kleinere von Silber kommen häufig vor.

— wie würde sie der Alte behandeln, wenn er den Verlust seiner Sporen bereits bemerkt hätte! Er sagte indessen: „Weißt Du denn nicht, daß man nicht stehlen darf?“

„Oh,“ rief Tupa, „man darf auch nicht betrügen, aber dennoch hat Dich mein Vater betrogen, denn ich bin nicht einmal so viel werth als Deine Sporen und Du mußtest ihm noch Gold dazu geben.“

José, der ohne Zweifel den Stand der Dinge bereits begriffen hatte, und dem die Philosophie Tupa's vollkommen einleuchtete, sagte jetzt:

„Das kleine braune Ding scheint mir die einzige brave Person unter diesen Halunken da drüben zu sein. Laßt sie mitlaufen, Sennor, wer weiß, wie wir sie brauchen können.“

„Ich kann sie aber doch wahrhaftig nicht nach Valparaiso mitnehmen,“ sagte Benito unschlüssig.

José machte ein pfiffiges Gesicht.

„Die Sennorita Francisca!“ sagte er, „das hat aber nichts auf sich. Ich bringe sie in die Stadt und werde dort für sie sorgen, keine Seele soll etwas merken.“

Tupa aber, welche wohl nur einen Theil von dem errieth, um was es sich handelte, sagte mit Thränen in den Augen:

„Oh, verkaufe mich nicht gleich wieder, wenn Du in Dein Haus zurückkommst. Ich will die Dienerin aller Deiner übrigen Frauen sein.“

Einige Minuten später ritt Tupa nicht mehr hinter den beiden Männern, sondern in ihrer Mitte, und Benito dachte: „Wenn ich durch meine Liebenswürdigkeit nicht im Stande war, von den araucanischen Damen merkwürdige Staatsgeheimnisse zu erfahren, so rentiren sich vielleicht die sechs Goldunzen, welche ich für dieses kleine Geschöpf gegeben habe. Wir werden sehen!“

Er erfuhr allerdings Einiges, in der That aber nicht viel von Bedeutung. Was zuerst die Sprache betrifft, so erzählte ihm Tupa, daß in den ohnweit der Grenze liegenden Dörfern der Araucaner Jedermann spanisch spräche, und er begriff, daß die Häuptlinge ihren Leuten einfach den Befehl gegeben hatten, sich der Sprache unkundig zu stellen, um allen Verkehr mit ihm, dem Fremden, abzuschneiden. Ferner erfuhr er, daß seine Begleiter ebenfalls angesehene Häuptlinge gewesen wären, so gut und in gleichem Range wie sein Gastfreund. Aber sie hatten sich in ihre Rollen getheilt, um ihn selbst immer in zuverlässigen Händen zu haben. Was das Zechgelag betraf so sagte Tupa, daß man es im

Nothfalle auf drei Tage und wohl länger ausgedehnt haben würde, um von Benito und seinem Diener vielleicht etwas Ersprießliches zu erfahren.

Der liebenswürdige Vater Tupa's aber, der, nachdem man Benito und José bereits vollständig betrunken nach Hause gebracht, noch bis zum Morgen gezecht hatte, hatte zu Tupa gesagt: „Die beiden Fremden tranken wie kleine Kinder, und schwatzten wie alte Weiber," und dann hatte er hinzugefügt: was man übrigens von ihnen erfahren habe, seien alte Geschichten gewesen, Dinge, nicht der Mühe und Kosten des Gelages werth, welche man längst besser gekannt habe, als die beiden Thoren selbst.

Von der Art der Kriegführung hingegen, von jener die Lanze zu führen, und von der Beschaffenheit des Landes, wußte Tupa nichts. Sie hatte freilich häufig das Land durchstreift, konnte Pfade finden und einer Fährte tagelang folgen, von dem aber, was Benito in strategischer Hinsicht wichtig war, hatte sie keine Ahnung, und einer kriegerischen Uebung hatte sie niemals beigewohnt.

Es war klar, man hielt absichtlich und mit Strenge die Frauen ferne von solchen Dingen, und das war zuverlässig der Grund, warum man

das junge Mädchen so vollkommen ungehindert mit ihm ziehen ließ.

Im Uebrigen sah, und das zwar zu seiner großen Beruhigung, Benito ein, daß er sich keine Frau nach den Begriffen seines Vaterlandes gekauft habe, sondern blos eine Dienerin, mit welcher er freilich nicht recht wußte, was er in der Zukunft beginnen sollte, für welche aber Sorge zu tragen er sich vornahm.

Benito übereilte sich nicht auf der Heimreise, da ihm jeder Tag Verzögerung ein Gewinn schien, und er wenigstens auf so lange das Auslachen hinausgeschoben hatte, welches er nicht ohne Grund befürchtete. Auf der andern Seite aber trug Tupa vielleicht ein wenig dazu bei, daß er sich auf der Reise nicht langweilte, und er war gewiß, nie in seinem Leben ein weibliches Geschöpf getroffen zu haben, welches natürlicher, gutmüthiger und zugleich unterwürfiger und ihm ergebener war, als eben diese kleine, braune Tupa, obgleich ihm selbst nicht vollkommen klar war, ob das Wohlgefallen, welches er an ihr fand, eine wirkliche Neigung sei.

Er hatte auch in der That, je mehr man sich Valparaiso näherte, weniger Zeit, hierüber Betrachtungen anzustellen, und endlich, nachdem

man der Stadt bis auf einige Leguas nahe gekommen war, und José mit Tupa ihn verlassen hatte, um, seinem Versprechen gemäß, die letzte unbemerkt einzuschmuggeln, wuchsen seine Bedenken auf höchst unerquickliche Weise.

Was würde der Oberst sagen, der solches Vertrauen in ihn gesetzt hatte?

Was seine Kameraden, die ihn selbst dieses Vertrauens halber beneidet hatten, wußten sie gleichwohl den Zweck seiner Sendung nicht.

Eine Unwahrheit durfte er nicht sagen, denn die Wahrheit konnte leicht an den Tag kommen. Aber wie diese bemänteln, ohne sich allzu sehr bloßzustellen, oder lächerlich zu machen?

Mit der Sennorita Francisca hoffte er leichter fertig zu werden. Hinsichtlich Tupa's verließ er sich vorläufig auf José, betreffs seiner Sendung aber wollte er die „Dienstpflicht" vorschützen und den Geheimnißvollen spielen.

Es kam aber, ähnlich wie es in Araucanien gekommen war, ganz anders, als er vermuthete.

Als er am anderen Tage sich bei seinem Obersten meldete, und ihm hierauf die von dem Häuptling ausgestellte Quittung überreichte, schien es fast, als besänne sich dieser einen Augenblick, was dies zu bedeuten habe, dann aber sagte er:

„Ah! schön, schön! Es ist gut, daß Sie wieder hier sind, sehr gut!"

Er legte hierauf die Quittung nachlässig bei Seite, und während er dann den jungen Mann einige Augenblicke ansah, kam es diesem fast vor, als denke er an ganz andere Dinge. Benito fand es nicht für nöthig, diesen Ideengang zu unterbrechen, und der Oberst sagte jetzt:

„Adieu, lieber Laveaga, Adieu, auf Wiedersehen!"

„Zuverlässig," dachte Benito, als er sich wieder auf der Straße befand, „zuverlässig werde ich ihn wiedersehen, und es soll mir außerordentlich lieb sein, wenn er dann Alles noch so schön und gut findet wie heute."

Als er aber hierauf einigen Kameraden begegnete, riefen diese:

„Ah, hier ist Benito! Das ist famos, daß Du hier bist, ausgezeichnet!"

Andere sagten ihm, daß er ein Kerl sei, auf den man sich verlassen könne, und wieder Andere drückten ihm schweigend, aber mit vielsagenden Blicken die Hand.

Des Zweckes seiner Reise erwähnte Niemand, und Niemand wunderte sich, daß er so rasch zurückgekehrt.

„Was ist denn los?" sagte Benito, und seine Kameraden erwiderten, daß er auch in diesem Stücke ein ausgezeichneter Bursche sei, und ein Schlaukopf, der sich den Anschein gebe, als sei er unwissend wie ein neugeborenes Kind.

Benito gab sich Mühe, schlau und zustimmend zu lächeln, und ging guten Muthes zu Francisca, allein dort fand gerade das Gegentheil statt von allem dem, was ihm bisher begegnet war.

Die Sennorita war über seine unverhoffte Zurückkunft außerordentlich erstaunt, ja, wie es ihm vorkam, fast mehr erstaunt als erfreut, und hierauf begann sie ihn mit einer Anzahl von Fragen zu bestürmen, die ihn in Verlegenheit setzten und endlich fast zur Verzweiflung brachten.

Als er, wie er sich vorgenommen hatte, von der Dienstpflicht sprach, fragte ihn Francisca, ob er sie nicht höher stelle, als solche langweilige Dinge, und als er hierauf zu scherzen versuchte, begann die Sennorita zu maulen.

Endlich wurde indessen der Friede dadurch hergestellt, daß Benito sich eine Frist von vierzehn Tagen ausbat, nach Verlauf welcher er Francisca die merkwürdigsten Enthüllungen zu machen versprach; trotz der großen Neugierde, welche die junge Dame gezeigt hatte, war sie ihm

dennoch bei diesem Wiedersehen liebenswürdiger vorgekommen als je. Da er indessen nichtsdestoweniger nach Tupa sehen mußte, welche José in einem bescheidenen Häuschen auf der Cerro de carretas untergebracht hatte, einem der Hügel hinter der eigentlichen Stadt, welcher meist von den alleranspruchslosesten Leuten bewohnt wird, so begab er sich dorthin, indem er unterwegs bei sich überlegte, ob er die Rolle eines Beschützers, oder die eines Vaters bei der jungen Indianerin spielen solle.

Er gestand sich indessen, als er Tupa später verließ, daß beide Rollen ziemlich schwierig durchzuführen sein dürften, denn das junge Mädchen war ihm mit ungeheuchelter Freude entgegengekommen, daß er nur mit Mühe Vergleichungen niederkämpfen konnte zwischen ihr, und der reichen Sennorita.

Als er einige Tage darauf Francisca besuchte, kam ihm diese mit solch' außerordentlicher Liebenswürdigkeit entgegen, daß Benito anfänglich fast stutzte, dann aber in ein schwärmerisches Entzücken versetzt wurde, und sie endlich nach stürmischen Liebesbetheuerungen um ihre Hand bat.

Die Sennorita war ein Wesen, welches mit

trefflichen und eben so seltenen Eigenschaften begabt war.

Da wir uns vorgenommen haben, nie mehr das Aeußere einer hübschen Frau zu schildern, so gehen wir sogleich zu den übrigen Vorzügen Francisca's über und sagen, daß sie eine vater- und mutterlose Waise war, ein beträchtliches Vermögen besaß, und nebenher mehrere bejahrte Verwandte, gegen welche sie keine weiteren Verpflichtungen hatte, als sie über kurz oder lang zu beerben.

Es ging aber ersichtlich eine merkwürdige Veränderung mit Francisca vor, als Benito seine Anträge vorgebracht hatte.

Zuerst blickte sie ihn ernst an, dann brach sie in Thränen aus, und hierauf überhäufte sie ihn mit Vorwürfen.

„Sie lieben mich also?" rief sie, „Sie lieben mich oder haben wenigstens die Keckheit, mir dies zu sagen, ja selbst um meine Hand zu bitten, und betreiben zu gleicher Zeit hinter meinem Rücken die abscheulichsten Intriguen."

Benito erschrak auf den Tod, aber Francisca rief, obgleich er kein Wort gesprochen hatte, mit Heftigkeit:

„Schweigen Sie! Ich weiß, was Sie sagen

wollen. Ich weiß auch den Zweck Ihrer geheimnißvollen Reise, alle Welt weiß ihn, und ich bin dadurch zum Gespött geworden bei allen meinen Freundinnen und Bekannten, und was noch mehr ist, bei denen, die mich hassen! Und mit welcher Frechheit gingen und kamen Sie! Sie sprachen von einem halben Jahre, nach welcher Zeit Sie wiederkehren und etwas mit sich bringen würden, was mir unendliches Vergnügen bereiten dürfte, und Sie kommen nach einigen Wochen zurück, und bringen eine kleine, alte, abscheuliche Indianerin mit sich, ein braunes, häßliches, unreinliches Wesen, einen Affen, und dieses verächtliche Geschöpf ist nun meine Nebenbuhlerin geworden."

Häufig folgt auf ein heftiges Unwetter bald wieder ein versöhnender Sonnenstrahl, als aber Benito endlich die Sennorita Francisca verließ, schien der Himmel stets noch mit drohendem Gewölke bezogen, und mit Noth und Mühe hatte er die Erlaubniß erhalten, sie wieder besuchen zu dürfen, wenn sie die Gewißheit habe, daß er „das Geschöpf" entfernt hätte.

Als er einige Stunden später zu Tupa kam, warf sich diese wehklagend vor ihm auf die Erde:

„O, schlage mich, wenn ich gefehlt habe, aber

verstoße mich nicht, verkaufe mich nicht, laß mich nicht von Dir!“

Er stieß sie von sich:

„Närrin! Wir sind keine Wilden, die Handel treiben mit Frauen, aber Du mußt fort! Ich will Dich nie mehr wiedersehen. Seit ich Dich zum ersten Male erblickte, begann mein Unglück!“

Er mochte wohl fühlen, daß er ihr unrecht that, aber Francisca! Indessen gab er José den Auftrag, Tupa an einen andern Ort zu bringen und für sie zu sorgen, bis sie auf irgend eine Art gänzlich zu entfernen wäre. Den Ort ihres Aufenthaltes wolle er nicht wissen.

Schon nach einigen Tagen hatte er Gelegenheit zu bemerken, daß Francisca gute Späher haben mußte, denn als er schüchtern bei ihr erschien, sagte sie:

„Ich bin zufrieden mit Ihnen, Sennor Laveaga. Wir werden weiter sehen!“

Trotzdem daß Benito, wie wir gesehen haben, mit Herzensangelegenheiten bedeutend beschäftigt war, nahmen ihn dennoch andere Dinge ebenfalls stark in Anspruch, und er hatte gleichzeitig erfahren, was die Ursache des eigenthümlichen Empfanges war, der ihm von Seite seines Obersten

und seiner Kameraden zu Theil geworden, als er von Araucanien zurückkehrte.

Valparaiso, die Hafenstadt von Santjago, der Hauptstadt Chiles, war zur Zeit, als die ersten Spanier die Küste betraten, ein armseliges Fischerdorf. Gegenwärtig, und wohl schon seit Decennien, hat sie in vielen Beziehungen eine größere Bedeutung als Santjago selbst, und ist unbedingt einer der wichtigsten Häfen der Westküste.

Auf einem schmalen Streifen Landes, vor welchem der große, sichere und nur den Nordwinden etwas zugängliche Hafen sich ausdehnt, und hinter welchem eine Reihe kahler und wenig Vegetation bietender Hügel ansteigen, hatten jene armen Fischer ihre ärmlichen Hütten erbaut. Jetzt prangen dort stolze, palastähnliche Häuser, welche die Speculation wieder aufbaut, wenn ein Erdbeben sie zerstört hat, und diese Gebäude erstrecken sich bis in die Almendrale, eine ziemlich große, nördlich von der alten Stadt gelegene Ebene, und bilden dort eine große und prachtvolle Neustadt, während die kahlen Hügel, die sie umgürten, mit reizenden Villen bedeckt sind, und die Quebradas, die Schluchten, welche die Hügel durchfurchen, an ihren Abhängen be=

scheidenere Wohnungen zeigen, großentheils von Unbemittelten oder Armen bewohnt.

Von der Höhe jener Hügel aus blickt Ihr auf das große, unendliche Meer, das die Folie des Landes Euch noch größer, noch unendlicher erscheinen läßt, und wendet Ihr jetzt Eure Blicke auf dieses Land selbst, so seht Ihr, während Ihr auf unfruchtbarem und sterilem Boden steht, Chile sich vor Euren Augen entfalten, Chile mit seinen goldenen Fruchtfeldern, mit seinen grünenden Wäldern, seinen Dörfern und Haciendén, mit seinen kleinen Landseen in Mitte tiefgrüner Triften, ähnlich funkelnden Juwelen auf glänzendem Sammet, mit seinen vereinzelt stehenden schlanken Palmen, die, wenngleich spärlich vorkommend, Euch doch die Vegetation der Tropen ahnen lassen, wenn Ihr sie noch nicht kennt, oder im andern Falle Euch reizende Erinnerungen in's Gedächtniß zurückrufen, und endlich mit seiner Cordillera, der erhabenen Kette der Anden, deren Größe Ihr kaum ahnen könnt, und die, wenn Ihr sie vielleicht später zu ersteigen versucht, Euch keine Erinnerungen in's Gedächtniß zurückruft, da Gott nichts Aehnliches geschaffen hat, nichts, was größer, phantastischer, nichts, was erhabener ist.

In jenem heranblühenden Valparaiso aber wüthete der Bürgerkrieg, man hatte sich auf seinen offenen Plätzen geschlagen, man hatte sich gegenseitig ermordet in seinen Schluchten, erwürgt in seinen Straßen, und jetzt, nachdem die eine Partei gesiegt hatte, sehen wir einen einzelnen Reiter, blutend und in hastiger Eile durch das Land dahinfliehen, welches wir so eben mit einigen Federstrichen zu schildern versuchten.

Die Zeit, während welcher dies geschah, war etwa acht Tage später, nachdem die Sennorita Francisca Benito ihre Zufriedenheit zu erkennen gegeben hatte, und jener verwundete flüchtige Reiter war niemand Anderes als Benito selbst.

Mit wenigen Worten läßt es sich sagen, wie das gekommen.

Wenn man in Chile, wohl auch in Peru, zu einer neuen Präsidentenwahl schreitet, bilden sich meistens zwei Parteien, und eben so will gewöhnlich die Bürgerschaft Einen aus ihrer Mitte, meist einen Rechtskundigen zum Beispiel, der schon höhere Staatsämter verwaltet hat, während das Militär seinerseits, oder wenigstens ein Theil desselben, einen General wünscht.

Bestimmen nicht die außergewöhnlich guten

Eigenschaften des von einer Partei zur Wahl Vorgeschlagenen die andere zur Nachgiebigkeit, oder ist eine oder die andere Partei zu schwach, um mit Gewalt ihren Willen durchzusetzen, so schlägt man sich, indem man die Gegner genau so, wie man es an anderen Orten zu machen pflegt, irgend einer Ungesetzlichkeit beschuldigt und hierauf zu den Waffen greift.

Bisweilen sind diese Aufstände oder Kämpfe local, das heißt sie werden in einer einzigen größeren Stadt ausgefochten, zu anderen Zeiten bricht verabredeter Maßen gleichzeitig an verschiedenen Orten der Widerstand los. Durchschnittlich aber ist Alles rasch zu Ende.

Man nennt hierauf die Sieger Patrioten, die Besiegten Verräther, und während die ersteren ihre Wahl durchsetzen, und der größeren Masse ihrer Gegner, da es nicht anders zu machen ist, durch die Finger sehen, verfolgt man ihre Anführer, erschießt sie, wird man im ersten Augenblicke ihrer habhaft, verbannt sie, wenn sie entkommen sind, und begnadigt sie wohl auch später, wenn einige Zeit vorübergegangen, oder wenn vielleicht eine neue Präsidentenwahl die politischen Ansichten in etwas geändert hat.

Im vorliegenden Falle war das Regiment

Benito's vorzugsweise bei dem Aufstande betheiligt, und das war der Grund, warum man seiner verunglückten Fahrt nach Araucanien so geringe Aufmerksamkeit schenkte. Man hatte an wichtigere Dinge zu denken. Aber da sich nicht alle Regimenter bei dem Kampfe betheiligten, so waren die Freunde Benito's in allzu geringer Minderzahl, und nachdem der Oberst und ein großer Theil der Officiere getödtet waren, standen die Soldaten von weiterem Kampfe ab, und die Sache war entschieden.

Benito, wenngleich nur leicht verwundet, war dennoch als einer der entschlossensten Kämpfer geächtet, und sein Leben war verfallen, wurde man seiner im ersten Augenblicke habhaft.

Er floh zu Francisca.

„Ich will nichts mit Verräthern zu schaffen haben," sagte diese, „entfernen Sie sich schleunigst, und zwingen Sie mich nicht, die Gesetze gegen einen Feind des Vaterlandes anrufen zu müssen!"

Er bat einen alten Freund seines Vaters, ihn auf einige Tage zu verbergen, bis er weitere Mittel zur Flucht gefunden haben würde.

„Ich erkenne einen Empörer nicht als den Sohn meines unvergeßlichen Freundes an," gab ihm dieser zur Antwort.

Hierauf eilte er in das Haus eines jungen Mannes, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte

Aber die Mutter desselben empfing ihn mit Verwünschungen und Wehklagen, und der Vater jagte ihn drohend von seiner Schwelle, denn sein Sohn war im Straßenkampfe von den Leuten Benito's getödtet worden; dieser aber eilte, auf die Gefahr hin, jeden Augenblick erkannt und ergriffen zu werden, in die Kaserne, warf sich auf das erste beste Pferd, und entkam vorläufig glücklich, da die Verwirrung noch groß und allgemein war.

Es ging dem jungen Mann auf dieser Flucht durch sein Vaterland kaum um viel besser, als es ihm vorher in Valparaiso gegangen war, denn jagte man ihn auch nicht geradezu von der Schwelle, so gab man ihm doch fast aller Orten unverkennbar zu verstehen, daß man über seine Abreise mehr, als über seine Ankunft entzückt sei.

Verrath hatte er übrigens nicht zu befürchten, selbst nicht von denen, welche entschiedene Gegner seiner Partei waren.

Der Chilene ist heftig, leidenschaftlich, er besitzt eine enorme Dosis eines, je nach Umständen, mehr oder weniger liebenswürdigen Leichtsinnes,

aber ein gewisser chevaleresker Sinn, ein Erbtheil aus dem Mutterlande, ist ihm nicht abzusprechen.

So floh Benito rastlos von Gehöfte zu Gehöfte, von Hacienda zu Hacienda, bis er endlich in die öden und unfruchtbaren Districte Chiles gelangte, in welchen kein Saatkorn mehr keimt, und in denen man die Ernte aus den Tiefen der Erde zu Tage fördert, in die Bergbaudistricte. Anhaltendes Reiten ist dort doppelt beschwerlich, denn nirgends ist Schatten geboten, und Benito, todmüde und erschöpft, kam eines Abends auf der Hacienda eines jungen Mannes an, dem er früher mehrfache Gefälligkeiten erzeigt, und welcher ihn dringend eingeladen hatte, ihn zu besuchen. Unbekannt in jener Gegend, hatte er mit Mühe das Landhaus erfragt und gefunden, und trug sich jetzt mit der Hoffnung, einige Tage wenigstens dort ruhen zu können.

Der Herr der Hacienda, ein Minenbesitzer, empfing ihn auch auf das freundlichste, und nachdem er ihn zärtlich umarmt hatte, sagte er:

„Ich bin entzückt, mein lieber Laveaga, Ihnen meine Freundschaft durch die That beweisen zu können. Noch heute in der Nacht geht einer meiner Aufseher mit einigen Bergleuten nach Copiapo, da können Sie mit.“

„Mein Gott," rief Benito, „ich bin acht Tage lang kaum einige Stunden aus dem Sattel gekommen, und habe fünf Pferde zu Schanden geritten — —"

„Eben darum," sagte sein Freund, „eben darum. Sie gehen in Copiapo an Bord und segeln nach Cobija. Dort sind Sie sicher und können sich ausruhen. Hier nicht. Schon seit einigen Tagen streifen Bewaffnete in der Gegend, welche nach flüchtigen Rebellen suchen. Wie könnte ich Sie schützen, im Fall man Sie greifen wollte. Ich habe keine Knechte im Hause, da wir keinen Ackerbau treiben, und meine Bergleute sind stundenweit von hier in den Minen. Ich gäbe mein Herzblut — —"

Benito unterbrach ihn und sagte ihm, daß er nichts weniger als dieses verlange, daß er sich aber glücklich schätzen würde, wenigstens in Copiapo einen Tag zu rasten, ehe er einen neuen Kampf mit der Seekrankheit, welcher er stark unterworfen sei, beginnen müsse.

„Oh," rief der Minenbesitzer, „waren Sie noch nicht in dem reizenden Copiapo? Valga me Dios! Es wird Ihnen gefallen. Ich werde Sorge tragen, daß mein Schiff, welches im Hafen liegt, einen Tag später die Anker lichtet, und Sie

haben dann Zeit, sich nach Gefallen allenthalben umzusehen."

„Ich möchte blos schlafen," sagte Benito, und sein Freund versicherte ihn, daß er dort Betten finden würde, so trefflich wie nirgends auf der Welt, und nach einigen Stunden befand sich Benito wieder im Sattel, halb schlafend und von den ausgezeichneten Betten träumend, welche ihn in Copiapo erwarteten.

Man zog während der Nacht durch eine Gegend, welche so öde und kahl war wie alle anderen, welche unser Freund während der letzten Tage bereist hatte, und in welcher nicht einmal der dornige Espino sich getraut hatte seine Wurzeln zu schlagen. Nur der nächtliche Himmel entfaltete seine ganze Pracht, mondleer zwar, aber dafür prangend mit seiner vollen Sternenpracht, mit seinen Myriaden von glänzenden, strahlenden Zeugen der Unendlichkeit, der Ewigkeit.

Aber diese funkelnden Sterne blickten nieder auf dunkle Felsblöcke, auf sandige Flächen und verwittertes Gestein, und als die kleine Caravane endlich gegen Morgen Copiapo erreicht hatte, blickte Benito theilnahmslos auf die dort wieder beginnenden Zeichen von Vegetation und Fruchtbarkeit.

Er hatte endlich die reizende Stadt erreicht, von der ihm sein Freund gesagt, in welcher er einen Tag rasten und vor Allem — schlafen sollte.

Was das Reizende betraf, so fand indessen Benito dasselbe nicht sonderlich vertreten.

Die Häuser, bestehend aus einem Erdgeschosse, auf welchem sogleich das patriarchalische Strohdach Platz genommen hatte, waren von Lehm erbaut, und die einzige Abwechselung, welche dieselben boten, war der weiße Anstrich einiger derselben. Die Straßen waren zwar gerade und breit, aber ungepflastert und menschenleer, und die Vegetation schien abermals verschwunden zu sein und sich in irgend eine unbekannte, ferne Gegend zurückgezogen zu haben.

Aber Benito dachte in diesem Augenblicke an nichts weniger als an Palmen und Bananen, sondern betrachtete mit sehnsüchtigen Blicken die braunen und die weiß angestrichenen Lehmwände, hinter welchen sich jene trefflichen Betten befanden, und als man endlich vor einem Hause still hielt, wollte er nach dem Beispiele seines Begleiters, des Aufsehers, sogleich absteigen und diesem folgen, aber dieser sagte:

„Wartet einen Augenblick, Sennor, ich bin

gleich wieder da," und verschwand mit diesen Worten im Hause.

Es dauerte indessen ziemlich lange, bis er wieder erschien und Benito in's Innere des Hauses, und zum Geschäftsfreunde seines Herrn führte, einem ältlichen Manne, welcher Benito mit mehr Neugierde als Höflichkeit einige Augenblicke lang schweigend betrachtete, und dann sagte:

„Da es Euer Wunsch ist, Sennor, so bald als möglich das Land zu verlassen, so habe ich Anstalt getroffen, daß Ihr bereits in einer Viertelstunde Copiapo verlassen und Euch zum Hafen begeben könnt."

„Mein Wunsch ist," erwiderte Benito ärgerlich, „einige Stunden wenigstens zu schlafen, ehe ich irgend etwas Anderes unternehme, und ich schwöre Euch, daß ich das thun will, und zwar jetzt sogleich, und auf der Stelle."

Er hatte bei diesen Worten seinen Poncho abgenommen und blickte in der Stube umher, als suche er eine Ecke, um seinen Vorsatz ausführen zu können.

„Da könnte es sich treffen, daß Ihr als Gefangener erwachen würdet," sagte der Herr des Hauses.

„Meinethalben."

Der Hausherr wechselte mit dem Aufseher einen Blick, dieser zog die Schulter und machte eine unschlüssige Miene, und jetzt sagte der erstere:

„Ich glaube, eine Stunde früher oder später wird wenig auf sich haben, ich will Euch so lange Zeit gönnen.“

„Zwei Stunden,“ sagte Benito.

„In Gottes Namen!“ Er öffnete eine in ein Nebengemach führende Thür und zeigte auf ein dort stehendes Bett, auf welches sich der junge Mann alsbald warf, und einige Augenblicke später bereits im tiefsten Schlafe lag.

Man hielt Wort, ja man ließ ihn noch einige Minuten länger schlafen und setzte ihm, nachdem man ihn wachgerüttelt, ein derbes Frühstück vor, dann aber war kein Zögern mehr, und nach nicht ganz drei Stunden Aufenthalt befand er sich bereits auf dem Wege zum Hafen, abermals begleitet von dem Aufseher und den Bergleuten.

So kurz die Rast auch gewesen, so hatte sie den Flüchtling doch bedeutend erquickt, und er blickte wohlgefällig auf die reiche Vegetation, welche ihn jetzt allenthalben umgab, und welche namentlich an den Ufern des Rio de Copiapo fast üppig zu nennen, fehlten gleichwohl die Bäume, ja selbst fast alles Gesträuch, so daß das Brenn=

holz, welches man in Ramadilla, einem von Bergleuten bewohnten kleinen Orte, bedarf, um Kupfer auszuschmelzen, von der Cordillera geholt werden muß.

Der Aufseher wurde jetzt etwas liebenswürdiger, denn während er bisher keine Silbe gesprochen hatte, begann er seiner Vaterstadt Copiapo eine Lobrede zu halten.

„In den alten Zeiten," sagte er, „ehe die Spanier in's Land gekommen, war unsere Gegend die fruchtbarste in Chile. Unsere Vorfahren, denn ich stamme von dem alten Volke von Copayapo ab, bauten Früchte, deren Namen jetzt selbst in Vergessenheit gekommen sind, Gemüse und Hülsenfrüchte von der größten Schönheit, und wie die Spanier selbst berichteten, Mais von solcher Größe, daß dessen Halme mit Lanzenschäften verglichen wurden. Man nahm von allem dem, was man eben bedurfte, und ließ das Uebrige auf dem Felde, welches dann von den Guanacos verzehrt wurde, von denen man große Heerden besaß.

„Ganz ähnlich verfuhr man mit Gold und Silber und mit dem Kupfer. Die Minen standen offen und zu Aller Gebrauch; wer ein Gefäß bedurfte oder einen Schmuck, ging, so viel er eben

nöthig hatte, sich zu holen und fertigte sich selbst das Gewünschte aus dem edlen Metalle. Das Kupfer, von dem man jetzt so großes Aufheben macht, wurde nur zu gemeinem Geräthe benutzt, doch verachteten es unsere Väter nicht, da ihnen bekannt war, daß es sich mit der Zeit in Silber verwandelt, sowie dieses wieder endlich zu Gold wird.

„Der Adelantado, Don Diego de Almayro, kam, nachdem er die Cordillera überschritten, zuerst in unser Land und wurde sammt seinen Soldaten von uns auf das beste aufgenommen, eben so wie später Don Pedro de Valdivia, obgleich Einige behaupten wollen, daß wir uns als Verräther benommen, und Valdivia nur durch eine Kazikin gerettet worden sei. Dem sei aber wie ihm wolle, die Spanier hatten uns bald unterjocht, und jetzt wissen wir, deren Ureltern im ande geboren, selbst nicht, ob wir Copiapoer, Spanier oder Chilenen sind."

Nachdem man das Dorf Ramadilla hinter sich hatte, begann die Gegend wieder öde und unfruchtbar zu werden, und jetzt erkärte der Aufseher, daß die alten Incas während ihres Eroberungszuges gegen Chile hier bedeutende Festungswerke aufgerichtet hätten, von welchen

noch Einiges zu sehen wäre; als aber Benito über die kleinen Steinhaufen lachte, welche er ihm zeigte, sagte der Aufseher, indem er gegen Norden zeiget:

„Lacht nur, wenn Ihr sehen würdet, was dort liegt, würdet Ihr nicht mehr lachen. Dort liegt unsere Wüste, il Desierto de Copiapo, an welche sich die von Atacama anschließt, und dort ist es schlimmer als schlimm, und selbst der Teufel hält sich dort nur während der Weihnachtszeit auf, da er in diesen Tagen die Menschen nicht belästigen darf.“

Die Reisenden erreichten in der Nacht den Hafen, und zur ungemeinen Verwunderung Benito's schickte man sich an, in einer Höhle zu übernachten, welche dicht am Landungsplatze gelegen war. Er besann sich indessen nicht lange über diesen eigenthümlichen Aufenthalt, sondern pflegte der lange entbehrten Ruhe auf den Pelzdecken seines Sattels, nachdem er den mitgebrachten Vorräthen zuvor alle Ehre angethan hatte.

Noch mehr staunte er, als er am andern Morgen aus der übrigens ziemlich geräumigen Höhle trat und über deren Eingange in französischer Sprache die Aufschrift fand: „Gasthaus für alle Nationen.“ Ohne Zweifel verdankten

diese Worte französischem Witze ihren Ursprung, während auf der andern Seite in der That die Nothwendigkeit Jedermann zwingt, dort eine Zuflucht zu suchen, da außer einer Bretterhütte und einigen ärmlichen, von Fischern bewohnten Lehmhütten nirgends eine Spur von menschlichen Wohnungen zu erblicken war.

Der Aufseher sagte indessen, daß oben, auf der Höhe des Hafens, sich das Haus eines Zollbeamten befände, zu welchem er sich jetzt in Geschäften begeben würde. Ihm aber, der selbst eine Art geschmuggelter Waare, empfahl er, bis zu seiner Rückkunft sich nicht weit von der Höhle zu entfernen, „aus Gründen!“

Unser Freund hatte nun hinlängliche Muße, die reizende Umgebung zu betrachten, in welche er, eigentlich wider seinen Willen, versetzt worden war.

Das Becken des Hafens, bestehend aus steilen, sechzig bis achtzig Fuß hohen Felswänden, war gegen außen durch eine Unzahl von spitzen Felsen bewacht, gegen welche fortwährend eine furchtbare Brandung anstürmte, und ohnweit dieser Wächter, welche übrigens die Einfahrt selbst gefährlich machten, lag ein kleiner, schwarz angestrichener Schooner, das einzige Schiff im Hafen

und ohne Zweifel dasjenige, welches ihn nach Cobija bringen sollte, und mit Ausnahme eines, jenem unsichtbaren Zollbedienten angehörigen Bootes, war auch kein kleineres Fahrzeug zu erblicken.

„Eine herrliche Gegend, ein reizender, belebter Hafen," dachte Benito, und dann sann er darüber nach, welcher Art die Geschäfte wohl wären, die der Aufseher im Auftrage seines Herrn bei dem Zollbedienten zu besorgen habe, und er kam der Wahrheit ziemlich nahe, indem er eine Sendung von Erzen nach Cobija vermuthete, bei welcher sein Freund und der Zollbediente einen größeren Vortheil hätten, als die Regierung und die Mauth, und endlich beschäftigte er sich mit seinen eigenen Angelegenheiten und fragte sich, was er in Cobija beginnen werde.

Der Gebrauch, der allenthalben an der Westküste herrscht, stets eine nach unseren Begriffen ziemlich große Summe Geldes bei sich zu tragen, war ihm bisher trefflich zu statten gekommen, und die Goldstücke, welche er zufällig in seiner Börse trug, als er zu fliehen genöthigt war, hatten ihn in den Stand gesetzt, die Kosten der Reise bestreiten und mehrmals frische Pferde

kaufen zu können. In Cobija aber konnte sein Geld nicht lange mehr ausreichen.

Was dann?

Daß einer seiner Kameraden daran gedacht haben würde, sein in Valparaiso zurückgelassenes baares Geld und einige ihm gehörige Kostbarkeiten zu retten, war nicht wohl zu denken. Die meisten waren wohl allzu sehr mit sich selbst beschäftigt, und diejenigen, welche nicht gefangen genommen wurden, irrten ohne Zweifel gleich ihm flüchtig umher. Dann griff auch die Regierung rasch zu, sein Vermögen wurde confiscirt, und bis er vielleicht später begnadigt würde, konnte er längst verhungert sein.

Das Alles waren keine angenehmen Gedanken, und obgleich dieselben gewissermaßen vortrefflich zu der reizenden Gegend paßten, in welcher er sich eben befand, so suchte er sie sich dennoch aus dem Sinne zu schlagen. Vor Allem nahm er sich vor, in Cobija ordentlich auszuruhen. Einige Wochen reichte sein Geld wohl aus, und schrieb er von dort nach Hause, so gelang es vielleicht doch, einen Theil seiner Habe zu retten.

Noch beschäftigt mit solchen Plänen, sah er den Aufseher sich dem Landungsplatze nahen und ihm winken, und nachdem er mit demselben an

Bord des Schooners gefahren war, ersuchte er ihn, so lange auf Deck zu bleiben, bis er mit dem Capitän gesprochen haben würde. Dieses Gespräch aber, dessen Gegenstand wahrscheinlich Benito selbst war, währte nur kurze Zeit, und jetzt, nachdem der Aufseher wieder auf Deck erschienen war, entwickelte sich plötzlich eine ganz ungewöhnliche Eile und Thätigkeit an Bord.

Der Capitän, ein kleiner und übel aussehender Bursche, erschien fluchend und scheltend auf Deck; die vier Matrosen, aus welchen die ganze Bemannung des Schooners bestand, lichteten den Anker und klärten die Segel, und kurze Zeit darauf schoß das Schiff zwischen Felsen und Klippen hindurch, und über die tosende Brandung hinweg, hinaus in die offene See.

Was den Aufseher betraf, so hatte er, ehe er in sein Boot stieg, Benito flüchtig gegrüßt, etwa wie einen alten Bekannten, den man in einigen Stunden wiederzusehen glaubt, und Benito seinerseits nahm sich nicht einmal die Mühe, ihm nachzublicken, da ihn die Schnelligkeit interessirte, mit welcher die wenigen Menschen das Schiff klar machten, und hierauf die Geschicklichkeit, mit welcher sie es aus dem Hafen brachten. Dann warf er einen Blick auf die dunklen, fel=

sigen Ufer, welche außerhalb des Hafens die Küste bildeten, und dann — dann kroch er in den Winkel, welchen man ihm überlassen hatte und seine Koje nannte, und verwünschte zuerst die See und den Schooner, endlich aber verwünschte er nichts mehr, fürchtete und hoffte nichts mehr, und dann verschwand ihm auch die letzte Spur eines Gedankens, der Gedanke „Land!"

Der arme Bursche war seekrank geworden und blieb in diesem überaus angenehmen Zustande, bis acht Tage später der Schooner im Hafen von Cobija Anker warf.

Da bei vielen Individuen die Seekrankheit fast noch rascher verschwindet, als sie gekommen, sobald nur das Schwanken des Schiffes aufgehört hat, und Benito glücklicherweise zu diesen gehörte, so begab er sich jetzt auf Deck und betrachtete, während der Capitän sich an's Land begeben hatte, die Stadt, in welcher er einige Wochen ausruhen wollte.

Da Benito noch nie eine Stadt mit vollkommen flachen Dächern gesehen hatte, so glaubte er anfangs einen Stapelplatz vor sich zu haben, auf welchem man einige Hundert große, hölzerne Kisten reihenweise zusammengestellt habe; später bemerkte er, daß diese Kisten an vielen Stellen größere

und kleinere Löcher hatten, und endlich fand er, daß die Kisten die Häuser der Stadt Cobija, und die Löcher in denselben, die Thüren und Fenster waren.

Diese Häuser, und es gab deren in der That nur drei oder vier, welche neben dem Erdgeschosse noch ein Stockwerk hatten, waren von Lehm, oder aus Brettern, sagen wir, construirt, um nicht zusammengenagelt sagen zu müssen, und befanden sich auf einem nicht sehr breiten gelben, sonnenverbrannten Erdstreifen, der auf der einen Seite von der See bespült wurde, während hinter ihm, schroff ansteigend, und hin und wieder von tiefen Schluchten durchschnitten, sich eine Reihe von dunkelbraunen Bergen erhob.

Was die Vegetation betraf, so sah sich Benito vergeblich um nach einem einzigen Blatte, nach einem Halme, und die einzige Abwechselung, denn man konnte nicht sagen: das Belebende, war der auf einem aus Schutt und Gerölle bestehenden Hügel sich befindende Friedhof, und eine gewisse Anzahl spitzer, schwarzer Basaltfelsen, welche das Ufer säumten, am Fuße der Berge sich vordrängten und noch an allerlei anderen Orten zum Vorschein kamen, wo man sie noch weniger brauchen konnte.

„Belustigen werde ich mich in diesem reizenden Cobija nicht,“ sagte Benito zu sich selbst, „aber ich werde ausruhen, ich werde nach Hause schreiben, und dies ist mir vorläufig hinreichend.“

Hierauf setzte er seinen Anzug, so viel es ihm möglich war, in Stand und wartete auf die Rückkehr des Capitäns, der ihn an das Land und zum Sennor Palacios bringen sollte, an welchen er durch seinen Freund, den Minenbesitzer, empfohlen war; als aber der Capitän nach ziemlich langer Zeit endlich zurückkehrte, sagte er mürrisch:

„Sputet Euch, nehmt das Boot, fahrt hinüber, sendet aber das Boot sogleich zurück. Wir beginnen noch heute mit dem Löschen.“

„Ihr geht also nicht mit,“ versetzte Benito, „es wird schwer für mich sein, das Haus des Sennor zu finden unter diesen viereckigen Dingern, von welchen eins aussieht wie das andere.“

„Dort, dort!“ rief der Capitän ungeduldig, mit dem Finger in der Luft umherfahrend und ungefähr die Richtung gegen die Stadt einhaltend. „Dort, und jetzt beeilt Euch, Ihr solltet schon auf halbem Wege sein.“

Benito stieg schweigend in das Boot, und als er am Lande endlich nach längerem Suchen

das Haus des Sennor Palacios gefunden hatte, wurde er von diesem mit außerordentlicher Artigkeit und mit den freundlichsten Worten empfangen.

„Nehmt Platz, Don Benito," sagte der Sennor, „nehmt Platz und betrachtet mein Haus als das Eurige, und ich sage Euch gleich, heute könnt Ihr Eure Reise auf keinen Fall fortsetzen. Morgen mit dem Frühesten aber soll Alles zu Eurer Abreise bereit sein."

Benito war wie aus den Wolken gefallen und sah seinen Gastfreund erstarrt an.

„Morgen soll ich abreisen," sagte er endlich, „und ich dachte hier in Bolivien eine Freistätte gefunden zu haben, wo ich einige Wochen wenigstens ausruhen könnte von den Anstrengungen der letzten Zeit!"

Der Sennor Palacios hörte ihn mit liebenswürdigem Lächeln an, dann sagte er:

„Ich weiß Alles, theurer Don Benito, unser gemeinschaftlicher Freund hat mir durch den Capitän seines Schooners genaue Nachrichten zukommen lassen, und eben deshalb müßt Ihr sobald als möglich Eure Reise weiter fortsetzen."

„Wo soll ich denn von hier aus hinreisen?" rief Benito halb erschrocken, halb ärgerlich.

Jetzt setzte ihm der Sennor Palacios vor Allem

die Gründe aus einander, wegen welcher er, seiner eigenen Sicherheit halber, möglichst bald abreisen müsse. Die Freistaaten an der Westküste, sagte er, hätten in neuerer Zeit dringender als je das Bedürfniß gefühlt, sich an einander anzuschließen, sich die Bruderhände zu reichen, vor Allem aber mit eben diesen Bruderhänden die politischen Flüchtlinge zu ergreifen, welche von einem auf das andere Gebiet sich geflüchtet hätten, da ihnen die allzu häufigen Aufstände bedenklich erschienen wären.

Benito unterbrach ihn, indem er sagte, daß ihm zwar von diesem neuen Uebereinkommen nichts bekannt sei, daß er aber, im Falle es sich so verhalte, ja an der ganzen Westküste nicht sicher sei.

„Eben darum," erwiderte Palacios, pfiffig lächelnd, „eben darum. Ihr reitet ein wenig hinüber nach Potosi. Das gehört zwar auch zu Bolivien, aber es liegt drüben auf der andern Seite, wie wir hier zu sagen pflegen, und dort kümmern sie sich verzweifelt wenig um solche Händel."

„Nach Potosi, ein „wenig" hinüberreiten! Wahrhaftig! zuerst durch die Wüste, dann über die Cordillera!" sagte Benito.

„Wüste!" rief jetzt Palacios verwundert, „Wüste! was nennt Ihr Wüste? Unser Cobija ist der einzige Hafen Boliviens an der Westküste, und alle unsere Waaren werden bekanntlich durch das, was Ihr Wüste nennt, hinübergeschafft. Die schwerbeladenen Thiere brauchen bisweilen, nicht immer zwei Tage, bis sie zu den Bergen kommen. Ein Reiter aber legt, mit der größten Leichtigkeit, in einem Tage die Strecke zurück. Und welch einen angenehmen Weg habt Ihr da! Habe ich Weg gesagt? Ich hätte Heerstraße sagen sollen! Breit, bequem, eben! Ihr lauft nicht Gefahr, Euch in irgend einer einfältigen Waldung zu verirren, Ihr habt nicht nöthig, über reißende Ströme zu setzen, und werdet nicht von wilden Thieren belästigt werden. Valga me Dios! Hätte ich im Augenblicke nicht so ungeheuer viel zu thun, ich würde mit Euch hinüberreiten, denn ich schwärme für die Partie."

Freilich war es Benito ziemlich klar, daß man sich hier sowie anderwärts seiner sobald als möglich zu entledigen suchte, indessen war kaum etwas Anderes zu thun, als sich zu fügen. Doch erhielt er endlich die Erlaubtniß, noch drei Tage bleiben zu dürfen, und erst nach Verlauf dieser Zeit, während welcher der Sennor Palacios

für ein tüchtiges Pferd sorgen wollte, seine Vergnügungsreise anzutreten.

Beniio unternahm hierauf einen Spaziergang durch die Stadt und in ihre nächste Umgebung. Er besichtigte die zwei Quellen, die einzigen deren man sich dort erfreut, und von welchen die eine Kupfer enthält und den Bewohnern Cobijas sowie den Fremden Leibschmerzen verursacht, während die andere, in welcher bis jetzt die Wissenschaft noch kein Kupfer nachgewiesen hat, blos die Fremden krank macht, mit einiger Uebung aber, und in Ermangelung einer dritten, von den Leuten in Cobija getrunken wird, ohne daß dieselben sich bedeutend unwohl fühlen.

Dann betrachtete er die Berge im Rücken der Stadt und zerbrach sich den Kopf, wie diese fast senkrechten Wände, über welche der Weg in die reizende Wüste führte, bestiegen werden sollten. Da er aber hierauf nichts weiter fand, was ihm Interesse verursachte, so begab er sich wieder in das Haus des Sennor Palacios und fand bald, daß nicht Ungastlichkeit ihn aus dem Hause desselben trieb, sondern, wie es auch in Chile der Fall war, einfach die Furcht, irgendwie mit den Behörden in unangenehme Berührung zu kommen.

Nun Palacios sicher wußte, daß sein Gast ihn in drei Tagen verlassen würde, bot er in der That Alles auf, ihm das Leben so angenehm zu machen, als nur immer möglich. Trotzdem aber sagte Benito am Ende des zweiten Tages:

„Es bleibt mir immerhin unbegreiflich, wie irgend Jemand auf den Gedanken kommen kann, hier in Cobija seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Hier, wo die Sonne den Boden zu Asche gebrannt hat, wo kein einziges grünes Blatt zu sehen und wo das Wasser giftig ist, an einem Orte, der alle acht oder zehn Tage durch Proviantschiffe alle seine Nahrungsmittel beziehen muß, und an welchem die Erdbeben fast noch häufiger sind als bei uns, so daß diese viereckigen, kistenähnlichen Häuser, obgleich sie kaum umfallen können, doch keinen Augenblick sicher sind, nicht vom Meere verschlungen zu werden!"

Palacios lachte und machte mit dem Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens.

„Da steckt der Grund. Cobija ist der einzige Stapelplatz Boliviens an der Westküste, ein großer Theil des Landes muß durch uns mit Waaren versehen werden, und wir machen denen da drüben die Preise. Verstehen Sie nun? Man verdient hier Geld, viel Geld, und wo das

der Fall ist, trotzt der Mensch jeder Unbequemlichkeit, jeder Gefahr, ja selbst dem Tode!"

Am Morgen des dritten Tages, beim ersten Grauen des Morgens, trat Benito seine Reise an, und Palacios hatte ihm einen Führer mitgegeben, der ihn eine Strecke begleiten, und oben auf der Höhe der Berge den richtigen Weg bezeichnen sollte.

Benito fand an seinem Sattel zwei Taschen hängen, die eine mit Brot und Charque (an der Sonne getrocknetes Ochsenfleisch), die andere mit Gerste gefüllt, um sein Pferd füttern zu können, und ferner eine Blechflasche, voll Wasser, mit etwas Branntwein gemengt.

„Werde ich diese Mundvorräthe nöthig haben?" fragte er seinen Führer.

„Quien sabe?" *) versetzte jener.

„Ich meine," sagte Benito, „ob ich wohl an einem Tage hinüberkomme?"

„Einige," versetzte der Mann,„ sind hinübergekommen, Andere nicht."

„Carajo!" rief Benito, „sagt mir einfach, ob die Mehrzahl hinüberkommt?"

„Gebet Acht, Sennor," rief der Knecht, „der

*) „Wer weiß?" Eine an der ganzen Westküste beliebte Redensart, wenn man keine bestimmte Antwort geben will.

Weg wird hier äußerst schmal!“ Trotzdem aber, daß dies seine vollkommene Richtigkeit hatte, trieb er dennoch sein Pferd zu rascherem Gange, und da Benito sah, daß eine bestimmte Antwort kaum zu erhalten war, folgte er ihm.

In der That ist jener Weg wirklich schmal. Kaum zwei Fuß breit, zieht er sich längs einer hohen Felswand hin, welche die eine Seite eines tiefen und mächtigen Flußbettes*) bildet, wie

*) Es war uns vergönnt, dort sowohl als auch an anderen Stellen jenes Auslaufes der Wüste Untersuchungen anzustellen, als deren fast unzweifelhaftes Resultat sich ergab, daß jene Vertiefungen keineswegs versiegten Flüssen ihren Ursprung verdanken, sondern nichts weiter sind, als mächtige Wasserrisse, welche durch von Zeit zu Zeit von der Cordillera stürzende, ungeheure Wassermassen gebildet worden sind. Es würde zu weit führen, hier die Art und Weise anzugeben, wie solches durch mehrfache Wahrnehmungen an Ort und Stelle ermittelt wurde; leicht aber lassen sich jene offenbar vorhistorischen, periodischen Wasserströmungen erklären Zuverlässig waren in jener Periode die Ausbrüche dieser Kette von Vulkanen, welche die hohe Cordillera bilden, noch häufiger als jetzt, und eben so gewiß noch stärker, noch großartiger. Bedenkt man aber die Summe der elektrischen Erscheinungen, welche stets ähnliche Ausbrüche noch heute begleiten, die wolkenbruchartigen Regen, welche herabstürzen, und die Massen von Schnee und Gletschereis, welche gleichzeitig geschmolzen zu Thale gehen, so ergiebt sich einfach der Ursprung jener gewaltigen Wassermengen, welche noch heutzutage durch ähnliche, wenngleich freilich bescheidenere Erscheinungen vertreten sind.

man dort diese, oft hundert Fuß tiefen und breiten, stets mit Geröll bedeckten Schluchten nennt.

Endlich glaubte Benito die Höhe erreicht zu haben, aber er fand bald, daß hier, wenngleich in kleinerem Maßstabe, doch ähnlich wie bei der hohen Cordillera selbst, auch das Küstengebirge terrassenartig ansteigt, und erst nachdem er mehrere Stunden längs ähnlicher Abgründe, wie vorhin an jenem ersten Wasserrisse, vorübergeritten war, befand er sich wirklich auf der Höhe des Gebirges.

„Hier ist der Weg," sagte sein Führer, indem er auf den Boden zeigte, „und dort die Cordillera. Lebt wohl, Sennor, und glückliche Reise!"

Er wendete mit diesen Worten sein Pferd und sprengte im Galopp thaleinwärts auf einem Pfade, auf welchem ein europäischer Reiter abgestiegen sein würde, und sein Pferd sorgsam am Zügel geführt hätte.

Benito machte währenddeß die Bemerkung, daß die Cordillera allerdings klar und deutlich vor ihm lag, und trotzdem daß zwischen ihm und ihr sich dreißig oder vierzig, Quien sabe, Stunden befanden, zeichneten sich dennoch ihre zackigen schnee- und eisbedeckten Gipfel scharf ab am

dunkelblauen, prachtvollen Himmel, funkelnd und die Strahlen der Sonne blitzend zurückwerfend.

Hinsichtlich des Weges fand er zwar, daß keine so große Deutlichkeit herrschte, doch waren hier und da in dem aus verwittertem Gestein bestehenden Boden schwache Andeutungen von Hufspuren zu finden, und da er keine andere Wahl hatte, so folgte er diesen, dahinsprengend im raschen Galopp.

Ein Pferd der dortigen Gegend legt fünfundzwanzig Stunden, wohl auch dreißig und selbst mehr in einem Tage zurück, muß aber freilich dann mehrere Tage rasten, aber man hatte ihm das indianische Dorf Chiachia als eine etwa fünfzehn Stunden von der Cordillera gelegene Station bezeichnet, wo er rasten und frische Pferde haben könne. Vorwärts also!

Er hatte in der That auch frischen Muth, sein Pferd war tüchtig, in der Tasche hatte er noch Gold, freilich nicht überflüssig, aber doch, wie er hoffte, so viel, um von jenem Dorfe aus sich die Hülfsmittel zur weiteren Reise verschaffen zu können, und war er einmal in Potosi, so würde der Geschäftsfreund des Sennor Palacios, an den er ein Empfehlungsschreiben bei sich trug, für das erste schon weiter sorgen.

Daß er sich jetzt in der eigentlichen Wüste befand, unterlag keinem Zweifel. Dunkelgefärbte oder schwarze, scharfkantige Felsen bildeten seine ganze Umgebung, verworrene, sonderbar gestaltete Gruppen bildend und bisweilen selbst auf längere Zeit alle Aussicht versperrend, doch zeigten ihm die Huftritte von Pferden und Maulthieren stets noch getreulich den Weg, ja es kam ihm bis= weilen vor, als mehrten sich dieselben; was ihn aber jetzt gründlich zu belästigen begann, war die furchtbare Hitze, welche sich von Minute zu Mi= nute zu mehren schien.

Als er am Morgen die Höhe erreicht hatte, war es kühl, ja fast kalt. Jetzt schien der Bo= den zu glühen, die zahlreichen schwarzen Felsen strömten Wärme aus gleich eben so `viel geheizten Oefen, und die senkrecht herabfallenden Strahlen der Sonne schienen aus flüssigem Feuer zu be= stehen.

Da es keinen Schatten giebt, wo die Sonne im Zenith steht, oder doch wenigstens f a st im Zenith, so ritt Benito auf eine kleine Anhöhe zu, in der Hoffnung, dort vielleicht einigen Luft= zug zu finden, und hielt, als er oben angekom= men war, unwillkürlich still, den eigenthümlichen Anblick zu betrachten, der sich ihm darbot.

Vor ihm lag eine weite, endlos scheinende Fläche, nur begrenzt vom Horizonte und übersäet mit tausend und aber tausend Felsblöcken, die in seiner nächsten Nähe schroff und starr aus dem dunklen Boden ragten, in einiger Entfernung aber zu erzittern schienen, und noch weiter ab wogten, sich hoben und senkten, gleich den Wellen eines empörten Meeres.

Benito wußte freilich, daß die Hitze diese scheinbare Bewegung hervorbrachte, hatte er die Erscheinung gleich noch nicht in solch' großem Maßstabe gesehen, aber er begab sich von seinem erhöhten Standpunkte wieder hinab zwischen die Felsen, denn die Atmosphäre schien ihm dort oben noch glühender, noch erstickender als unten.

Als er dann weiter ritt, fiel ihm ein, was ihm der würdige Aufseher von der Wüste erzählt hatte, und er dachte, daß der Teufel sich in der That keinen für seine Persönlichkeit passenderen Aufenthalt hätte wählen können, um seine Weihnachtsferien zuzubringen, als eben diese Wüste von Atacama.

Kaum aber lächelte er über diesen Gedanken, sondern verfolgte seinen Weg, so rasch es eben anging und sorgfältig nach den Hufspuren forschend, welche seine einzigen Führer waren.

Jetzt begann der Boden stellenweise größere oder kleinere Risse und Spalten zu zeigen, über welche er setzen mußte, und welche ohne Zweifel durch Erderschütterungen erzeugt waren, endlich aber fühlte er, daß sein Pferd zu ermatten begann, und daß die Hitze, welche keineswegs nachlassen zu wollen schien, obgleich Mittag schon einige Stunden vorüber, auch ihn schwer niederdrückte.

Er ließ sein Pferd langsamer gehen, und jetzt spitzte dies plötzlich die Ohren und drängte fast gewaltsam nach einer Seite des Felsenchaos hin. Er ließ das Thier gewähren und nach wenig Minuten ward ihm klar, was dasselbe früher als er selbst gespürt hatte.

Vor ihm in einer Schlucht rieselte durch Felsen und Geröllе ein kleiner Bach, wohl zu Zeiten anschwellend zum Flusse, jetzt aber immer noch in reichlicher Fülle die köstlichste Labung bietend.

Im nächsten Augenblicke war er unten, sprang aus dem Sattel und beugte sich nieder, um schöpfend mit der hohlen Hand zu trinken, sich zu erfrischen.

Aber er schleuderte das Wasser von sich, nachdem die ersten Tropfen seine Lippen berührt hatten. Es hatte einen häßlichen, metallischen Geschmack,

und war so stark mit Kupfer versetzt, daß, wie er jetzt wohl sah, selbst seine Farbe grünlich war.

Das Pferd machte nicht einmal einen Versuch, zu trinken, sondern blickte traurig und mit hängenden Ohren nach den kleinen hüpfenden Wellen.

Der Instinct hatte dem Thiere eher wie dem Menschen die Quelle gezeigt, und belehrte es jetzt, eben so früher, von deren giftigen Eigenschaften.

Benito beschloß indessen zu rasten, und nachdem er aus seiner Flasche getrunken hatte, flößte er auch seinem Pferde von dem mit Branntwein versetzten Wasser ein, welches dieses begierig einsog, und nachdem es einige Hände voll Gerste erhalten hatte, wieder neu aufzuleben schien.

Nach einer nicht allzulangen Rast setzte Benito seine Reise fort, und der Weg, stets angedeutet durch die Hufspuren, führte jetzt durch Felsenmassen, welche bedeutend höher waren als die bisherigen, so daß die Aussicht fast gänzlich versperrt war.

Plötzlich aber öffnete sich das Felsenchaos, der junge Mann stieß einen Freudenschrei aus.

Vor ihm, in einer Entfernung von kaum zwei Stunden, lag die Cordillera. Palacios hatte ihn also nicht getäuscht, und er konnte heute noch

das Ziel seiner Reise ohne Mühe erreichen, obgleich er seiner Rechnung nach kaum erst fünfzehn Leguas, etwa zweiundzwanzig Wegstunden, zurückgelegt hatte.

Bald aber stiegen Bedenken in ihm auf.

Wo war Chiachia, das indianische Dorf, welches noch fünfzehn Stunden von Cordillera entfernt liegen sollte? Verfehlt konnte er es unmöglich haben, und dann war es auch nicht möglich, daß er eine solche Strecke zurückgelegt haben sollte in verhältnißmäßig so kurzer Zeit.

Er ließ indessen sein Pferd wacker ausgreifen, und sah jetzt freilich bald, daß er sich getäuscht und daß er einen nicht sehr hohen Gebirgszug vor sich hatte, der, wie er richtig schloß, quer durch die Wüste verlief. Er beschloß, da der Tag immer noch einige Stunden dauern mußte, den Versuch zu machen, heute noch über das Gebirge zu kommen, und fand, daß dies sogar mit weniger Schwierigkeiten verknüpft zu sein schien, als es anfänglich den Anschein hatte.

Er fand zuerst eine ziemlich tief in das Gebirge geschnittene Schlucht, welche endlich auf eine mäßige Anhöhe führte, die kaum die halbe Höhe des Gebirges haben mochte, und als er nicht allzulange Zeit auf derselben fortgeritten

war, senkte sich der Boden wieder, und plötzlich sah er nun die eigentliche hohe Cordillera wieder vor sich liegen.

Freilich aber, scheinbar wenigstens, ebenso weit entfernt als am Morgen, und zwischen sich und der riesigen Bergeskette wieder die Wüste, abermals wie er sie früher schon gesehen hatte, aber er wußte doch jetzt, daß er die rechte Richtung eingehalten, und war mit dem Gedanken vertraut geworden, sein Nachtlager in der Wüste aufzuschlagen.

Am Fuße des Gebirges machte er in Folge dessen Halt und suchte sich, so gut es eben ging, häuslich einzurichten.

Wer in Chile zu Pferde reist, und es gab in jener Zeit kaum eine andere Art zu reisen, führt stets sein Bett mit sich, und dieses besteht aus den zwölf Guanaco-Fellen, welche den sogenannten großen Sattel bilden. Unmittelbar auf dem Thiere liegen sechs derselben, dann kommt ein höheres Sattelgerüst, und auf diesem befinden sich die sechs übrigen Felle, die meist noch mit einem dreizehnten, bunt gefärbten, welches man Pellon nennt, bedeckt sind.

Benito hatte von seinen Vorräthen gegessen, hatte seinem Thiere Gerste gegeben, und hatte

eben so seinen Abendtrunk mit ihm getheilt, dann ließ er es ledig, da beim ersten Nachtlager sich fast nie ein Pferd von seinem Herrn entfernt, und begann sich bald ganz behaglich zwischen seinen Decken zu fühlen, denn der Hitze des Tages war eine Kühle gefolgt, welche unserem Reisenden fast unerklärlich schien. Er entschlief indessen, gegen Mitternacht aber wurde er geweckt durch das sturmähnliche Toben des Windes und durch eine Kälte, wie er, ein Kind des Südens, sie nie empfunden hatte.*)

Freilich wölbte sich über ihm der prachtvolle nächtliche Himmel seines Vaterlandes, ein riesiges Gewölbe, gefärbt mit dem kostbarsten Blau und besetzt mit Millionen funkelnder Edelsteine, und über der Cordillera blitzten die geheimnißvollen Feuerscheine**) ihrer Feuerberge, aber

---

*) Während in der Wüste von Atacama des Tages über das Thermometer nicht selten auf + 36 bis 40 R. steigt, tritt in der Nacht Frost ein, und das Thermometer sinkt jetzt mehrere Grade unter Null. Der Grund dieser Erscheinung liegt in dem eisigen, von der beschneiten Cordillera des Nachts herabkommenden Sturmwinde, während bei Tage stets Landwind herrscht.

**) Das sogenannte Leuchten der Vulkane, ein periodisch in kurzen Zwischenräumen wiederkehrendes Aufblitzen der thätigen Feuerberge, dem Wetterleuchten ähnlich, bis jetzt nicht genau erklärt, und nur an den Vulkanen der Andeskette beobachtet.

Benito hüllte sich schauernd vor Kälte in seine Felle, klappernd mit den Zähnen, den Sternen und der Cordillera nicht einen einzigen Blick schenkend, und nur halbwege aufrecht gehalten von dem Gedanken, daß er morgen zuverlässig in der angenehmsten Kühle das Dorf Chiachia erreichen werde, „denn", sagte er zu sich selbst, „diese Bergkette, die ich heute überstiegen, ist offenbar die Grenze jener furchtbar heißen Region, und da es hier in der Nacht so jämmerlich kalt ist, so ist bei Tage die Temperatur eher noch kühl, als belästigend warm. —

Drei Tage später finden wir unseren Benito zu Fuße, zwischen einem Labyrinth von Felsen irrend, welche ähnliche Gluthströme entsendeten, wie jene, die er am ersten Tage getroffen.

Seine Wangen waren eingefallen, sein Haar verwildert, sein Blick unstät, verzweifelnd, fast Wahnsinn verrathend, und sein Gang war schwankend und unsicher.

Alles das kam daher, weil er bereits seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen Nahrung und keinen Tropfen Getränk über die Lippen gebracht, und während ihm bei Tage die Hitze fast zu Boden gedrückt hatte, war er des Nachts dem Erfrieren nahe gewesen.

Nachdem er nach jener ersten in der Wüste zugebrachten Nacht wieder zu Pferde gestiegen war, um seine Reise weiter fortzusetzen, bemerkte er, daß die Fußspuren, denen er bisher gefolgt war, spärlicher wurden.

Dann theilten sie sich und wurden wieder seltener, einige schienen vor vulkanischen Spalten verschwunden zu sein, andere an kupferhaltigen Lachen, deren er jetzt mehrere traf, wieder andere hörten plötzlich auf, als sei Roß und Reiter durch die Luft davon geritten. Er schob es auf den Wind, der die Huftritte verwischt hätte, und ritt seitwärts, um vielleicht andere zu finden, aber das war nicht der Fall, und er beschloß jetzt, in gerader Richtung irgend einen Punkt der hohen Cordillera sich zum Ziel zu setzen.

Aber jetzt traf er auf mächtige, nicht zu überspringende Spalten des Bodens, welche ihn zur Umkehr zwangen, dann kam er an große Lachen salzigen Wassers und mußte abermals umwenden, hierauf gerieth er zwischen hohe Felsen, welche ihm alle Fernsicht benahmen, und endlich konnte er sich nicht länger bergen, daß er sich gründlich verirrt hatte, ja, daß er mit jedem Schritte Gefahr lief, dies noch mehr zu thun.

Am zweiten Tage war sein Speisevorrath, seine Gerste und sein Wasser zu Ende, und da sein Pferd zu Boden gestürzt und dem Verenden nahe war, ließ er es liegen und irrte zu Fuße weiter.

Jetzt aber und kurze Zeit nachdem wir ihn getroffen haben, stand er stille, dann warf er sich auf die Erde nieder und murmelte halblaut: „Hier will ich sterben."

Vor einigen Stunden noch hatte er Gott gelästert, und mit der geballten Faust scheltend und verwünschend nach der Richtung hingedroht, in welcher er sein Vaterland vermuthete, das ihn ausgestoßen, und seine Freunde, die ihn dem Elende Preis gegeben.

Jetzt lächelte er schmerzlich: „Was hilft's, wenn ich weiter gehe! Wenn ich meine Qualen nutzlos vermehre!"

In der That schien es ihm, als könne er sich nicht mehr erheben, nachdem er sich einmal niedergelassen, seine Sohlen waren wund und alle Glieder schmerzten ihn. Hunger empfand er indessen verhältnißmäßig weniger, der war wohl durch die tödtliche Mattigkeit verdrängt, welche ihn zu Boden drückte, aber wenn er an Wasser dachte, glaubte er wahnsinnig werden zu müssen.

Oder war er es vielleicht schon?

Seine Pulse flogen, und sein Blut floß heiß wie geschmolzenes Metall durch seine Adern, während sein Gehirn zu brennen schien. Wasser! O mein Gott! Wasser!

Verworrene Bilder aus seiner Kindheit drängten sich ihm jetzt fast gewaltsam auf.

Man sagt, daß das so sein soll, wenn man zum Sterben kommt.

Er sah seine Mutter vor sich, die ihn gehegt und gepflegt und seine hülflose Kindheit geschirmt, dann gedachte er seines Vaters.

Niemand hatte ihn jemals so geliebt als eben diese beiden, und er machte es sich zum Vorwurfe, daß erst jetzt, in dieser schlimmen Stunde, diese Wahrheit so deutlich vor ihn trat.

Dann gedachte er seiner Kameraden. Die hätten ihn wohl nicht hinausgejagt in bittere Noth und Tod, wie seine anderen guten Freunde. Aber die armen Bursche waren, wenn sie überhaupt noch lebten, wohl nicht viel besser daran, als er selbst.

Jetzt glaubte er die Sennorita Francisca Ramirez vor sich zu sehen und hob zornig drohend die Hand gegen sie, die ihn von ihrer Schwelle gejagt, als er in höchster Noth war.

Dann bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

Tupa! Er hatte ihr Bild öfter schon mit Gewalt von sich verbannt während dieses Tages, der ohne Zweifel sein letzter war, aber immer kehrte es wieder, und es ging ihm fast mit ihr, als wie mit seinen verstorbenen Eltern.

Er wußte jetzt, daß ihn Francisca nie so geliebt, wie dieses arme, anspruchslose Mädchen, das er anfänglich wie ein Spielzeug behandelt und dann scheltend von sich gestoßen.

„Tupa! Tupa!!" Wehklagend und bereuend rief er ihren Namen.

Dann blickte er starr vor sich hin. Da zog sie wieder gegen ihn heran, zwischen jenen schwarzen Felsen, wie er sie schon mehrmals erblickt in den letzten qualvollen Stunden, in welchen sich alle seine Gedanken zu verkörpern schienen.

Aber — was war das? — sie zerfloß diesmal nicht in Duft und Nebel, wie das vorher der Fall gewesen, oder verwandelte sich nicht in ein anderes Bild der Erinnerung. Sie kam rasch näher, jetzt hörte er sie einen Jubelschrei ausstoßen, und dann verlor er die Besinnung.

Er erwachte durch ihre Bemühungen, dann gab sie ihm Wasser, mit Wein gemischt, zu trin-

ken, und reichte ihm Speise, und es schien, als seien es wirkliche Zaubermittel, denn er war rasch gekräftigt, und fühlte sich glücklich, mitten unter den Schrecken der Wüste.

„Tupa, liebe Tupa, wie kommst Du hierher?"

Sie sah ihn verwundert an: „Mußte ich Dir nicht folgen, da Du fliehen mußtest und ich Deine Dienerin war? Folgt ein treuer Hund nicht seinem Herrn?"

„Ja," sagte Benito mit Thränen in den Augen, „ja, ich habe Dich mißhandelt und Dich von mir gestoßen wie einen Hund, und nun wirst Du mein rettender Engel!"

„O, Du nicht," rief Tupa, „aber die Anderen haben mich von ihrer Schwelle gejagt wie einen Hund, als ich Deiner Spur zu folgen ging, aber ich zürnte ihnen nicht, denn sie zeigten mir dennoch die Wege, welche Du eingeschlagen. Mehr bedurfte ich nicht!"

Dann breitete sie vor dem erstaunten jungen Manne Gold aus und funkelnde Edelsteine.

„Großer Gott!" rief er, „der reiche Schmuck, das Erbtheil meiner Mutter! All' mein Gold!"

„Ja," sagte Tupa, „ich habe alles mitgenommen, was ich finden konnte, ehe die Anderen

kamen es zu nehmen," und dann erzählte sie mit schlichten Worten, wie sich Alles begeben.

Sie hatte schon Tages vorher von José gehört, daß man kämpfen werde, und als man sich schlug, war sie auf die Straße geeilt, um zu sehen, wie ihr Herr seine Feinde tödten würde. Als sie aber sah, daß es anders gekommen, lief sie in die Kaserne und in die Wohnung Benito's, wo sie José zu finden hoffte.

Sie fand ihn allerdings, aber sterbend, und von ihm erfuhr sie, daß Benito geflohen sei, und die muthmaßliche Richtung, welche er eingeschlagen. Nun lief sie auf seine Stube, erbrach Kisten und Kasten, nahm, was ihr werthvoll schien, warf sich dann auf ein Pferd, das weiß Gott wem gehörte, und jagte wie wahnsinnig aus der Stadt, um ihrem Herrn zu folgen.

Die allgemeine Verwirrung, welche herrschte, begünstigte ihr Entkommen. Ihre Geschicklichkeit und ihre Kenntniß im Verfolgen irgend einer Spur, zumeist wohl aber ihre Anhänglichkeit und ihre Treue, ließen ihr Unternehmen gelingen, und sie hätte Benito zuverlässig schon am ersten Tage eingeholt, hätte sie nicht fruchtlos auf mehreren Hacienden nach ihm gefragt. Als sie am Abende des zweiten Tages endlich

die Hacienda gefunden, in welcher er zuerst angehalten, war es nicht mehr schwer, seiner Spur zu folgen.

Freilich mußte sie die verfänglichen Worte der Männer, und die höhnenden der Frauen hören, und man jagte sie fast allenthalben scheltend weiter, aber dennoch erfuhr sie, wohin sich Benito gewendet.

Als sie Copiapo erreicht hatte, erfuhr sie, daß er sich des Tages vorher nach Cobija eingeschifft, und wollte den Landweg einschlagen, ihm zu folgen, aber die Fischer riethen ihr ab. In einem oder zwei Tagen würde ein nach Cobija bestimmtes Proviantschiff im Hafen anlegen, sagten sie, mit dem könne sie reisen. Der Landweg sei zu gefährlich, unbedingt aber würde sie zu Schiffe Cobija eher erreichen.

Die Gefahr war ihr gleichgültig, aber das letzte entschied, sie ging mit dem Proviantschiffe nach Cobija, aber Benito war bereits seit einigen Tagen von dort wieder abgereist, und sie erkundigte sich nun nach dem Wege, den sie einzuschlagen hätte, um ihm zu folgen. Aber bei dieser Gelegenheit erfuhr sie Mancherlei, was sie erschreckte und besorgt machte, und sie kaufte, er=

rathend, was nöthig, drei Pferde, eins für sich, eins für Benito und ein drittes nahm sie, mit Proviant beladen, mit sich. Dann machte sie sich unverzagt auf den Weg, und brauchte einen einzigen Tag, um ihn einzuholen und ihn vom sicheren Tode zu erretten.

„Aber wie war es Dir möglich, hier in der Wüste meiner Spur so rasch, so sicher zu folgen?" sagte er, als sie geendet.

„Das war nicht schwer," versetzte sie, „denn die Hufspur Deines Pferdes war frisch, die andern älter und verwischt."

Sie zerstreute auch seine Bedenken, ob sie wohl den weiteren Weg mit derselben Sicherheit finden würde, und als sie am andern Morgen die Reise weiter fortsetzten, sah er wohl, daß sie nicht zu viel versprochen.

„Gestern schon," sagte sie, „habe ich diesen Weg gefunden, als ich einen Augenblick von Deiner Spur abkam, und Du selbst warst keine vierzig Schritte weit von demselben entfernt. Schon in Cobija haben sie mich aufmerksam gemacht auf die Dinge, welche ich hier treffen würde."

Diese Dinge bestanden in den Mumien von Pferden und von Maulthieren, welche jetzt stets

häufiger wurden, und ähnlich wie in der Sahara die Richtung des Weges zeigten.

Daß von dort aus und gegen die Cordillera zu sich diese Reste verschmachteter Thiere stets mehren, scheint vielleicht anzudeuten, daß die Reise durch die Wüste häufiger von Cobija aus unternommen wird, als von Potosi aus nach der Küste, da erst, nachdem schon ein größerer Theil des Weges zurückgelegt ist, die Thiere der Ermattung, dem Hunger und dem Durste erliegen. Aber während man kaum oder nur höchst selten menschliche Reste findet, sind die gefallenen Pferde und Maulthiere sämmtlich mumificirt, und Skelette werden nicht gefunden.

Die heiße, trockene Luft, die des Tages über die Wüste streift, trocknet sie aus und verhindert die Fäulniß, und überhaupt scheinen dort sowohl als auch in Chile und an anderen Orten der Westküste mancherlei Bedingnisse zu fehlen, welche die eigentliche Fäulniß, die faulige Gährung, einleiten.

Der Mangel an menschlichen Leichen aber wird dadurch erklärt, daß die in der Wüste Verunglückten entweder von ihren Begleitern mit hinweggenommen werden, oder daß fromme Hände ihnen irgendwo ein Grab bereiten.

Aber sehen wir wieder nach unseren Reisenden.

Heiter und fröhlich zogen Beide dahin ihren Weg durch die Wüste, als befänden sie sich auf dem herrlichsten Wege, mitten in einer reizenden, blühenden Landschaft, und während Benito lachte und scherzte, war Tupa überglücklich und von stiller Seligkeit erfüllt.

Wohl hatte er früher auch gescherzt, aber nicht so wie heute, und sie fühlte, daß er ihr dankbar war, sie zu lieben begann, und das war ihr höchstes Glück, ein kaum geahntes, gehofftes.

Sie erreichten glücklich und ohne weiteren Unfall am Abende desselben Tages das indianische Dorf, und eben so später Potosi, woselbst Benito übrigens von den Empfehlungsbriefen des Sennor Palacios keinen Gebrauch machte. —

Einige Monate später sagte die Sennorita Francisca zu ihren Freunden und Bekannten:

„Ich habe nie viel auf diesen Sennor Laveaga gehalten, aber eine solche Charakterlosigkeit hätte ich ihm denn doch nicht zugetraut. Stellen Sie sich vor, er hat die abscheuliche kleine Wilde geheirathet, den braunen, kaum drei Fuß hohen Affen, welchen er jenes Mal, weiß Gott warum, aus Araucanien mitgebracht hat."

„Das unverschämte Ding soll ihm, wie man

sagt, selbst bis in die Wüste nachgelaufen sein,“ sagte eine andere Sennorita, und eine dritte fügte hinzu:

„Solche Geschöpfe kennen keine Scham und keine weibliche Würde.“

Die Bekannten Benito's aber sagten, indem sie die Schultern zogen:

„Es war ein guter Kerl dieser Benito, aber schwach, außerordentlich schwach.“

Was endlich Benito selbst betrifft, so wurde er später begnadigt und erhielt einen Theil seines noch in Chile befindlichen Vermögens zurück, er zog aber vor, nicht in sein Vaterland zurückzukehren, sondern in Bolivien zu bleiben, und glücklich zu leben an der Seite Tupa's, welche durchaus nicht so klein war, wie die Sennorita Francisca behauptete, wenngleich der Fehler immerhin an ihr haften blieb, daß sie dem Mann, den sie liebte, durch die Wüste nachgelaufen war, um ihm das Leben zu retten.



Eine diplomatische Sendung.



In dem Cabinete des Grafen Halden, in welches wir den freundlichen Leser zuerst führen müssen, bemerkte man nicht die geringste Spur von den gewaltigen Stürmen, welche kaum einige Wochen vorher über die deutschen Gauen gezogen waren, ja zum Theil noch grollend nachhallten in denselben.

Freilich waren sie wohlthätig für Deutschland diese Stürme, denn es waren die von 1813. Man hatte die Faust, welche man lange grollend in der Tasche geballt hatte, endlich hervorgezogen und hatte wacker dareingeschlagen auf die fremden Dränger, die jetzt flüchtig ihrer Grenze zueilten. Daß die Kosaken ein wenig mithalfen bei jener großartigen Hetzjagd, geht uns nichts an, ja vorläufig wenigstens kümmert für unsere vorliegenden Zwecke uns der ganze Kriegstrubel selbst nur wenig, und wir haben desselben nur erwähnt,

um die verhängnißvolle Jahrzahl 1813 nicht ganz kahl und alleinstehend aufführen zu müssen.

Kehren wir also in das Cabinet des Grafen Halden zurück, dessen Geräthschaften und Ausschmückung wir nicht schildern wollen, weil dieselben der geschmacklosesten aller geschmacklosen Zeiten angehörten, eben der Zeit des ersten Napoleon, und blicken wir dafür nach der lebenden Staffage des kleinen Gemaches, welche aus zwei Personen bestand.

Die eine derselben, der Graf selbst, war ein Mann, der die fünfziger Jahre bereits überschritten hatte, und von welchem wir, um ihn eben so wenig näher beschreiben zu müssen, wie sein ungemüthliches Arbeitszimmer, einfach sagen wollen, daß er ein Diplomat war, worauf das Bild desselben augenblicklich klar und ausgeprägt vor Jedermann stehen wird, wenngleich ohne Zweifel in etwas verschiedener Form, gemodelt vielleicht nach der uns bekannten Persönlichkeit eines mehr oder weniger berühmten Diplomaten selbst, oder gebildet nach der Ansicht, welche durch der Genuß mehrfacher Leitartikel entstanden, von der species homo diplomaticus, endlich vielleicht zusammengesetzt aus Bildnissen derselben, oder

aus Zerrbildern, wie sie gegenwärtig die Schaufenster der Buchläden verunzieren.

Die zweite Person war ein junger Mann von fünf- oder achtundzwanzig Jahren, von ziemlich frischer Gesichtsfarbe, braunem Haupthaar und dergleichen Augen, und mit einer jenen eigenthümlichen Nasen, welche im Profil ein wenig gebogen sind und bei einigem guten Willen an ein gelindes Römerthum erinnern können, während sie en face betrachtet, stumpf, ja fast breit zu nennen, so daß der Besitzer selbst gezwungen ist, sie stets von der unvortheilhaften Seite anzusehen. Im Uebrigen war der junge Mann nicht übel gewachsen, von Mittelgröße und trug, dem Geschmacke jener Zeit entsprechend, und ein wenig an den seligen Werther erinnernd, einen blauen Frack und gelbe Beinkleider. —

Es schien, als habe eine augenblickliche Pause stattgefunden in dem Gespräche der beiden Herren; jetzt aber sagte Graf Halden:

„Ihre Instructionen sind Ihnen also nun vollständig klar, mein lieber Lindenberg?

„Excellenz," erwiderte der junge Mann mit einer Verbeugung, „zuverlässig; indessen —"

„Schön," sagte der Graf, „schön! Rasch auffassen, vorsichtig durchführen, so liebe ich es."

Er stand vom Sopha auf, und August Lindenberg mußte wohl oder übel seinen Stuhl ebenfalls verlassen. Jetzt sah ihn der Graf einige Augenblicke durchdringend an, und legte flüchtig Zeige- und Mittelfinger seiner Linken auf den Mund.

„Gegen Jedermann," sagte er dann mit gedämpfter Stimme; „beachten Sie wohl, gegen Jedermann." Er betonte das Wort mit besonderem Nachdrucke, und fuhr dann fort: „und je eher Sie abreisen, desto besser wird es sein."

August Lindenberg befand sich auf der Treppe, ehe er recht wußte, wie er die Stube verlassen hatte, und kam hierauf, fast mechanisch hinabsteigend, unter der Thür des Hauses an. Dort besann er sich aber und blieb einige Augenblicke stehen; es wäre ihm lieb gewesen, wenn irgend ein Bekannter vorübergegangen wäre, aber lauter fremde Gesichter zeigten sich auf der breiten und ziemlich volkreichen Straße, und er mußte endlich das Portal verlassen. Wie kann Jemand, der mit einer geheimnißvollen Sendung beauftragt ist, unschlüssig sein, wohin er sich zu wenden hat!

Er schlug also langsam den Weg nach seiner Wohnung ein und beschleunigte erst seine Schritte,

als diese mit dem Hotel des alten Diplomaten in keine Beziehung mehr zu bringen waren; als er aber zu Hause angekommen war, warf er sich nachdenkend auf sein Sopha. Wie war das Alles so rasch gekommen! Vor noch nicht lan er Zeit hatte derselbe Graf Halden ihn zu sich beschieden und hatte ihn, es war nicht zu läugnen, wie man in der Studentensprache zu sagen pflegt, einigermaßen „gerissełt."

„Ich bin Ihr Chef nicht," hatte er gesagt, „aber ich bin ein alter Freund Ihres Vaters, und das giebt mir das Recht, offen mit Ihnen zu sprechen. Ich meine es gut mit Ihnen, und zuverlässig besser als Sie selbst. Wohin soll Ihre Lebensweise führen, auf welches Ziel gedenken Sie loszusteuern? Sie haben Jura studirt, haben das Examen gemacht und haben die Note erhalten, welche man „sehr gut" schreibt und „höchst mittelmäßig" ausspricht. Trotzdem hat man Ihnen Vorschub geleistet, man hat Sie hierher geschickt in die größere Stadt, während Ihr wackerer Vater in der Provinz sitzt; aber statt zu arbeiten, statt nach Kräften das Versäumte nachzuholen, machen Sie Verse, spinnen allerlei Liebeleien an und sind auf dem besten Wege, ein Phantast zu werden, statt eines anständigen Re=

ferendars, der Sie blos dem Namen nach sind, da Sie, wie mir Ihr Vorstand sagt, avis rarissima in der Amtsstube sind."

August Lindenberg hatte sich jenes Mal verwundert, den alten Diplomaten so offenherzig und zugleich so wahr sprechen zu hören, da doch bekanntlich diese Art Menschen stets ausnehmend vorsichtig sich auszudrücken pflegen, und das Lügen ihnen zur andern Natur geworden ist. Aber wie verändert war heute das Benehmen des Grafen! Auf der einen Seite war er die Liebenswürdigkeit selbst, auf der andern die personificirte Unklarheit. Das war fast das Einzige, was Lindenberg selbst vollkommen klar geworden war von den Aufträgen, mit welchen man ihn betraut hatte.

Er sollte nach Schwanheim gehen, einem Gute des Grafen, und dort auf weitere Befehle warten. Seine Anwesenheit sei dort nöthig, dringend nöthig, vorläufig auch ohne jene weiteren Befehle, und dort sollte er beobachten, höchst genau beobachten und die Augen allenthalben haben.

„Darf ich Excellenz fragen," sagte August, „was ich vorzugsweise —." —

„Brav!" rief der Graf, indem er August leicht auf die Schultern tippte, „brav, ich sehe, wir

verstehen uns, und es ist überflüssig, mich weiter über die Sache zu verbreiten."

Dann hatte er beigefügt, daß natürlich Niemand weiter in das Geheimniß eindringen dürfe, und einige Papiere, welche der Graf bereits vorausgesendet habe, und die ihm auf Schwanheim eingehändigt werden sollten, würden vollkommen hinreichen, den eigentlichen Zweck seines Dortseins zu verbergen. Dann war er, wie wir bereits gesehen haben, entlassen worden.

August Lindenberg kam dem Grund der Dinge nicht vollkommen auf die Spur. Das Vertrauen des Grafen, sein verändertes Urtheil über ihn konnte allerdings aus einem günstigen Berichte seines Vorstandes hervorgegangen sein, aber — er hatte gewichtige Gründe, an einem derartigen günstigen Berichte zu zweifeln. Vielleicht, dachte er dann, vielleicht haben sie eine ganz besondere Anlage zum diplomatischen Fache bei Dir gefunden, und da dies seine Eitelkeit schmeichelte, so beruhigte er sich vorläufig damit, war es gleich dieser Anlage ziemlich widersprechend, daß er eigentlich vom Zwecke seiner Sendung so viel wie nichts begriffen hatte. Er tröstete sich aber damit, daß die Papiere, die er in Schwanheim vorfinden und welche den Grund

seiner Anwesenheit verbergen sollten, ihm wohl auch Aufschluß über denselben geben würden.

Allmälig begannen jetzt sanguinische Hoffnungen in ihm aufzutauchen. Famose Erfolge, Erfolge, welche die Erwartungen des Grafen weit hinter sich ließen! Der Fürst würde aufmerksam gemacht werden auf den talentvollen, tüchtigen jungen Mann. Eine Anstellung, ein Orden, zwei vielleicht, denn wie leicht war es möglich, daß noch ein anderer Hof betheiligt war an jener Angelegenheit, welche er mit so viel Geschick und Gewandtheit vereinigte!

Dann Sidonie, die göttliche Sidonie, die er anbetete, obgleich sie die Tochter des Präsidenten, und an deren Liebe zu ihm er überzeugt war, obgleich sie ihm zur Zeit noch kein Geständniß gemacht! Aber ein Blick in seinen Spiegel gab ihm stets diese Ueberzeugung zurück, wenn er in trüben Stunden bisweilen zu zweifeln begann. Freilich war der Papa Präsident bis jetzt nicht besonders liebenswürdig gewesen; kam er aber zurück, befördert, decorirt und mit der Aussicht auf rasches Vorwärtskommen, — zuverlässig würde der Alte dann andere Saiten aufziehen. Und wenn nicht? Ein perfider Gedanke stieg in ihm auf — alle Thüren, alle Herzen öffneten

sich ihm ja ohnedies, vielleicht schon in wenig Wochen, — aber er beschloß dennoch treu zu bleiben, obgleich Sidonie nicht einmal besonders schön war, sondern einfach „göttlich", wie er zu sagen pflegte.

Unser junger Freund hüllte sich, noch voll von solchen Gedanken, in seinen Mantel und ging einige Freunde aufzusuchen. Er war sicher, den Zweck seiner Sendung nicht zu verrathen, aber er wollte seine Bekannten wenigstens ahnen lassen, daß ihm eine hochwichtige Mission geworden. Zu seinem Aerger indessen traf er keinen einzigen derselben, und verstimmt trat er endlich den Heimweg an.

Als er am Hause des Präsidenten vorüberkam, war droben Alles erleuchtet. Große Gesellschaft also! Früher war er nicht selten geladen worden, dann spärlicher, in der letzten Zeit gar nicht mehr. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und blickte mit gerunzelter Stirn aufwärts. „Geduld, das Verdienst bricht sich Bahn!" Zu Hause aber angekommen, erschrak er heftig. Ein Billet des Grafen war während seiner Abwesenheit abgegeben worden, und er fürchtete, daß jener sich anders besonnen, und alle seine Hoffnungen und Pläne zu nichte werden dürften. Das war aber

nicht der Fall, sondern der Graf hatte geschrieben: „Die bewußte Angelegenheit erfordert Ihre schleunige Abreise. Ich werde Ihnen morgen, früh vier Uhr, einen Wagen senden. Adieu! H."

August brachte die halbe Nacht mit Packen zu, schlief dann, geplagt von fieberhaften Träumen, einige Stunden, und als endlich der Wagen vor seiner Wohnung erschien, war er bereits reisefertig, und als er darauf in seinem Mantel gehüllt und mächtige Rauchwolken von sich blasend, durch die finsteren Straßen der Stadt fuhr, kam ein Behagen über ihn, welches die dampfdurchflochtene Gegenwart nicht mehr ahnt, trotzdem daß man jetzt zwölf Wegstunden in einer zurücklegt, während man zu jener Zeit neun bedurfte, waren die Wege schlimm, wohl auch die ganzen zwölf. Er überdachte dann noch einmal das Gespräch, welches er mit dem Grafen gehabt hatte, und da er, so wenig wie gestern, klug aus demselben wurde, so ging er zu den Hoffnungen über, welche er hegte, und als nach mehreren Stunden endlich der Tag zu grauen begann, schob er die Ledervorhänge zurück, welche dazumal die Stelle der gegenwärtigen Wagenfenster vertraten, und blickte hinaus in die Morgenlandschaft.

Die Gegend war ihm völlig fremd, denn er war kaum einige Stunden weit über das Weichbild jener größeren Stadt hinausgekommen, aber als es vollkommen Tag geworden war, kam es ihm vor, als habe er nie eine jämmerlichere Landschaft gesehen als eben die, durch welche sein Fuhrwerk jetzt langsam dahinzog. Längs des Weges entlaubte Bäume, dann leere Felder, hie und da einmal in einiger Entfernung der Saum eines niederen Gehölzes, und dann ein grauer, fast mißfarbiger Nebel, der ohne alle Poesie schwer und bleiern bald näher bald ferner Posto gefaßt hatte.

Es war der Gegend freilich nicht zu verargen, daß sie so düster und langweilig dareinsah, denn es war fast die schlimmste Zeit im Jahre, das heißt etwa Mitte November, nicht Herbst nicht Winter, nicht süß nicht sauer, und wäre unser Freund August einige Monate früher jene Wege gezogen, so hätten ihn ohne Zweifel die wogenden Halme der goldenen Saat entzückt und der Schnitter geschäftiges Walten, er hätte mit Wohlgefallen auf die, der Last ihrer Früchte fast erliegenden Obstbäume geblickt, und die kleinen freundlichen Dörfer, die jetzt der Nebel bedeckte,

hätten zuverlässig allerlei idyllische Gedanken in ihm rege gemacht.

Auch der Nebel benimmt sich zu anderen Zeiten anständiger, als eben Mitte November. Wie freundlich erinnernd klopft er an euren Herzen an, wenn er im Frühherbste seinen grauen Mantel über die Morgenlandschaft gebreitet hat! Wie weiß er da euch zu erinnern an die fröhliche Zeit der Ferien, an des Knaben Lust und Freude, und wie erzählt er euch alte Geschichten, die euch bisweilen ganz absonderlich ergreifen und schütteln! Auch seine Kinder, die Nebelstreifen, die durch die Waldschluchten ziehen, die auf den Wogen des Flusses ihren Reigen aufführen, oder um die felsigen Kuppen des Gebirges schweben, sind phantastische Gesellen, und gebt ihr ihnen Form und Gestalt, so erzählen sie euch, zum Danke dafür, oft wunderbare Mähren. Und auf dem unendlichen Meere in stiller Sternennacht, da entfaltet der alte Nebelkönig erst recht seine Macht und Herrlichkeit, als ein gewaltiger Zauberer, der euch Schlösser sehen läßt und Städte, der Heimath Flur und Herd, und wohl auch manch' theure Gestalt.

Der Nebel aber, der Mitte November sich auf eine flache Gegend gelegt hat, ist ein jämmer=

licher Bursche, eine schuftige Dunstgestalt, und nichts weniger als ein phantastisches Wesen, sondern eine ganz ordinäre, unter die Reihe der meteorischen Niederschläge zu zählende Naturerscheinung.

Was August betraf, welcher sich anfänglich so behaglich im Alleinbesitze seines Wagens gefühlt hatte, so begann ihn jetzt zu frieren, und als bald darauf der Nebel sich in einen ziemlich soliden Regen verwandelt hatte, welcher trotz der Ledervorhänge dennoch in den Wagen drang, und den Reisenden durchnäßte, fluchte er anfänglich und hoffte endlich in stummer Verzweiflung auf die erste Station.

Dort aber, es war ein kleines Bauerndorf, wurde ihm keine lange Rast. Der Graf hatte für frische Pferde im Voraus gesorgt, und der Kutscher, der ein mürrischer, schweigsamer Geselle schien, drängte zu baldigem Aufbruche, da man sonst Schwanheim nicht vor Anbruch der Nacht erreichen werde. August ergab sich in sein Schicksal, und der Tag verging auf ziemlich gleiche Weise, wie er begonnen, kalt, unfreundlich, regnerisch und bezüglich des Weges — Sandwege wechselnd mit bodenlosen, kothigen Straßen, oder steinbesäeten Feldwegen. Die ein=

zige Unterbrechung machte eine Schenke, in welcher man den Pferden ein sogenanntes kurzes Futter reichte; aber August, das ziemlich verwöhnte Kind einer größeren Stadt, flüchtete sich bald wieder in den Wagen, denn die Stube war mit Bauern und Juden angefüllt, welche von einem Markte kommend, dort, Schnaps genießend, ihre Kleider trockneten und eine fabelhafte Atmosphäre bewerkstelligt hatten.

Als die Nacht angebrochen war, schien die Gegend, welche bisher stets flach verlaufen, einen etwas romantischeren Charakter angenommen zu haben, einen bergigen wenigstens, aber die Dunkelheit und der strömende Regen gestatteten keine nähere Kenntnißnahme. Endlich aber hielt der Kutscher und sagte, mit der Peitsche in die Nacht hinauszeigend: „Dort!" Es kam August vor, als bemerke er in nicht weiter Entfernung einen großen, dunklen, unförmlichen Gegenstand vor sich liegen, und in Mitte desselben einen zweifelhaften Lichtschimmer, und in der That hatte man auch bald darauf das Ziel der Fahrt erreicht.

Ein großer und breitschultriger Mann mit einer Laterne half dem frierenden, hungrigen und durchnäßten Reisenden aus dem Wagen. Bei einem flüchtigen Umblicken glaubte August

zu bemerken, daß er sich bereits im Innern eines ziemlich geräumigen Burghofes befand, und sah gleichzeitig eine hohe gewölbte Pforte vor sich. Der Regen goß aber in Strömen, und der Wind tobte dermaßen, daß er eilig und ohne sich weiter umzusehen, dem vorangehenden Manne in's Haus folgte. „Herr Gott, welch' ein Wetter," sagte er darauf. —

„Passirt," antwortete der Mann und befahl dem Kutscher, August's Gepäck in's Haus zu bringen, welches er mit gewaltigen Griffen auf seine Schultern schleuderte, und hierauf schweigend, aber die Laterne hinter sich haltend, voranschritt in die dunkle Hausflur.

August folgte ihm, und jetzt begann eine Wanderung, welche dem jungen Manne mit jedem Augenblicke abenteuerlicher erschien. Man gelangte von der Hausflur aus in einen schmalen Gang, der bogenförmig verlief und, wie die auf der einen Seite angebrachten Schießscharten bewiesen, in früheren Zeiten offenbar einen Theil der Befestigungswerke gebildet hatte; dann stieg man eine Wendeltreppe hinan, welche in mehrere gewölbte Kammern führte, darauf in einen ähnlichen Gang, wie den bereits durchschnittenen, und endlich stand der Mann mit der Laterne

vor einer kleinen, aber mit einer Unzahl von Riegeln und Schlössern versehenen eisernen Thür stille, legte das Gepäck August's auf die Erde, und zog ein Schlüsselbund hervor, um die Thür zu öffnen.

Bisher hatte August die außerordentliche Stärke der Mauern bewundert und den Windstößen gelauscht, welche von Zeit zu Zeit mit furchtbarer Heftigkeit gegen diese sechs Fuß dikken Mauern anprallten, jetzt aber ward plötzlich ein anderer, höchst unangenehmer Gedanke in ihm rege. Sollte ihn der Graf hierher geschickt haben, um ihn ein wenig unter Schloß und Riegel zu halten? Die Bastille fiel ihm ein sowie die lettres de cachet, und gleichzeitig revidirte er sein Sündenregister. Mit Ausnahme einiger rosenfarbener aber waren fast alle blos Unterlassungssünden, und durchschnittlich wird man solcher halber einfach zum Teufel gejagt, aber nicht sorgsam verwahrt. — Es hatte indessen fast den Anschein, als habe der große Mann mit der Laterne einen Theil seiner Gedanken errathen, denn er sagte während des Aufschließens: „Es regnet zu stark, um Sie über den Hof führen zu können."

August war ihm dankbar dieser wenigen

Worte wegen, und die letzte Besorgniß schwand, als die Thür endlich geöffnet war. Sie trennte Jahrhunderte diese Thür, denn während die bisher betretenen Räume unbedingt mittelalterliche waren, gehörte die Region, in welche man sich nun begab, offenbar der Renaissance und zum Theil auch der Rococo-Periode an, und August schloß mit Recht, daß man sich nun in einem, in späterer Zeit der alten Burg angebauten, neueren Flügel befände. Dies bezeugten die bemalten Leinwandtapeten der Corridore, durch welche nun der Weg führte, die gewirkten Tapeten oder die zierlichen Vertäfelungen der Stuben, die mächtigen Kamine mit ihren Marmorbekleidungen, sowie auch einzelne, hie und da vertheilte Geräthschaften. Endlich gelangte man in einen großen, saalartigen Raum, welchen das Licht der Laternen nur spärlich erhellte, und jetzt öffnete der Mann eine Thür, stellte das Gepäck auf den Boden, und entzündete zwei auf einem Tische in Bereitschaft stehende Kerzen.

August war auf das angenehmste überrascht über die gemüthliche Stube, welche offenbar auf eine Zeit lang die seine sein sollte, aber auch sein bisher so schweigsamer Führer wurde jetzt auf einmal gesprächig.

„Ich habe vorläufig diese Stube für Sie bestimmt,“ sagte er höflich, „morgen aber steht Ihnen, mit Ausnahme der Zimmer seiner Excellenz, jede andere frei im ganzen Schlosse. Für heute sind Sie wohl müde, und ich werde deshalb durch die Friederike das Abendessen auf Ihre Stube bringen lassen; wollen Sie morgen aber an unserem Tische speisen, so wird es mir eine Ehre sein. Reicht der Wein nicht, bitte der Friederike Ihre Befehle zu ertheilen. Ich wünsche eine geruhsame Nacht!“ Er wollte gehen.

August mußte unwillkürlich lächeln. Auf einem Seitentische lag ein Brodlaib, und neben demselben standen drei mächtige Weinflaschen.

„Zuverlässig reicht der Wein,“ sagte er dann; „aber darf ich fragen, wen ich die Ehre habe?“

„Förster Bernd.“

August verbeugte sich, und indem er sich gleichzeitig an den mystischen Zweck seiner Sammlung erinnerte, fragte er:

„Hat der Herr Graf nicht gewisse Papiere für mich hierher gesendet?“

Der Förster wich scheu zurück und warf einen eigenthümlichen Blick auf August.

„Sie werden doch nicht heute schon anfangen wollen, Herr Lindenberg,“ sagte er dann.

„Nein," rief August, „nein, das hat Zeit bis morgen."

„Ruh'same Nacht!" erwiderte jetzt der Förster, und war so rasch verschwunden, daß August fast verwundert war über die Beweglichkeit des großen und starken Mannes.

„Er hat recht," dachte er; „morgen ist auch noch ein Tag." Dann warf er sich rasch in trockene und bequeme Kleider, und trank während dessen ein Glas Wein, der ihn merkwürdig belebte und erheiterte.

Die Stube war groß und geräumig, aber die braune Vertäfelung der Wände war vollkommen beleuchtet durch die beiden Kerzen, noch fast mehr aber durch das lustige, knisternde und flammende Feuer des mächtigen Kamins, welches dem jungen Manne ganz besonders gefiel und gemüthlich erschien. Und allerdings belebte der flackernde Schein desselben das ganze Gemach und ließ zugleich Alles reicher und prächtiger erscheinen, indem es der Vergoldung der Meubles den Glanz des ächten Goldes verlieh, die geschliffenen Gläser des Kronleuchters gleich ächten Diamanten funkeln und blitzen ließ, und auf die schweren gelben Damastvorhänge des Himmelbettes wunderbare Figuren zauberte.

„Famos!" sagte August zu sich selbst, „ich habe in meinem Leben nicht so brillant gewohnt, und werde dieses prachtvolle Zimmer gewiß mit keinem andern vertauschen."

Dann trat er an's Fenster, und da der Sturm draußen ein wenig nachgelassen hatte, öffnete er einen Flügel und blickte hinaus in die Nacht. So viel er erkennen konnte, mußte das Schloß auf der Höhe eines Berges liegen, der durch eine nicht sehr breite Thalschlucht getrennt war von einer andern Anhöhe, denn in ziemlich gleicher Höhe mit seinem Fenster zog sich drüben ein dunkler Streifen hin, wahrscheinlich Wald, tief unten aber hörte er Wasser brausen, und glaubte bisweilen auch das Klappern einer Mühle zu vernehmen.

Der Regen indeß, der für kurze Zeit in etwas nachgelassen hatte, kehrte jetzt mit verstärkter Heftigkeit wieder, und gleichzeitig tobte der Wind dermaßen, daß der junge Mann rasch das Fenster schloß und die Füße gegen das Feuer gekehrt, sich zum Kamine setzte. Sollte unter solchen Umständen nicht selbst der größte Philister in einige gelinde Anfälle von Gemüthlichkeit verfallen? Und August war nichts weniger als ein Philister!

„Die kleine Friederike wird jetzt gleich erscheinen," sagte er zu sich selbst, „denn, ich weiß selbst nicht warum, ich stelle mir dieses Försters Töchterchen als ein kleines blondes Gänschen vor, aber ich will heute mir meine Behaglichkeit nicht durch das kleine Geschöpf stören lassen, sondern sie kurz abfertigen, vornehm, den gnädigen Herrn spielend. Daß ich ihr morgen den Hof mache, ist natürlich, aber heute will ich dem tobenden Sturme lauschen, welcher draußen —"

Er erschrak fast, als in diesem Augenblicke sich die Thür öffnete und die Erwartete eintrat, eine große, starke Person in bäuerischer Tracht, sicher bereits vierzig Jahre alt, mit dunklem Haar und mit derben Händen, in welchen sie aber eine große silberne Platte hielt, auf der zierlich geordnet ein offenbar treffliches Mahl sich befand, welches sie schweigend auf einen Nebentisch setzte. Hierauf deckte sie rasch und gewandt den in Mitte der Stube stehenden Tisch, und sagte dann:

„Wasser bringe ich im Augenblick." Sie erschien auch wirklich alsbald wieder, und zwar so schnell, daß offenbar eine zweite Person draußen im Vorplatze die mächtige Wasserkanne in Bereitschaft gehalten haben mußte; dann setzte sie das Wasser auf den Nachttisch, fragte, ob der

junge Herr noch etwas befehle, und verschwand, als August verneinte, geräuschlos wie sie gekommen.

August öffnete nach einigen Augenblicken spähend die Thür, aber draußen war's stille und dunkel, und er setzte sich jetzt zu Tische, auch Friederike vergessend und selbst ihre muthmaßliche Helferin, und nur beschäftigt, dem trefflichen Mahl alle Ehre anzuthun. Als er später sich, in der besten Laune von der Welt, zu Bette begab, beschloß er seine diplomatische Sendung zu verlängern, so lange es nur immerhin möglich sei. —

„Das sind die Schriften, welche mir Aufschluß geben sollen über mein Geschäft?" sagte August am andern Morgen, mehr noch erschrocken als erstaunt, zum Förster, nachdem dieser zwei riesige Packete, sorgfältig in starkes Papier eingeschlagen, vor ihn hingelegt hatte. —

„Aufzuwarten," erwiderte dieser, „und ein Schreiben des Herrn liegt bei." —

Dann fragte er, ob der Gast mit ihm und den Seinigen das Mittagsmahl theilen, oder auf seiner Stube speisen wolle, und nachdem August das erste gewählt hatte, empfahl er sich.

Als er sich entfernt hatte, dachte der junge

Mann, daß er umsonst vor der Größe dieser muthmaßlichen Actenstücke erschrocken sei. „Ich soll sie ja in der That nicht studiren, sondern sie dienen nur dazu, den Leuten hier im Schlosse Sand in die Augen zu streuen," sagte er, indem er den ersten Pack öffnete. Er fand eine sechs bis acht Jahre zurückgehende Reihe von Gutsrechnungen, und begann herzlich zu lachen.

Er sollte also eine Art Rechnungsrevisor vorstellen, er, der in seinem Leben die Zahlen gehaßt wie die Sünde, ja vielleicht noch mehr.

„Rechnungen über Einnahme und Ausgabe an Geld und Naturalien bei dem hochgräflichen Gute Schwanheim von Petri Cathedra 2c. 2c.! Pfui Teufel! Es macht mich krank, diese Dinge nur anzusehen."

Er schob die mächtigen Foliobände bei Seite und eröffnete das zweite Packet. Abermals Rechnungen und Belege, obenauf aber ein Schreiben des Grafen, welches er hastig ergriff und das Siegel erbrach. Ohne Zweifel erhielt er jetzt genaue Instructionen. Aber er schleuderte es mit einem Fluche von sich, nachdem er es durchflogen. Es lautete:

„Mein lieber Lindenberg!

„Ich wiederhole Ihnen: Verlieren Sie den Zweck Ihrer Sendung nicht aus den Augen. Diesen vor Jedermann zu bergen, dienen die vorliegenden Rechnungen, denn man glaubt, daß Sie dieselben revidiren würden. Apropos! In Ihren freien Stunden könnten Sie in der That die Rechnungen des alten Bernd ein wenig durchsehen. Es wäre, aus Gründen, mir das eine große Gefälligkeit.

„Ihr ganz ergebener Halden."

Nach der ersten Aufregung bedachte sich August. Daß der Graf ihn einzig aus dem Grunde nach Schwanheim gesendet, um seine Rechnungen zu revidiren, war nicht anzunehmen. Dazu hätte er mit Leichtigkeit hundert Geschicktere finden können, und noch weniger war daran zu denken, daß dies geschehen, um die Kosten der Revision zu sparen. Alle Welt wußte, daß der Graf nichts weniger als geizig war. Er hatte also wirklich im Sinne, ihn gelegentlich in seinen freien Stunden, vielleicht seiner Ansicht nach sogar angenehm zu beschäftigen. Er konnte nicht umhin, schmerzlich zu lächeln bei diesem Gedanken. Und dann freie Stunden! Was war denn eigentlich seine

Aufgabe? Er tröstete sich damit, daß dieses Geheimniß plötzlich enthüllt vor ihn hintreten würde, und beschloß abzuwarten. Auf der andern Seite sah er, trotz seinen sehr mangelhaften Kenntnissen im Rechnungswesen, doch die Nothwendigkeit ein, wenigstens einen Versuch zu machen. Sogleich? Hm, doch nicht! Des Nachmittags war auch noch Zeit, vielleicht entfaltete sich bald der Kreis seiner wirklichen Thätigkeit, und dann konnte er den langweiligen Rechnungen Valet sagen. Dann hatte er keine freien Stunden mehr!

Da es draußen noch immer strömte, beschloß er einen Gang durch das Schloß zu machen. Auch Friederike, die Tochter des Försters, fiel ihm wieder ein. Aber die große ältliche Person von gestern konnte unmöglich die Tochter Bernd's sein. Eine Magd ohne Zweifel, und da der Förster von seiner Familie gesprochen hatte, war vielleicht seine Ahnung hinsichtlich einer kleinen Blondine doch nicht ohne Grund. Beim Essen würde sich das entwickeln, dachte er.

Als er jetzt auf den Vorplatz trat, durch welchen man in seine Stube gelangte, staunte er über dessen Größe. Der Raum war ohne Zweifel früher als Saal benutzt worden, und zur Zeit der Renaissance erbaut, hatte man ihn während

der Rococoperiode im Sinne derselben ausgeschmückt. Dann aber schien man ihn gänzlich vernachlässigt zu haben, alle Geräthschaften waren aus demselben entfernt worden, und der einzige Schmuck, der den Wänden geblieben, bestand in einer Reihe lebensgroßer Portraits, ohne Zweifel Vorfahren der Grafen von Halden darstellend.

August betrachtete sich flüchtig diese Männer und Frauen, welche ihrer Tracht nach verschiedene Jahrhunderte repräsentirten, und schritt dann weiter. Die eiserne Thür, welche ihm gestern anfänglich Besorgnisse eingeflößt hatte, fand er verschlossen, und er wandte sich deshalb nach einer andern Richtung. Er durchschritt Corridore, welche mit Jagdtrophäen geschmückt waren, mit Geweihen von Hirschen und anderen, dem jungen Manne vollkommen unbekannten Thieren; dann kam er in Räume, in welchen, dem Rost und Staube preisgegeben, Rüstzeug und alte Waffenstücke lagen, Dinge, deren sich in jener Zeit eine falsch aufgefaßte Freisinnigkeit schämte, und welche gegenwärtig die Speculation und die Mode in hohen Ehren hält. Darauf gelangte er in Stuben, welche, waren sie auch nicht so behaglich eingerichtet, wie das ihm angewiesene Gemach, doch immerhin wohnlich genug und mit Meubles hin=

länglich versehen waren, und an den Thüren aller dieser Räume steckten die Schlüssel, und der Eintritt war ungehindert mit Ausnahme einer Reihe von auf einen Corridor führenden Thüren, welche wahrscheinlich zu den gestern vom Förster erwähnten Zimmern des Grafen führten.

Der junge Mann hatte fast Mühe, sich endlich wieder in seine Stube zurück zu finden, und wunderte sich sowohl über die Größe der Räumlichkeiten, als auch über die Einsamkeit und die lautlose Stille, welche allenthalben herrschte. Von der Wohnung des Försters hatte er nichts entdecken können, und er schloß mit Recht, daß dieser im alten Schlosse sich eingerichtet haben würde, denn nach nicht langer Zeit erschien derselbe und bat ihn, ihm zum Mittagstische zu folgen, und nachdem er ihn eine Zeit lang durch uns bereits bekannte Räume geführt hatte, bog er ab, stieg eine Wendeltreppe hinab, schritt über einen Hofraum, und gelangte endlich in ein mittelgroßes gewölbtes, offenbar dem Mittelalter angehöriges Gemach, in welchem der Tisch bereits gedeckt stand.

August sah augenblicklich an der zwar reinlichen, aber einfachen Bestellung der Tafel, daß er heute auf den Tellern des Försters speisen

werde, während das gestern Abend auf gräflichem Service geschehen war, aber er fand nicht Zeit, längere Betrachtungen anzustellen, denn in diesem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür, und es traten zwei Mädchen ein.

„Meine Töchter, Johanna und Luise,“ sagte der Förster kurz.

Das kleine blonde Gänschen war allerdings jetzt erschienen, in der Person der etwa zehnjährigen Luise, welche zwar tief dunkle Augen, aber dabei reichliche hellblonde Locken hatte, aber August schenkte dem hübschen Kinde, welches ihn neugierig anblickte, keine Aufmerksamkeit, sondern hatte nur Augen für Johanna, welche ihm in diesem Momente als eine vollendete Schönheit erschien.

Das junge Mädchen hatte den zierlichsten Wuchs von der Welt, schlank und doch nicht ohne Fülle, tief schwarzes Haar und dunkle Augen, und dabei scharf ausgeprägte, geschnittene Züge, offenbar einen fremdländischen Charakter tragend. Trotz seiner Bewunderung warf August unwillkürlich einen Blick nach dem Förster, und blickte eben so unwillkürlich sogleich wieder nach Johanna. Bernd war ein großer breitschultriger Mann, dessen Gesicht von den Blattern so ziemlich ge-

zeichnet und stark wettergebräunt war, dabei hatte er eine stumpfe Nase und seine Züge waren eher alles Andere, als geschnitten zu nennen. Aber seine Augen waren so genau, so ganz genau die Johanna's, daß keinen Augenblick zu zweifeln war, sie sei wirklich seine Tochter.

Der Förster schien diese Vergleichung nicht, und eben so wenig die Bewunderung zu bemerken, welche der junge Mann seiner Tochter schenkte, und diese letztere warf vor dem unvermeidlichen Augenniederschlagen einen einzigen flüchtigen Blick auf denselben, einen jener Blicke, mit welchen die Frauen sich eine Meinung bilden über einen Mann, für Jahre, für die Lebenszeit, zuweilen bis über das Grab hinaus.

Jetzt faltete der Förster die Hände und sprach:

„Komm Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheeret hast!"

August machte bei diesen Worten die eigenthümliche, nicht eben besonders geistreiche Miene, welche meistens Leute annehmen, die, zu Hause an kein Tischgebet gewöhnt, plötzlich in eine fromme Familie gerathen sind. Er fuhr aber jetzt erschrocken zusammen, als eine tiefe Baßstimme hinter ihm sagte:

„Der Herr Jesus kann heute nicht kommen, und schickt mich statt seiner als Gast!“

Als er sich umblickte, sah er einen ältlichen, großen, grobknochigen und hagern Mann hinter sich stehen, dessen Anzug wohl ganz bäurisch zu nennen gewesen wäre, hätten die vorherrschende grüne Farbe desselben und hohe, bis über die Kniee reichende Gamaschen nicht einigermaßen an die edle Jägerei erinnert. Der Mann schien auch ganz bekannt im Hause, denn der Förster nickte ihm freundlich zu, Johanna ging sogleich, um ein Gedeck zu holen, und der neue Ankömmling setzte sich hierauf ohne weitere Umstände mit zu Tische.

Wäre Johanna nicht gewesen, so hätte ohne Zweifel die Anwesenheit des ungehobelten, langen Gesellen beim Essen August unangenehmer berührt, aber er verschlang diese mit den Augen, während die kleine Luise ihn selbst auf gleiche Weise anstarrte, und das Mahl verging so ziemlich einförmig und ohne daß viel gesprochen worden wäre. Trotz seiner Bewunderung der schönen Johanna machte er aber dennoch die Bemerkung, daß die einfachen Speisen so trefflich bereitet waren, wie gestern am Abend, und als er dies lobend gegen den Förster erwähnte, sagte dieser:

„Ja, unsere Friederike hat lange in der Küche des Herrn Grafen gedient."

Als August wieder auf seine Stube zurückgekehrt war, ärgerte er sich über sich selbst. Anstatt den Löwen zu machen, von der Residenz zu sprechen und seine Ueberlegenheit in glänzendem Lichte zu zeigen, war er einsilbig wie ein Schüler bei Tische gesessen, hatte schweigend die reizende Johanna angegafft, und diese selbst hatte sich mit dem langen Bauerntölpel besser und jedenfalls freundlicher unterhalten, als mit ihm. — Er nahm sich vor, des Abends diesen Fehler zu verbessern, und ging dann, da der Regen nachgelassen hatte, vor das Schloß, und es gelang ihm jetzt, eine gewisse Uebersicht über dasselbe zu erhalten.

Das neue Schloß, in welchem sich seine Wohnung befand, war angebaut an die kleinere mittelalterliche Burg, in deren unteren Räumen er heute beim Förster gespeist hatte, und von dieser aus führte ein ziemlich steil abfallender, gepflasterter Weg hinab in eine mäßig große, baumreiche Ebene, dann aber kam wieder Wald, der alle weitere Aussicht hemmte. Beide Gebäude lagen übrigens auf einer felsigen Anhöhe, rechts und links geschützt durch schluchtenartige Thäler, und während von der Vorderseite aus der eben

erwähnte Thalweg abwärts führte, war die Hinterseite des Burgberges in geringer Entfernung von den Mauern abermals mit Wald bestanden.

Einen Umgang um das ganze Anwesen gestatteten die an manchen Stellen steil abfallenden Felswände nicht; wo dies aber nicht der Fall, waren Park- oder Gartenanlagen angebracht, welche jedoch sowohl der späten Jahreszeit halber, als auch nicht sonderlicher Pflege wegen, keinen besonders günstigen Eindruck hervorbrachten, der kaum verbessert wurde durch die zu beiden Seiten der Thalschlucht, höher als der Burgberg selbst ansteigenden Bergwände, allenthalben mit dunklem Nadelholze bestanden. —

„Im Sommer mag das Alles ganz romantisch sein," sagte August zu sich selbst, „aber jetzt, im Winter, ist es ganz abscheulich!" Er hatte, so wie am Morgen, auf seiner ganzen Wanderung keine lebende Seele getroffen, und kehrte endlich, mißmuthig und gelangweilt, auf seine Stube zurück.

Als er dort ärgerlich zu den Rechnungen des Försters griff, fand er, daß die Belege zu denselben sämmtlich fehlten, so daß an eine prüfende Durchsicht derselben nicht zu denken war. Er warf sie bei Seite und war höchlich zufrieden,

als endlich Friederike Licht brachte und ihn gleichzeitig aufforderte, in etwa einer halben Stunde zum Abendessen zu kommen, obgleich er in der Stadt mitleidig gelächelt haben würde über den Gedanken, zu so früher Zeit zu Abend zu speisen.

Noch vor Ablauf der gegebenen Zeit fand er sich beim Förster ein, den er rauchend und, wie es schien, in gemüthlicher Stimmung, am großen Kachelofen sitzend fand, und jetzt entwickelte sich eigentlich das erste regelrechte Gespräch mit demselben, da Beide bisher nur wenig Worte gewechselt hatten. Als endlich die Mädchen erschienen, wurde das Gespräch allgemein, machten gleich die Herrlichkeiten der Stadt, welche der junge Mann zu Markte brachte, wie es den Anschein hatte, auf Johanna nicht vollkommen den gewünschten Eindruck. Endlich erwähnte er gegen den Förster der fehlenden Belege, und ersuchte ihn, dieselben auf seine Stube zu schicken.

„Sind sie nicht bei den Rechnungen?" sagte jener gedehnt und starke Rauchwolken von sich blasend, und als August erwiderte, daß dies nicht der Fall sei, versprach er kurz, sie morgen zu bringen, aber er war einsilbig von jenem Augenblicke an, und dem jungen Manne entging ein

eigenthümlicher, fast verwunderter Blick nicht, welchen Johanna auf ihren Vater warf.

Aus dem Tagebuche des Referendars August Lindenberg.

Ich habe oft behaupten hören, daß man ein Tagebuch entweder blos deshalb führe, um sich an seine einfältigen Streiche zu erinnern, oder um dieselben vor sich selbst und Anderen zu beschönigen, aber ich weiß jetzt noch einen Grund. Es ist der, sich die furchtbarste Langeweile wenigstens theilweise zu vertreiben. Ich sage theilweise, denn ich habe jetzt Alles aufgezeichnet, was mir begegnet, seit der Graf mich mit dieser unglücklichen Mission betraute, und noch immer langweile ich mich großartig, und ich fürchte, daß demjenigen, der einmal diese Blätter durchliest, ein Gleiches begegnet.*) —

Ich langweile mich nicht mehr, denn ich liebe diese Johanna bis zur Raserei, und ihre Blicke, die sie auf mich wirft, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, zeugen deutlich genug von ihrer Gegen=

*) Gewaltsam unterdrücken wir, der Verfasser, ähnliche melancholische Gedanken.

liebe. Wie sah sie mich heute an, als ich flüchtig mit der Hand die Locken meines Haupthaars ordnete! Was soll aus meinem Verhältnisse mit Sidonien werden?

Der Alte hat ein böses Gewissen, das steht unumstößlich fest. Vor zwei Tagen bat ich ihn, mir die fehlenden Belege zu schaffen. „Morgen," sagte er. Aber der Vormittag verfloß, ohne daß ich ihn zu Gesicht bekam. Als ich ihn beim Mittagstische daran erinnerte, rief er, sich an die Stirn schlagend: „Richtig! Ich vergaß das. Nun Nachmittags!" — Aber nach dem Essen nahm er seine Büchse und ging in den Wald, um erst beim Abendessen heimzukehren, und gestern wiederholte sich die ganze Geschichte. —

Wenn ich nur wenigstens mit Johanna sprechen könnte. Aber so oft der Alte das Haus verläßt, ist auch sie verschwunden, und überhaupt Alles wie ausgestorben; nur die kleine Luise schleicht bisweilen umher, bald da, bald dort, aber was hilft mir das Kind? —

„Haben Sie die Augen allenthalben," sagte der Graf zu mir, und ich sehe jetzt, daß dies wohl nöthig sein mag. Es ist etwas hier im Hause nicht richtig! Von den Rechnungen habe ich gestern und heute kein Wort mit dem Alten

gesprochen, Johanna warf stets so sonderbare Blicke auf ihren Vater und mich, als ich davon begann, aber heute bei Tische fragte ich den Förster, warum er nicht lieber im neuen Schlosse wohne, als hier in den gewölbten, fast kellerartigen Räumen. Es schien anfänglich, als wolle er hastig auffahren; ersichtlich bezwang er sich aber wieder, und sagte dann mit gepreßter Stimme:

„Wenn ich nicht muß, betrete ich nie jene verfluchten Räume." —

„Die Jungfer Johanna hat also die Pflege des ganzen neuen Schlosses allein unter sich?" sagte ich jetzt zu dieser gewendet, und wollte eben eine Artigkeit hinzufügen. Aber sie wurde in diesem Augenblicke todtenbleich und wandte sich hastig ab. Was sind das für sonderbare Menschen!

Aber es ist noch nicht genug. Der ungeschlachte lange Bauer, der bereits am ersten Tage meines Hierseins sich zum Mittagsessen drängte, und bis jetzt fast jeden Tag auf's Schloß kommt, sei's nun zum Mittags- oder Abendbrote, war auch heute wieder bei Tische. Ich war nach dem Essen nicht sogleich auf meine Stube gegangen, sondern spazierte noch ein wenig in den endlosen Gängen des von mir bewohnten Stockwerks im

neuen Schlosse. Plötzlich kam es mir vor, als höre ich in der Entfernung Schritte, und endlich blieb kein Zweifel übrig, daß ich mich wirklich nicht getäuscht hatte. Man kam näher, und ich gestehe, daß es mir jetzt, ich weiß selbst nicht warum, zum ersten Male unheimlich wurde während der ganzen Zeit meines Hierseins.

Fast instinctartig trat ich hinter die geöffnete hohe Flügelthür eines der Corridore und sah jetzt zu meinem größten Erstaunen Johanna und jenen Bauer mit leisen Schritten und fast flüsternd sprechend an mir vorübergehen.

„Hilf mir, Alter, hilf mir," sagte Johanna; „ach, ich fürchte, der einfältige Mensch hat Alles gemerkt." —

Ich konnte die Antwort des Langen nicht verstehen, denn das Mädchen öffnete bei diesen Worten eine in's obere Stockwerk führende, sonst stets verschlossene Thür, und Beide traten rasch ein, hinter sich wieder abschließend.

Was geht da vor? Wer ist der einfältige Mensch, der Alles gemerkt hat? Es sind also außer mir und den Förstersleuten noch andere Menschen im Schlosse. Falschmünzer? Räuber? Verschwörer? Es beginnt zu tagen, und der Auftrag meines Herrn Grafen wird, so hoffe ich,

nicht lange mehr ein Geheimniß für mich bleiben. —

Die Geschichte wird immer toller. Wahrhaftig, nur der Form halber erwähnte ich gestern gegen den Förster Bernd wieder der Rechnungen. Er schien unbefangener als sonst, ja, es kam mir vor, als unterdrückte er ein Lächeln; heute Morgen aber war der alte Heuchler über alle Berge, in Geschäften, wie Johanna sagte, für einige Tage in eine entfernte Försterei. Seine Rechnungen sind nicht in Ordnung, und er hat sich aus dem Staube gemacht, um meinen Mahnungen auszuweichen. —

Gott sei Dank. Heute lief ein Schreiben des Grafen an den Förster ein, in welchem er ankündigt, daß er wahrscheinlich in acht Tagen, vielleicht aber auch schon früher, auf dem Schlosse eintreffen werde. Johanna eröffnete den Brief, und ward blaß wie eine Leiche, und der Lange, der, wie ich erst dieser Tage erfuhr, eine Art Forstbote ist, wechselte einen bedeutsamen Blick mit ihr. Ich liebe sie nicht mehr, sie ist eine Verbrecherin. —

Noch nie war Johanna dem jungen Lindenberg so liebenswürdig erschienen, als eben am Abende desselben Tages, an welchem er diese Zeilen geschrieben hatte, und auch Veit, der lange Forstbote, welcher sich eingefunden hatte, schien seine bisherige Schweigsamkeit vollkommen abgelegt zu haben.

„Bleiben Sie noch ein wenig da, Herr Lindenberg,“ sagte Johanna, als August nach dem Abendbrote sich entfernen wollte, „obgleich Veit im Hause schläft, so lange der Vater nicht hier, so fürchte ich mich doch.“

„Ja,“ rief die kleine Luise, indem sie ihren Schemel dicht an den Stuhl August's rückte, „bleiben Sie noch unten, Veit soll uns etwas erzählen.“

Die Kleine hatte in den letzten Tagen eine fast auffallende Vorliebe für August gezeigt, und obgleich er sich von Veit's Erzählung wenig versprach, so willigte er doch ein, und jetzt rief das Kind:

„Veit, erzähle uns das von der grauen Gräfin!“

„Halt,“ sagte Friederike, die spinnend am Ofen saß, „das nicht. Es jährt sich dieser Tage.“

August wollte fragen, wer die graue Gräfin sei und was sich jähre, aber das Kind rief dazwischen:

„So erzähle uns vom wilden Heere oder das vom Müller!"

Die Kleine schien ein ganzes Repertoir der Erzählungen Veit's im Kopfe zu haben.

Dieser schien sich wenig sträuben zu wollen, und eben so wenig versuchte er vorher seine Glaubwürdigkeit in ein günstiges Licht zu stellen.

„Wem die wilde Jagd begegnet, der mag auf seiner Hut sein," sagte er einfach, „daß ihm kein Unglück begegnet, oder daß er kein Verbrechen begeht, das ihn nachher peinigt sein Leben lang, denn vor dem Teufel, der in der Menschenbrust rege wird, schützt der getreue Eckhard nicht."

Erstaunt und ohne lange zu überlegen rief August: „Der getreue Eckhard! Was wißt Ihr vom getreuen Eckhard?"

Veit sah den jungen Mann mit einem halb ernsten, halb spöttischen Blicke an. „Ich war vielleicht nicht immer der Bauernkerl, der ich jetzt bin," sagte er dann, „und es kann sein, daß ich ihn aus den Büchern kannte, ehe Sie, Herr Lindenberg, buchstabiren konnten. Das braucht's

aber gar nicht, denn ich hab' ihn persönlich gesehen." —

„Ich kenn' ihn auch," sagte Luise ernsthaft, „der König hat seine Kinder todt gemacht und trotzdem hat er des Königs Söhnen Leib und Seele gerettet. Warum er nicht in den Himmel gekommen ist, weiß ich nicht, und er läuft wohl nur zu seinem Vergnügen mit dem Teufel in der Luft herum, um ihm sein Spiel zu verderben."

„Wenn der Alte draußen, ist ja ein ganz sonderbarer Geist in die Leute da gefahren," dachte August für sich, Veit aber hob die linke Hand empor, wie in plötzlicher Aufregung. Dann jedoch, als habe er sich plötzlich besonnen, ließ er sie wieder sinken, neigte das Haupt auf die Brust, und begann:

„Was ist Zeit, was ist Ort? Es war eben einmal draußen im Walde, im wilden, weiten Walde, als ich in der Nacht meine Wege ging. Was es für Wege, kümmert Niemand, so wenig wie das wann und wo, es waren eben meine Wege. — Ich habe mich niemals viel gefürchtet, damals gar nicht, plötzlich aber kam es sonderbar über mich, ein plötzlicher Schrecken, eine Angst, wie ich sie niemals vorher empfunden.

Mein Pfad hatte mich eben auf eine Lichtung im Walde geführt, und ich blieb unwillkürlich stehen und blickte um mich, aber ich war allein, Niemand folgte mir, kein Lüftchen regte sich, und droben am Himmel stand in ruhiger Klarheit der Mond. Jetzt aber erscholl in der Ferne ein dumpfer Lärm, der näher kam und näher, und lauter wurde, und entsetzlicher. Es klang wie ein Jubelgeschrei, oder wie ein gräßliches, grauenvolles, und dazwischen wieder herzzerreißendes Jammern und Wehklagen, wie Stimmen von Menschen und Thieren.

„Ich wollte fliehen, aber ich war wie gebannt an die Stelle, und jetzt kam's daher gebraust über die Gipfel der dunkeln Fichten, die bogen sich ächzend, aber es war nicht der Sturmwind, der sie beugte, denn unten auf der Haide rührte sich kein Grashalm, es war der Spuk, der Graus, dessen Gestalten jetzt sichtbar wurden und über Wald und Haide zogen.

„Vorauf eine mächtige Reckengestalt, im grauen wallenden Mantel, den linken Arm, wie warnend, weit ausgestreckt vor sich, den rechten abwehrend, rückwärts haltend, gegen sein gespenstiges Gefolge. Das war der getreue Eckhard, der zum Lohn für seine Treue auf unbestimmte Zeit mit

dem Teufel spazieren gehen darf, um die Menschen zu warnen vor der wilden Jagd.

„Auf schwarzem, geflügeltem Rosse folgte dem der Hackelberg. Der führt die Jagd mit Halloh und Peitschenknall, und ihm nach stürzen in wilder Hast die gespenstigen Reiter und Hunde. Mir war's, als sähe ich alte Bekannte, die freilich längst schon gestorben, unter denen da droben, denn ich folgte der Warnung des getreuen Eckhard nicht, und blickte empor zu dem grausigen Spuke, obgleich mich schauderte bis in's innerste Mark. Als ich aber einmal niedersah zur Erde, da flogen um und neben mir riesige Schatten über die Haide, die Schatten des wilden Heeres, das über mir zwischen Himmel und Erde dahinzog.

„Warum hat das mich mehr noch entsetzt als droben die gespenstigen Reiter selbst? Ich weiß es nicht, aber ich warf mich mit einem Schrei der Verzweiflung zu Boden, und drückte mein Antlitz in das Haidekraut, und so sah ich den nicht, der die Jagd treibt, so wie sie der Hackelberg führt, der sie treibt seit undenklichen Zeiten und treiben wird bis in Ewigkeit."

Veit schwieg, es entstand eine Pause und

August erschrack fast, als jetzt Friederike plötzlich vom Ofenwinkel aus fragte:

„Habt Ihr nicht gebetet, Veit, bei all' diesem Spuk und Schrecken?"

„Nein," erwiderte dieser kurz.

August wollte dann bemerken, daß Alles wohl nur ein Fieberanfall, eine Sinnestäuschung gewesen sei, aber er wußte selbst nicht warum, es kam ihm das nicht recht passend vor, und nebenher schien der alte Forstbote ein ganz Anderer geworden zu sein heute Abend. Vielleicht ebenfalls nicht sehr am Orte, fragte er daher:

„Habt Ihr denn wirklich nachher ein Verbrechen begangen?"

„Ja," sagte Veit eben so kurz, aber offenbar vollkommen unbefangen. Auch Niemand der Anwesenden schien im mindesten verwundert über diese offene Antwort, aber Johanna sagte:

„Es wird einem doch grauselig bei solchen Geschichten, und wenn ich heute den Mulz sähe, ich glaube, ich würde erschrecken."

„Macht den Herrn nicht fürchten," meinte Friederike, aber fast gleichzeitig rief August:

„Mulz? Was ist das für ein sonderbarer Name? Wer ist das?"

„Ach," versetzte Johanna, „der Herr Linden=

berg fürchtet sich gewiß nicht, und vielleicht glaubt man in der Stadt gar nicht an dergleichen. Mir aber wird blos ängstlich bei solchen Dingen, die draußen vorkommen im Freien, so wie zum Beispiel heuer die Hexen zu Walpurgis über das Schloß flogen, — weißt Du noch, Friederike?" — Diese nickte bejahend, und das junge Mädchen fuhr fort: „oder wenn der Mondmann herabsteigt und in die Thalschlucht leuchtet, wo eigentlich gar kein Mondschein hin gehört."

„Ich weiß nicht, beste Jungfer," sagte August, indem er sich Mühe gab, unbefangen zu lächeln, „was angenehmer ist, aber was ist's mit dem Mulz?"

„Nun," versetzte sie, „es ist nicht viel daran, und wir kennen es Alle und fürchten es nicht. In mondhellen Nächten huscht es, drüben im neuen Schlosse, über die Gänge und den Saal. Eigentlich wälzt es sich fort, geräuschlos und stille, etwa wie ein Ballen grauer, aufgezupfter Wolle, getrieben von einer unsichtbaren Hand, oder von einem leisen Hauche. Kommt's an eine Wand, so verschwindet es in derselben, aber immer stille, ohne das mindeste Geräusch. Bisweilen hockt es auch im Mondscheine, als wenn es sich sonnen, oder besser sich monden wolle,

und da hat's Augen und sieht einen recht erbärmlich an, huscht aber weg, sobald man näher kommt. Wir nennen es den Mulz, warum? Ich weiß es nicht."

„Und das haben Sie selbst schon gesehen?" sagte August, und fügte dann zögernd bei: „Drüben, im neuen Schlosse?"

„Häufig," versetzte Johanna, und die kleine Luise flüsterte eifrig, als wolle sie ihm eine rechte Freude bereiten:

„Ja, und die graue Gräfin geht auch drüben."

„Was das im Mondschein Hocken betrifft," sagte Veit jetzt mit großer Gemüthsruhe und behaglich rauchend, „so ist das eine alte Geschichte. Sie sitzen alle gerne drinnen, die Todten. Es ist ihre Sonne, sie wärmen sich nach ihrer Art im Mondscheine, wie wir in der Sonne, und wenn es Verstorbene sind, die auf Propretät halten, so bleichen sie ihre Knochen, die im Grabe immer brauner und unscheinbarer werden."

Nach einigen ähnlichen Gesprächen trennte man sich endlich, und als August das neue Schloß betrat und das Mondlicht, zum ersten Male so lange er sich auf Schwanheim befand, hell und voll zu allen Fenstern hereinfallen sah, sagte er zu sich selbst: „Das fehlt noch, gerade heute,

wo ich all' das dumme Zeug angehört habe. Sei kein Narr, August!"

Er konnte aber dennoch nicht unterlassen, in allen Ecken nach dem Mulz zu spähen, und fühlte, daß es ihn kalt überlief. Als er in den Saal gelangte, fuhr er anfänglich zurück, denn der ganze große Raum war fast hell wie bei Tage von den Strahlen des Mondes erleuchtet, und die sechseckigen Scheiben der fast übergroßen Fenster funkelten und blitzten auf eigenthümliche Weise. Er gedachte unwillkürlich der von Veit erwähnten Liebhaberei der Todten, im Mondscheine zu sitzen, doch es saß Niemand dort, auch der Mulz nicht. Aber die lebensgroßen Gestalten der alten Grafen, mit denen die Saalwände geschmückt waren, schienen lebendig geworden in ihren dunkeln Rahmen, und verfolgten ihn mit ernsten Augen, bis er seine Stube erreicht hatte.

Er schlug die Thür heftig hinter sich zu, schob den Riegel vor, und bemerkte erst jetzt, daß das eine Licht seines Doppelleuchters erloschen war. Indessen fühlte er sich nun gewissermaßen in Sicherheit und wieder behaglicher, obgleich er aufgeregt war und fürchtete noch nicht einschlafen zu können, weshalb er ein Fenster öffnete und hinab in die Schlucht blickte. Auch

diese war glänzend vom Mondlichte beleuchtet, und der Waldbach, der unten über die Kiesel sprang, funkelte wie flüssiges Silber.

„Vielleicht macht sich heute der bleiche Mondmann da unten ein erlaubtes Vergnügen," sagte er zu sich selbst, aber es wurde ihm wieder unheimlich zu Muthe, da er sich nicht „rückenfrei" fühlte, wie man zu sagen pflegt. Er schloß das Fenster und legte sich endlich zu Bette, nachdem er vorher unter dasselbe geleuchtet und eben so einen großen Wandschrank sorgfältig durchsucht hatte.

Im Bette begann er sich jetzt vollkommen behaglich zu fühlen, und da in solchen Augenblicken die dunklen Schatten rosenrothen Streiflichtern weichen, so dachte August etwa Folgendes:

„Die Rechnungen revidire ich nicht; erstlich ist es langweilig, zweitens habe ich die Belege trotz öfteren Mahnens nicht erhalten können und bin also entschuldigt beim Herrn Grafen und bei mir selbst. Die Neigung zu Johanna gebe ich auf, complet! Was nützt einem Kerl wie mir die Bekanntschaft mit einer Jungfer, welche man niemals unter vier Augen sprechen kann? Ich bleibe also der göttlichen Sidonie treu. Was das Geheimniß betrifft, meine eigenthüm=

liche Sendung, so kommt der Graf dieser Tage selbst hierher. Er mag sich dann deutlicher expliciren. Das Herumschleichen Johanna's mit Veit hier im neuen Schlosse steht mit meinem mystischen Auftrage übrigens in keiner Verbindung. Wahrscheinlich haben sie Obst oder etwas dergleichen hier irgendwo liegen, und das Mädchen hat dem alten Burschen, für den sie eine sonderbare Passion zu haben scheint, heimlich irgend etwas zugesteckt."

Er hatte jetzt sein Licht gelöscht und dachte noch an die Abneigung Bernd's gegen das neue Schloß. Der Grund derselben war ihm heute Abend vollständig klar geworden. „Der Alte fürchtet sich, trotz seiner blitzenden Augen und seiner breiten Schultern," dachte er, „und da es hier in allen Ecken spukt, so traut er sich nicht herüber, und die Familie darf deshalb nicht von dem dummen Zeuge sprechen, wenn er da ist. Aber alle ungebildeten Menschen thun das gerne, und heute, in seiner Abwesenheit, haben sie sich einmal ein bene gethan. Leute von Erziehung —"

In diesem Augenblicke ertönte ein dumpfer Schlag an der Decke der Stube. August fuhr heftig auf. Eine Täuschung war nicht möglich. Es war auch keine Täuschung, daß er jetzt leise

Schritte hörte, über sich, im oberen Stockwerke, dann aber war Alles stille, und er vernahm nichts mehr als die heftig pochenden Schläge seines Herzens, als er athemlos noch längere Zeit hindurch lauschte. —

Als Friederike am andern Morgen das Frühstück brachte, fragte August, ob der Förster heimgekehrt, und als jene verneinte, fügte er mit so gleichgültigem Tone, wie es ihm möglich, die Frage bei, ob er allein das neue Schloß bewohne. Die Magd sah ihn, offenbar höchlich verwundert, an und bejahte mit solchem Ausdrucke der Wahrheit, daß kein Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit stattfinden konnte. Als er aber hierauf die Frage hinwarf, warum der Förster nur ungerne das neue Schloß betrete, erwiderte sie kurz: „Ich weiß es nicht," und verließ die Stube. Sie wußte es, aber sie wollte es nicht sagen, das war so sicher wie ihre frühere Aufrichtigkeit.

Kurze Zeit darauf hörte August Schritte, offenbar weibliche, auf dem Saale. Er dachte an Johanna, und seine Vorsätze bezüglich der göttlichen Sidonie traten einigermaßen in den Hintergrund; da man aber keine Anstalt traf, bei ihm einzutreten, sondern sich damit begnügen zu wollen schien, außen umher zu trippeln, so öff=

nete er endlich seine Thür, erblickte aber Niemand als die kleine Luise, welche mit großem Interesse die alten Familienbilder zu betrachten schien, da er sie aber zu sich rief, sogleich auf ihn zusprang.

„Was machst Du da, Kindchen?“ sagte August. „Frierst Du nicht? Es ist kalt hier draußen!“

„Nein,“ versetzte die Kleine, „ich beseh' mir nur die graue Gräfin, weil wir gestern von ihr sprachen, und weil sich's heute oder gestern jährte, daß sie gestorben ist.“

Sie führte ihn dann unaufgefordert zu dem Bilde der Besprochenen, und August sah eine lange, hagere, fast übergroße Gestalt, welche in graue und wenig faltige Gewänder gekleidet war, und deren Züge eine Art Nonnenschleier fast gänzlich bedeckte. Ganz gegen die Gewohnheit ähnlicher Spukbilder, hatten die, beinahe nur allein sichtbaren, Augen kaum einen besonderen Ausdruck von Schwermuth, Kummer, Bosheit oder anderen Dingen, sondern schienen ziemlich leidenschaftslos vor sich hinzustarren.

„Was treibt eure graue Gräfin?“ fragte August.

„Allerlei,“ versetzte das Kind, „das heißt blos zu der jetzigen Zeit, wo sie eben starb; zu anderen

Zeiten bleibt sie ruhig in ihrem schmalen Rahmen, der ihren Sarg vorstellt, weil man sie als eine Todte gemalt hat."

August blickte jetzt wieder nach dem Bilde, und dasselbe machte nun einen widerlichen Eindruck auf ihn. Es war, er sah das deutlich an den glasigen Augen, allerdings ein Leichnam, den man abconterfeit hatte, und wohl erst nachdem man ihn wieder ausgegraben. Deshalb waren wahrscheinlich die Gesichtszüge so viel wie möglich verdeckt. Pfui!

„Komm', Kind, mit in die Stube. Dort sollst Du mir erzählen," sagte er.

Luise folgte ihm willig und erzählte ihm dort die Geschichte der grauen Gräfin so zusammenhängend, daß der junge Mann wohl merkte, sie habe dieselbe schon oft gehört, und er zugleich leicht ergänzen konnte, was dem Kinde selbst nicht vollkommen klar geworden.

Es war eine Geschichte, wie man tausende liest oder als Sage erzählen hört, und die in der Wirklichkeit vielleicht noch heutzutage im Fracke und in der Crinoline abgespielt werden, sowie früher im spanischen Wams oder in der faltigen Robe des sechszehnten Jahrhunderts, nur mit zeitgemäßen Verbesserungen, wohlschmeckenderen

Giften einerseits, und dem Fallbeile auf der andern zum Schlusse, statt des rohen Henkerschwertes. Eine Geschichte mit viel Liebe, viel Verkennung, viel Duldung und noch mehr Haß, Alles gegründet auf Gegenseitigkeit.

Es schien, als habe in der Verkennungsperiode die graue Gräfin allerdings Mancherlei angestellt, was leichtlich zu Täuschungen Anlaß geben konnte, aber dafür hatte man ihre Kinder ermordet, und die Art ihres eigenen Hintritts in ein besseres Jenseits war ebenfalls mit sehr auffallenden Umständen verknüpft. Zur Zeit nun, in welcher sie gestorben, steigt sie des Nachts aus ihrem Rahmen und wandelt auf und nieder, und das zwar stets da, wo sich das Bild befindet. Weit drinnen im Lande Böhmen steht ihr Sarg, dort aber hat sie Niemand gesehen, seit hier in Schwanheim ihr Conterfei. An dieses knüpft sich ihr gespenstiges Walten. Warum? Wer kann das wissen! Vielleicht weil man frevelnd, wenn gleich reuig, ihre Ruhe gestört und sie im Tode gemalt, denn wer läßt sich gerne malen mit halb verwesten Wangen?

Nun aber huscht sie über die Gänge, oder schreckt, plötzlich hinter einer Thür oder einem Mauervorsprunge hervortretend, den, der zur

Nachtzeit ihr Revier betritt, und Manchem ist Schlimmes begegnet kurze Zeit darauf, nachdem er sie also gesehen. Bisweilen schreitet sie geräuschlos hinweg über den Boden, bisweilen schleicht sie mit leisen, doch hörbaren Schritten. Wieder zu anderen Zeiten schlürft sie laut und lärmend durch das Haus, und schlägt polternd auf Diele und Wand.

Die Kinder und Frauen schreckt sie nicht, und begegnen sie ihr auch, so erweckt ihr Anblick ihnen keine Furcht, aber die Männer verfolgt sie, sie meldet sich mit spukhaftem Poltern, sie geht durch verschlossene Thüren, und beugt ihr Todtenantlitz nieder zu ihrem Opfer, das festgebannt und entsetzt, bewegungslos auf seinem Lager liegen bleiben muß.

Bei diesen Erzählungen Luisens begann es August trotz des hellen, durch die Fenster dringenden Sonnenscheins unheimlich zu werden, und im höchsten Grade unangenehm war ihm der Gedanke, heute Abend durch den Saal, am Bilde der männerfeindlichen Grauen vorübergehen zu müssen, auch wurden diese Gedanken nicht eben verscheucht durch die Erinnerung an das in der Nacht gehörte Geräusch. Er sagte indessen zu dem Kinde:

„Ich glaub's nicht, das sind Tollheiten!"

„Ja, so sagt der Vater auch," versetzte die Kleine, „aber ich habe sie selbst gesehen."

„Wie," rief August verwundert, „der Vater fürchtet die graue Gräfin nicht? Weshalb vermeidet er denn das neue Schloß? Und Du hast das Gespenst selbst gesehen?" —

Luise erwiderte unbefangen: „Freilich, ich spielte im vorigen Herbste im Saale, als es schon fast dunkel war, da sah ich auf einmal, daß der Rahmen des Bildes der Gräfin leer war, und sie selbst stand neben mir, gab mir herrliche Spielsachen, und spielte mit mir. Als ich erwachte, war es schon ganz finster, und da fürchtete ich mich doch und lief davon."

„Ach so," sagte August sichtlich erleichtert, „Du warst eingeschlafen, das ist etwas Anderes. Aber warum geht denn der Vater nicht herüber?"

Die Kleine machte ein pfiffiges Gesicht. „Das weiß ich nicht," sagte sie, „und möchte es doch gerne wissen, aber," setzte sie hierauf zögernd hinzu, „ich möchte noch lieber wissen, was sie hier im neuen Schlosse treiben."

„Wer?" fragte August in fast athemloser Spannung. —

Luise ward roth, und es war nicht zu ver=

kennen, daß die Furcht, irgend Jemand zu verrathen, mit ihrer Neugierde kämpfte. Nach kurzem Besinnen sagte sie indessen, wenn gleich offenbar ausweichend: „Morgen früh geht Johanna in die Mühle, da kann ich die Schlüssel haben." Sie zeigte mit dem Finger nach oben, und setzte dann zögernd hinzu: „aber ich traue es mir nicht allein." —

„Ich gehe mit Dir, Kind, ich gehe mit Dir," rief August, „aber wer ist oben?" —

„Ich bringe morgen die Schlüssel," rief jetzt Luise und sprang zur Thür hinaus. Es war ihr offenbar daran gelegen, einen Bundesgenossen zu haben, obgleich sie demselben vorläufig noch nicht alles Vertrauen schenken wollte.

August fühlte sich sehr zufrieden, nachdem sich das Kind entfernt hatte. „Morgen," dachte er, „wird sich Alles aufklären, ich werde ohne Zweifel endlich den Zweck meiner Sendung errathen können, und aus den Umständen wird sich bemessen lassen, ob ich gegen die ohne Zweifel in das Complot verwickelte, schwarzäugige Johanna Schonung eintreten lassen kann, oder nicht. Es wäre mir lieb, wenn das der Fall wäre."

Bezüglich der grauen Gräfin und des voraussichtlich gegen Abend sich einstellenden unheim=

lichen Gefühles, nahm er sich vor, einmal des Abends ein Glas Wein mehr zu trinken als gewöhnlich, und dann, wenn das Gespräch bei den Förstersleuten sich wieder um Gespenster drehen sollte, dasselbe auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Es schien, als ob in Abwesenheit des alten Bernd seine Familie sich von nichts Anderem unterhielte, als von spukhaften und unheimlichen Dingen, denn als August des Abends in die Wohnstube trat, schien man eben im besten Zuge zu sein, das Kapitel von Ahnungen, Vorherbedeutung, Todtenahnung und ähnlichen schönen Sachen abzuhandeln, und nachdem August einige fruchtlose Versuche angestellt hatte, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, ergab er sich in sein Schicksal, nicht aber ohne im Stillen die Kaltblütigkeit und Ruhe aller Anwesenden zu bewundern, mit welcher sie die grauenhaftesten Dinge erzählten und anhörten. Unbedingt glaubte Jedermann an die Wirklichkeit des Vorgebrachten, aber eben so schien sich Niemand zu grauen oder zu fürchten. Nur als Johanna jetzt des Todtenvogels oder des Leichenhuhnes erwähnte, ward sie ungewöhnlich ernst und schauerte sichtlich in sich zusammen. Es hatte einen Tag und zwei

Nächte hindurch seinen unheimlichen Gesang angestimmt, als ihre selige Mutter im Sterben lag; ein Gleiches war geschehen, als später ihre Stiefmutter starb, und als vor einigen Jahren ein Knecht des Hauses mit dem Tode rang, schlug es mit den Flügeln an die Scheiben des Sterbezimmers und war nicht zu verscheuchen.

August versuchte zu scherzen. „Die Benennung Leichenhuhn ist widerwärtig, ja fast ekelerregend, sogar selbst ungerecht," sagte er; „wie kann man ein so abscheuliches Thier mit dem Namen eines Huhnes belegen, eines Huhnes, welches sowohl als Eierspenderin, noch mehr aber im gebratenen Zustande sich die Liebe und Achtung aller Gebildeten erworben hat?" Er fand aber keinen besonderen Anklang, und Veit meinte trocken:

„Nennen Sie's Todtenkäuzlein, wenn Sie wollen, die Sterbenden ruft und lockt es deshalb doch."

Als später einmal eine kurze Pause eingetreten war, sagte Friederike: „Ich möchte eigentlich wissen, ob es heutzutage noch Hexen und Zauberer giebt. Früher, da gab's freilich welche, aber gegenwärtig hört man wenig mehr davon."

„Wie kann Sie so in den Tag hineinschwatzen," versetzte Veit, „da Sie heuer sich fast zu Tode gefürchtet hat, als in der Nacht des ersten Mai

ein ganzer Haufen über die Burg flog, so nahe, daß sie fast an den Schornsteinen streiften." —

„Ich habe mich nicht gefürchtet," sagte die Magd, „das verlernt man hier im Hause, wenn ich gleich die unrichtigen Sachen, die draußen am Firmamente vorgehen, weniger leiden kann, als das unter Dach und Fach. Aber ich möchte wissen, ob man noch Hexen und Zaubern lernen kann?" —

„Mit Hexen habe ich mich wenig abgegeben," sprach Veit kaltblütig; „das Zaubern habe ich einmal lernen wollen, es ging aber krumm."

„Ei," rief die kleine Luise, welche wie gestern dicht zu August gerückt war, und den Kopf vertraulich an die Seite ihres neuen Verbündeten lehnte, „ei Veit, das hast Du uns ja noch niemals erzählt!" —

„Es kann sein," versetzte dieser, „und darum thue ich es jetzt, wenn es nämlich der Herr Lindenberg hören will." —

August bat darum. Jedenfalls war es ein neuer Abschnitt in den Collegien, welche er seit einigen Tagen hören mußte, und Veit begann ohne weitere Einleitung Folgendes:

„Drüben im Gebirge, wo ich früher lebte, ehe

ich hierher kam, hauste ein sonderbarer Kauz, welcher Bibicä hieß und ein Schneider war.“ —

„Bibicä,“ unterbrach ihn August, „wie kann man Bibicä heißen?“ —

„Verzeihen Sie,“ sagte Veit, „ich denke, man kann heißen wie man will, aber mein guter Freund, der Schneider, hatte noch andere Gewohnheiten an sich, welche ihm viel übler vermerkt wurden. Er ging zum Beispiel niemals in die Kirche und verfertigte eine gewisse Sorte von Schnupftabak, welche dort in der Gegend außerordentlich beliebt ist, und die man Schmälzel nennt. Dazu hatte er aber von allerhöchster Obrigkeit keine Erlaubniß, und da ihm die wirklichen Tabaksfabrikanten und die Krämer außerordentlich aufsässig waren, so fehlte es nicht, daß man häufig bei ihm Haussuchung hielt, um Tabak, Beizen und dergleichen zu finden, immer aber ohne Erfolg.

„Wie es dazumalen noch unter den Schneidern gebräuchlich, war Bibicä ein kleiner und unansehnlicher Kerl, denn wer zur Feldarbeit zu schwächlich war, ging, besonders auf dem Lande, unter die Studenten, oder wurde ein Schneider. Das blieb sich gleich. War ich selbst aber gleichwohl ein großer und langer Mensch, so trug ich

doch dem Schneider seine Kleinheit nicht nach, sondern besuchte ihn, mit Ausnahme der Freitage, an welchen er sich stets einsperrte, häufig, noch häufiger aber kam ich mit ihm im Wirthshause zusammen, da wir Beide einen Trunk nicht verschmähten.

„Freilich kamen mir mit der Zeit allerlei Gerüchte zu Ohren über meinen Freund, die nicht zum besten klangen. Bibicä hatte stets Geld, aber verzweifelt wenig Kundschaft, und war auch das letzte auf natürlichem Wege zu erklären, denn die Höschen, die er machte, waren regelmäßig zu kurz, und die Röcke warfen über dem Rücken fast immer unverhältnißmäßig viele Falten, so blieb doch das erste, das Geld, ein schwierig zu erklärendes Räthsel. Aus der Hölle hatte er's nicht, nämlich aus der Schneiderhölle, aus dem runden Loche in Mitte des Arbeitstisches, in welches sie die bisweilen großen Abfälle und Flecke werfen, denn seine Kundschaft war zu klein.

„Da er es also nicht aus der Hölle hatte, so mußte er es vom Teufel haben, und das war es, was man sich in die Ohren flüsterte, und was man einem Menschen wohl zutrauen konnte, der des Sonntags nie zur Kirche ging und am Freitage, dem Todestage unseres Herrn, sich regelmäßig abschloß.

„Freilich hatte ich schon allerlei tolle Dinge in meinem Leben gesehen, ich lachte aber dennoch anfänglich über diese schlimmen Nachreden, dann aber ward ich nachdenklich, und als mir eines Tages wieder mit der größten Bestimmtheit gesagt wurde, daß der Schneider zaubern könnte, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich wollte ebenfalls zaubern lernen, beschloß Bibicä darum anzugehen, und im Falle er Umstände mache, ihn wacker durchzuprügeln. Daß er, als ein Zauberer, wenn er wolle, stärker sein müsse als ich, fiel mir nicht ein. Große und ungeschlachte Menschen denken häufig so in den Tag hinein.

„Ich weiß aber selbst nicht, wie es zuging, ich kam lange nicht dazu, mit Bibicä von der Sache zu sprechen, und ich will unentschieden lassen, ob er mir geschickt auswich, oder ob mich eine innere Scheu beherrschte. Da hatte ich aber eine alte Base im Orte, und als eines Tages diese mir wieder Allerlei von den Zauberkünsten meines Freundes vorerzählte und mich beschwor, von dem Umgange mit ihm abzulassen, wurde ich, ein obstinater Kerl wie ich damals war, völlig rabiat und nahm mir vor, noch an demselben Abende Bibicä meinen Wunsch auszudrücken, ein Zauberer zu werden wie er. Ich

traf ihn richtig im Wirthshause, und da ich, um mir Muth zu machen, ein paar Gläser mehr als gewöhnlich trank, so blieb der Schneider auch nicht zurück, und wir wurden Beide ausnehmend heiter.

„Als wir endlich das Wirthshaus verließen, erklärte ich Bibicä, daß ich ihn ein Stück Weges begleiten wolle, und da sein Häuschen fast ganz am Ende des Marktfleckens lag, hoffte ich unterwegs Gelegenheit zu finden, meinen Vorsatz auszuführen. Der kleine Schneider hatte aber die Gewohnheit, wenn er ein wenig angetrunken war, allerlei sonderbare Capriolen und Luftspringe zu vollführen und dabei mit quikender Stimme eine Menge abgeschmackter Lieder zu singen, und das that er denn an jenem Abende, eigentlich in jener Nacht in solch' fabelhafter Art und Weise, daß sich keine Gelegenheit fand, ein einziges Wort mit ihm zu sprechen.

„Ich blieb indessen fest bei meinem Vorsatze, und nachdem wir fast sein Haus erreicht hatten, faßte ich ihn plötzlich am Kragen, schüttelte ihn, und sagte dann, ohne mich viel zu besinnen: „Halt's Maul, Schneider, und lehre mir das Zaubern!"

Bibicä machte anfänglich einige vergebliche Bemühungen, sich zu befreien, dann aber wurde er

auf einmal ruhig und sagte: „Wenn's sein muß, warum nicht?“

Ich war ganz verwundert über seine rasche Willfährigkeit und fragte, bis wann er anfangen wolle, worauf er mir zur Antwort gab, daß dies jetzt sogleich und zwar in seinem Hause geschehen könne; als ich ihn aber nun losließ, sang und sprang er nicht mehr sondern ging stumm an meiner Seite bis zu seinem Hause, in welches wir Beide nun eintraten.

Nachdem Bibicä ein Licht angebrannt hatte, betrachtete er mich einige Augenblicke ernsthaft und mit einem Blicke, den ich nicht vorher an ihm gesehen hatte; dann sagte er:

„Du willst also die Kunst lernen?“

„Ja,“ sagte ich herzhaft.

„Im Falle Du keine Courage hättest, könnte es Dir den Hals kosten,“ fuhr Bibicä fort.

„Ich habe Courage, das weißt Du!“

Bibicä lachte bei dieser meiner Antwort so grell auf, daß ich unwillkürlich zusammenfuhr. Dann sagte er:

„Daß ein so langer Kerl wie Du einen oder ein paar andere Bursche nicht fürchtet, ist keine Kunst, aber was ich Dir zeigen werde, ist ein anderes Ding. Vor Allem mußt Du genau thun,

was ich Dir sage, sonst kommst Du um Leib und Seele. Willst Du?“

„Ja!“ — Aber ich glaube, daß ich dieses ja nicht ganz so sicher ausgesprochen als das erste. Bibicä fing an mir ganz besonders vorzukommen.

„Komm!“ sagte er jetzt, indem er voranschritt. Ich folgte ihm, und er führte mich einige Treppen abwärts in eine kleine Kammer ohne Fenster, deren Thür ebenfalls künstlich verborgen war, und schwerlich von einem Uneingeweihten aufgefunden worden wäre. Ein starker Geruch nach dem bereits erwähnten Schnupftabak kam uns entgegen, und an den Wänden standen kleine Fässer, in welchen sich in der That der beliebte Schmälzel befand. Der Scheider stellte das Licht auf eins dieser Fässer, zog seine Tabaksdose aus der Tasche, schüttelte deren Inhalt in das Faß, und reinigte hierauf die Dose sorgfältig mit dem Finger. Dann stellte er sie in Mitte der Kammer auf den Boden.

„Sieh' hinein!“ sagte er jetzt.

Ich that nach seinem Begehr.

„Was siehst Du?“

„Nichts!“

Ich sah indessen sogleich darauf etwas, was mich in Verwunderung und sogar in Schrecken

versetzte. Die Dose wurde mit jedem Augenblicke größer und größer. Sie hatte rasch die Größe eines gewöhnlichen Reisekoffers erreicht, und jetzt sagte der Schneider dumpf: „Steige hinein!"

Ich zögerte; und jetzt war der Koffer bereits zu einer riesigen Kiste angewachsen, deren geöffneter Deckel fast bis an die Decke reichte. Aber der Schneider schien mitgewachsen zu sein, denn seine Hände lagen auf dem Rande des Deckels, und seine Augen blickten mich oberhalb desselben glühend an.

„Springe hinein!" rief er jetzt mit fürchterlicher Stimme. — Die Zunge klebte mir am Gaumen, und ich wich unwillkürlich einige Schritte zurück. — „So fahr' zum Teufel!" brüllte jetzt der Schneider mit donnerähnlicher Stimme. — Ich stürzte bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Straße, vor der Thür von Bibicä's Hause. Ich lief nach meiner Wohnung, kroch in's Bette und war am andern Morgen fest der Meinung, daß ich betrunken und Alles ein Traum gewesen sei. Als ich aber am Nachmittage den Schneider besuchte, um ihn auf den Zahn zu fühlen, sagte er ganz freundlich zu mir:

„Langer Veit, wenn, so lange ich lebe, irgend

eine Menschenseele ein einziges Wort von der Geschichte erfährt, so dreht mein guter Freund in der Dose Dir den Hals um."

Er nahm bei diesen Worten eine Prise aus derselben und schneiderte unbefangen weiter an einem Paar Beinkleidern, welche er ohne Zweifel abermals zu kurz machte, wie alle anderen.

Veit klopfte bei diesen Worten seine Pfeife aus, wünschte höflich gute Nacht, und machte Anstalt, sich zu entfernen.

„Wo ist der Schneider hingekommen?" fragte August, „lebt er noch?"

Veit besann sich einige Augenblicke, dann sagte er, ohne eine Miene zu verziehen: „Zuverlässig nicht, ich habe ihn massakrirt! Sie wissen, daß mir einmal die wilde Jagd begegnete, kurze Zeit darauf habe ich ihn todt gemacht. Angenehme Ruhe!"

Er ging, und da auch Johanna ihr Licht anbrannte, ein Zeichen, daß sie zu Bette gehen wollte, so empfahl sich August ebenfalls; als er aber eben die Hand auf die Klinke des Thürschlosses legen wollte, hielt er plötzlich inne. Ein gellender, durchdringender Pfiff erscholl draußen auf dem Hofe, dann ein zweiter und dritter. Was war das?

In diesem Augenblicke trat Veit rasch wieder

in die Stube, und als August jetzt zufällig nach Johanna blickte, sah er, daß diese todtenbleich und zitternd dastand und sich nur mit Mühe aufrecht zu halten schien. Auch ein Blick des Einverständnisses mit dem zurückgekehrten Veit entging ihm nicht. — Die kleine Luise löste indessen einen Theil dieser Räthsel, indem sie rief: „Der Vater!" und aufsprang, um ihm entgegenzulaufen, während Friederike ihr mit einem Lichte folgte.

Es war also jener Pfiff ein Zeichen, mit welchem der rückkehrende Förster sich anzukündigen pflegte. Aber warum der Schrecken Johanna's, und was bedeuteten die Blicke, welche Veit und sie wechselten, sowie die leise geflüsterten Worte des Letzten, die August aber dennoch verstand: „Muth, es ist noch nichts verloren!" —

August blieb nur kurze Zeit noch unten, da der Förster erklärte, daß er auf dem Forsthause bereits das Abendbrot genommen, müde sei und bald zu Bette gehen wolle; als der junge Mann aber das neue Schloß betrat, konnte er sich eines Grauens nicht erwehren, welches wuchs, je näher er dem Saale kam. Er warf, als er diesen betreten hatte, scheue Blicke nach dem Bilde der grauen Gräfin, aber sie stand regelrecht in ihrem

Rahmen und blickte, als er rasch vorüberging, wie gewöhnlich starr vor sich hin.

In seiner Stube angelangt, nahm sich der junge Mann ernstlich vor, morgen Abend gar nicht zu den Försterleuten zu gehen. „Sie machen mich endlich selbst noch verrückt,“ sagte er zu sich selbst, „mit all' dem einfältigen Zeuge, welches sie schwatzen, und ich mag mich zusammennehmen wie ich will, dieses spukende Bild macht mir einen unangenehmen Eindruck. Die Geschichte mit der Dose ist freilich ganz abgeschmackt, da ist mir aber dieser lange Gauner, der Veit, zuwider, und die Frechheit, mit welcher er erzählt, daß er den Schneider umgebracht hat. Ich glaub's ihm aber, denn er sieht einem Mörder ähnlicher als allem Andern.“ Er las hierauf noch eine Zeit lang und legte sich endlich zu Bette, und nach mehrfachen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich einzuschlafen.

Nach einiger Zeit indessen erwachte er wieder und konnte sich anfänglich nicht genau besinnen, was ihn geweckt hatte; indessen wurde ihm dies bald klar, denn er hörte jetzt wie neulich Schritte über sich, und richtete sich im Bette auf, um zu horchen. Dieses Geräusch verstummte indessen nach kurzer Frist, und der junge Mann tröstete

sich damit, daß er mit Hülfe Luisens vielleicht morgen schon jenes Geheimniß erforschen werde. An einen Spuk glaubte er nicht mehr.

Jetzt aber glaubte er Schritte im Saale zu hören, leise, huschende, schleichende Schritte, und es war in der That keine Täuschung, denn während er athemlos lauschte, vernahm er jetzt draußen deutlich ein leises Auf- und Niedergehen. Sein Herz pochte so heftig, daß er die Schläge desselben hörte. Endlich aber schien auch dieses unheimliche Wesen aufhören zu wollen, und nun erst besann er sich, sprang aus dem Bette und warf sich rasch in die nöthigsten Kleider. „Bin ich ein Kind, oder befinde ich mich wirklich in einem verzauberten Schlosse, oder in einer Mörderhöhle?“ Er beschloß hinaus zu gehen in den Saal und dem entgegen zu treten, was dort sich bewege. Aber er blieb erstarrt stehen, als er die Thür geöffnet hatte.

In Mitte des von zweifelhaftem Lichte des abnehmenden Mondes schwach beleuchteten Saales stand frei und aufrecht die graue Gräfin, ihre unheimlichen Züge konnte er nicht unterscheiden, aber er sah deutlich, daß ihr langes, schleppendes Gewand sich leise bewegte. Sein zweiter Blick fiel auf das Bild. An der Wand hing der leere

Rahmen! Sie war wirklich herausgetreten aus demselben, um ihre gespenstige Wanderung zu beginnen.

Dieser leere Rahmen steigerte womöglich noch das Entsetzen August's, und tausend abenteuerliche und wahnsinnige Gedanken flogen verworren durch sein Gehirn, denn eben das ist das Grausigste bei dem ersten Spuke, der uns entgegentritt, oder den wir zu sehen glauben, daß in jenem Augenblicke gleichzeitig alle Gespenster vor uns erscheinen, von denen wir jemals gehört oder gelesen, und uns zuflüstern: „Siehe, es ist doch wahr, wir bestehen!" Er fühlte, wie sich sein Haar emporsträubte und daß kalter Schweiß von seiner Stirn rann, aber er war nicht im Stande, sich von der Stelle zu bewegen und hielt sich mit der einen Hand an den Pfosten der Thür.

Im Uebrigen schien die graue Gräfin heute einen weitläufigen Spaziergang projectirt zu haben, denn die Thür des Saales, durch welche August vorher eingetreten war, und welche er, wie er sicher wußte, hinter sich geschlossen hatte, stand offen, und eine zweite, kleinere Nebenthür, welche er stets verschlossen gefunden hatte, war jetzt ebenfalls weit geöffnet.

Der junge Mann glaubte zu fühlen, daß

sich seine Sinne mehr und mehr verwirrten, und er wäre vielleicht zu Boden gestürzt, hätte eine zweite Erscheinung ihn nicht auf's Neue angeregt. Draußen, vor der geöffneten Thür des Saales, auf dem Corridor, dämmerte, kämpfend mit dem gebrochenen Mondlichte, ein schwacher Schein auf, und jetzt erschien eine in dunkle Gewänder gekleidete, verhüllte Gestalt mit einer Lampe, welche langsamen Schrittes quer durch den Saal auf die kleine Thür zuging, und ihr folgte ein großer starker Mann, welcher einen Todten oder Sterbenden trug. So schien es wenigstens, denn der Körper des Getragenen hing schlaff in den Armen des Trägers. August hörte keine Schritte, er sah aber deutlich die unheimliche Gruppe vorüberziehen und sah, ebenfalls geräuschlos, die Thür sich hinter derselben schließen.

In diesem Augenblicke schien das Gespenst in Mitte des Saales auf August zuschreiten zu wollen, wenigstens sah er deutlich dessen Gewänder sich bewegen, und er trat jetzt zurück in seine Stube und schlug heftig die Thür zu, welche er instinctartig verriegelte, obgleich er bereits gehört, daß die Graue sich nicht sonderlich um Schloß und Riegel kümmerte. Dann sank er auf einen Stuhl, und erst nach und nach er=

hielt er einigermaßen seine Fassung wieder, fortwährend indessen nach außen lauschend. Er hörte aber kaum etwas Ungewöhnliches, nur glaubte er einmal ferne Stimmen zu vernehmen; es war aber nur ein rasch vorübergehender Eindruck, und er konnte sich nicht einmal die Richtung klar machen, von welcher der zweifelhafte Laut gekommen.

Dann aber hörte er deutlicher ein abermaliges Geräusch auf dem Saale, zwar nur leise, aber doch immerhin so vernehmlich, daß eine Täuschung nicht möglich war, und er fühlte, daß das Entsetzen zurückzukehren begann, welches ihn vorher beherrscht hatte, wenngleich nicht in so hohem Grade und mit einem gewissen Grimme gemischt.

„Sie kommt ohne Zweifel jetzt nach Hause von ihrem Umgange und steigt mit des Teufels Hülfe wieder in ihren Rahmen," dachte er. Dann überkam ihn ein plötzlicher Heroismus, er wollte hinausstürzen – aber was draußen thun? Und es schauderte ihn jetzt heftig, wenn er dachte, daß das Gespenst vielleicht schon vor der Thür stehe und ihn erwarten könnte.

Endlich aber, nachdem es außen wieder vollkommen still geworden, wurde auch er ruhiger. Doch kam kein Schlaf in seine Augen, und er

hatte keine Lust zu Bett zu gehen, bis nach einigen Stunden der Tag zu grauen begann. Aber er fühlte jetzt, daß er doch nicht werde schlafen können, bevor er einen Blick auf den Schauplatz der nächtlichen Schrecken geworfen hätte, und öffnete rasch und mit drohender Miene die Thür.

Er fand Alles, wie er innerlich erwartet und gehofft hatte. Die graue Gräfin hing ruhig in ihrem Rahmen an der Wand, und die beiden Thüren waren verschlossen wie gewöhnlich. Sein ganzer Muth war zurückgekehrt.

„Natürlich," sagte er, frevelhaft scherzend, „nun sie andere Leute hinlänglich cujonirt hat, hängt sie dort, als ob sie nicht drei zählen könne! Mich kriegt sie nicht wieder!"

Dieses Selbstgespräch hing mit dem Entschlusse zusammen, den er mittlerweile gefaßt hatte, morgen das Schloß zu verlassen und dem Grafen Bericht abzustatten. An der gespenstigen Erscheinung der Gräfin zweifelte er nicht, obgleich der Tag jetzt vollständig angebrochen war, und er hatte es sich zugeschworen, keine zweite Nacht mehr in ihrer Nähe zu vollbringen. Aufklärung hin, Aufklärung her! Er hatte es selbst gesehen!

Aber die zweite Erscheinung betrachtete er jetzt mit anderen Augen und brachte Johanna und Veit in Beziehung mit derselben, indem er ihre frühere Wanderung im neuen Schlosse und das offenbare Einverständniß der Beiden bedachte. „Daß sie ein Verbrechen begangen haben, ist zuverlässig," dachte er, „denn man schleppt Todte oder Sterbende nicht des Nachts zum Vergnügen in Schlössern umher, in welchen sich graue Gräfinnen, Mulze und Mondmänner gleichfalls herumtreiben, auf dessen Dächern die Todtenvögel ihr heiteres Lied singen, und an dessen Schornsteinen die Hexen anstreifen, wenn sie nach dem Blocksberge reisen. Und das giebt mir hinlängliche Ursache durchzubrennen. Periculum in mora! Daß mir das Gespensterwesen gewissermaßen über den Kopf gewachsen ist, darf ich freilich nicht sagen."

Er begab sich dann zu Bett und suchte sich während des Auskleidens zu erklären, warum, wäre die zweite Erscheinung Veit und Johanna gewesen, Beide von der gespenstigen Gräfin gar keine Notiz genommen. Entweder, dachte er, seien Beide bereits vollkommen auf gutem Fuße mit sämmtlichen Hausgespenstern, oder was wahrscheinlicher, die graue Gräfin war für sie gar

nicht sichtbar, indem die boshafte Alte es ohne Zweifel nicht zweckmäßig fand, ein Verbrechen zu stören, und es blos auf die Unschuld abgegesehen hatte. Unter allerlei sonderbaren Gedanken hinsichtlich seiner eigenen Unschuld entschlummerte er endlich.

Als er erwachte und am Stande der Sonne sah, daß es schon spät sein müsse, kleidete er sich rasch an, um hinab zu den Försterleuten zu gehen und vor Allem Sorge zu tragen, noch im Laufe des Tages einen Wagen zu bekommen. Aber wie erstaunte er, als er die Thür des Wohnzimmers öffnete und dort, stark Tabak rauchend, und offenbar im vertraulichen Gespräche begriffen, den Grafen Halden und den Förster erblickte. Der Graf begrüßte ihn freundlich und rief ihm zu: „Frühstücken Sie nur gleich, und ist es Ihnen genehm, so können wir in einer halben Stunde abreisen. Unsere Geschäfte sind beendigt."

„Zu Befehl," erwiderte August, der sich wohl hütete zu sagen, daß er selbst im Begriffe gewesen, seinen Posten zu verlassen, und während er jetzt sein Frühstück genoß, entwickelte sich allmälig das harmloseste Gespräch von der Welt, vorzugsweise um Jagdangelegenheiten sich drehend: vom

Rehstande, von Hasen und Hühnern, von der Aussicht im Frühlinge, da der Förster mehrere Jahre sorgfältig gehegt, eine treffliche Auer- und Birkwild-Falze zu bekommen, und als endlich Bernd versicherte, daß Hirsche als Wechselwild häufig in mehreren Districten, versprach der Graf, zuverlässig in einigen Wochen zur Jagd zu kommen. August war einigermaßen in Verwunderung, denn er hatte niemals gewußt, daß die Excellenz ein so gewaltiger Jäger.

Der lange Veit war nicht sichtbar, und Johanna ging bedienend ab und zu, aber August glaubte auf ihrem Gesichte, trotzdem daß sie blaß und angegriffen aussah, einen gewissen Ausdruck von Zufriedenheit, ja Glück zu bemerken. Aber er hatte nicht Zeit, viele Beobachtungen anzustellen, denn der Graf drängte zur Abreise, und nachdem er rasch gepackt, bestieg man den Wagen. Jetzt erst kam die kleine Luise herbei und drückte ihm fast verstohlen die Hand. August küßte sie herzlich, denn es kam ihm vor, als sei die Kleine das einzige Wesen, welches ihm im ganzen Hause ein wenig gewogen, obgleich Johanna ihm freundlich zuwinkte und der Förster kräftig die Hand schüttelte. —

Als man das Schloß im Rücken hatte, sagte

der Graf: „Nun, lieber Lindenberg, wie haben Sie sich unterhalten?" —

„Unterhalten," dachte August, „unterhalten! Er thut, als ob er mich zum Vergnügen nach dem verwünschten Neste geschickt hätte!" Laut sagte er indessen: „Ich glaube, daß ich Excellenz einige wichtige Mittheilungen zu machen habe. Zuvörderst sind jedenfalls die Rechnungen des Försters nicht in Ordnung. Die Belege —"

„Halt!" rief der Graf ungewöhnlich lebhaft, „nichts über den alten Bernd! Ich habe mich selbst von der Richtigkeit aller seiner Rechnungen überzeugt. Er ist die ehrlichste, treueste Seele von der Welt! Ich bitte Sie dringend, diese Ueberzeugung mit mir zu theilen."

August verbeugte sich. Diese Sache lag also hinter ihm. Er fügte indessen hinzu:

„Einige Eigenheiten, die der Herr Förster zu haben scheint, haben mich vielleicht kein ganz richtiges Urtheil über ihn fällen lassen. Die sonderbare Abneigung zum Beispiel, das neue Schloß zu betreten."

Der Graf sah einige Augenblicke nachdenkend vor sich hin. „Lieber Lindenberg," sagte er hierauf, „das ist eine lange, kitzelige und zum Theil selbst sehr unangenehme Geschichte. Ein wahrer

Roman, von welchem ich Ihnen, will ich nicht allzu indiscret werden, nur einige flüchtige Züge mittheilen kann. Ich muß aber dies sogar thun, damit Sie nicht Schlimmes vermuthen, oder Schlimmeres wenigstens, als in der That der Fall.

„Bernd und ich waren früher Kriegskameraden, später nahm ich ihn in meine Dienste, und kurze Zeit darauf schickte ich ihn, er ist gewandter, als es den Anschein hat, nach Frankreich, um einen Theil meines Vermögens zu retten, der dort stand. Es war im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und meine Furcht vor Verlust bedarf deshalb keiner Entschuldigung. Aber Bernd, von welchem ich anfänglich längere Zeit nichts hörte, schrieb plötzlich die tröstlichsten Briefe, und erschien auch bald darauf mit der ganzen Summe, deren Verlorengehen ich befürchtete.

„Neben diesem m e i n e m Schatze, brachte er aber auch einen selbsteigenen mit, eine reizende kleine Französin, die er aus allerlei Bedrängniß und Fährlichkeiten gerettet und nachher geheirathet hatte. Wenn Sie Johanna ansehen, so haben Sie das Bild derselben, denn mit Ausnahme der schwarzen Augen, merkwürdigerweise das Erbstück des deutschen Vaters, während die französische

Mutter dunkelblaue hatte, habe ich nie eine größere Aehnlichkeit gesehen zwischen Mutter und Tochter. — War aber die kleine blauäugige Französin liebenswürdig als Frau, so war mein alter Bernd noch liebenswürdiger als Mann. Das will sagen, er hatte ein unbegrenztes Vertrauen auf seine Frau, und eine eben so unbegrenzte Liebe.

„Was nun das Vertrauen betrifft, so war dasselbe nicht unschwer zu hegen auf einem alten Schlosse, dessen einzige Bewohner Bernd, seine Frau und eine Magd waren. Bernd aber sagte: „Es ist nicht die Einsamkeit, die mich sicher macht, ich bin der Treue meiner Frau sicher, weil ich ihre Freiheit, ihre Ehre, ihr Leben gerettet, ihre Existenz begründet habe. Sie kann mich nicht betrügen.“ —

„Dieses unzweifelhaft aus einem edelmüthigen Charakter entsprungene Vertrauen wich auch nicht, als die Bewohner des Schlosses sich mehrten, und das war zur Zeit der Emigration.

„Ich hatte vielfache Verwandte und Freunde in Frankreich, und es ist leicht zu denken, daß deshalb zu einer Zeit, in welcher wir gastfrei auch wildfremde Menschen beherbergten, mein Schwanheim nur selten leer wurde von französischen Gästen. War ich nicht anwesend, so ver=

trat Bernd meine Stelle, und Fanchon, seine Frau, glücklich nach langer Zeit — denn Johanna war damals bereits vier Jahre alt — Landsleute um sich zu sehen, machte die Honneurs des Hauses.

„Als ich indessen eines Tages nach Schwanheim fuhr, in der Absicht, dort mich einige Tage zu erholen, fand ich die Sache schlimm verändert. Fanchon war in die Thalmühle entflohen, um sich vor Bernd zu schützen, der sich in einem Zustande der Raserei befand, in welcher ich vorher niemals weder ihn, noch irgend einen andern Menschen gesehen hatte. Ein gewisser kleiner Marquis, ein weitläufiger Verwandter Fanchon's, war durch ein Fenster der Wuth Bernd's entgangen, und wenngleich auf regelmäßigem Wege durch die Thür, waren ihm bald darauf alle übrigen überrheinischen Gäste gefolgt.

„Ich suchte Bernd begreiflich zu machen, daß er sich dennoch getäuscht haben könnte, aber dies vermehrte anfänglich nur noch seine Wuth; endlich brachte ich aber denn doch eine Art von Versöhnung zu Stande, zu welcher wohl die kleine Johanna, die Bernd auf das Zärtlichste liebte, viel beitrug, und Fanchon kehrte zurück. Damals stellte Bernd die Bedingung, daß er ohne dringende Noth niemals wieder das neue

Schloß betreten müsse, und zog hinüber in das alte, wo er heute noch wohnt, aber das häusliche Glück kehrte auch da nicht wieder. Die Würmer im Herzen sind nicht wie die Katzen, welche im alten Logis bleiben, wenn man eine neue Wohnung bezieht. Sie begleiten uns allenthalben, weit hinweg, über Berg und Thal, auch weiter.

„Einige Jahre nachher starb Fanchon, und Bernd heirathete seine zweite Frau, die Mutter der kleinen blonden Luise, welche aber deren Geburt ebenfalls mit dem Leben bezahlte. Diese zwei Töchter, und ein unauslöschlicher Haß gegen alle Franzmänner, sind das Einzige, was Bernd übriggeblieben ist von seinen beiden Ehen. Auch die Abneigung gegen das unschuldige neue Schloß hat er bewahrt bis heute."

Der Graf schwieg, und nach einigem Bedenken sagte August:

„Ich habe noch einer sonderbaren Begebenheit zu erwähnen, welche ich Ihnen, Herr Graf, unter keiner Bedingniß vorenthalten zu dürfen glaube. Vor Allem muß ich bemerken, daß ich mit Sicherheit annehmen kann, ich sei nicht der einzige Bewohner des neuen Schlosses gewesen. Gestern Abend nun, aufmerksam gemacht durch ein eigen=

thümliches Geräusch draußen auf dem Saale, öffnete ich meine Thür und sah —"

„Bekannt," unterbrach ihn Halden. „Sie sahen einen Mann, welcher einen andern in seinen Armen trug, und welchem eine Frau mit einer Leuchte voranging. Nicht wahr? Was Sie vielleicht sonst noch zu sehen glaubten, war wohl ein Trugbild Ihrer erhitzten Phantasie oder — eine optische Täuschung. Aber Sie würden mich höchlich verbinden, wenn Sie gegen Jedermann von den Ereignissen dieser Nacht ein unverbrüchliches Schweigen beobachten wollten."

Der Graf begann hierauf auf die gemüthlichste Weise von tausend Dingen zu sprechen, nur nicht vom Schlosse und vom Zwecke der geheimnißvollen Sendung August's, und nachdem man spät in der Nacht in der Stadt angekommen war und Beide sich trennten, sagte er, offenbar mit dem Ausdrucke der Wahrheit, freundlich zu dem jungen Manne:

„Lassen Sie sich Ihre Berufsgeschäfte ein wenig mehr angelegen sein als bisher, und seien Sie überzeugt, daß ich für Sie thun werde, was in meinen Kräften steht."

Als August auf seine Stube gekommen war,

fühlte er sich dort so gemüthlich, wie seit langer Zeit nicht mehr.

„Da draußen auf dem schmalen Gange," dachte er, „schlurfen und schleichen sie heute sicher nicht umher, das weiß ich gewiß, und wenn der Graf etwas für mich thun will, soll es mir außerordentlich angenehm sein. Unter die Diplomaten lasse ich mich aber nicht stecken, obgleich es scheint, als habe ich meinen Auftrag gut besorgt, ohne vorher und nachher zu wissen, in was er bestanden hat, und folglich eine gewisse instinctartige diplomatische Anlage haben muß. Der Teufel kann aber wissen, ob ich bei folgenden Fällen abermals so glücklich im Dunkeln tappe wie diesmal."

Am andern Morgen beschloß er, in Folge des erhaltenen freundlichen Winkes, von jetzt an „seine Berufsgeschäfte sich ein wenig mehr angelegen sein zu lassen als bisher," vorher aber seine diplomatischen Ferien noch auf einige Tage zu verlängern, und begab sich deshalb in eine Weinstube, in welcher man „fein zu frühstücken" pflegte, und wo er zugleich hoffte, einige seiner Bekannten zu treffen. Das war denn auch wirklich der Fall, zu seinem geheimen Aerger aber fragte ihn Niemand, warum er so lange unsicht=

bar gewesen, und man schien ihn nicht im geringsten vermißt zu haben.

Endlich aber sagte dennoch Einer:

„Aber, Lindenberg, wo hast Du denn die ganze Zeit über gesteckt? Ich erinnere mich wenigstens nicht, Dich auf irgend einer dieser famosen Suiten gesehen zu haben?"

„Welche Suiten?" fragte August.

„Nun die Verlobungs- und Vermählungsfestlichkeiten Sidoniens, der Tochter des Präsidenten."

August sah den Sprechenden an und wechselte die Farbe, dann trank er hastig, um seinen Schrecken und seine Verlegenheit zu verbergen. Ein Anderer der jungen Leute rief aber jetzt: „Teufel, ich glaube, er hat ihr ja die Cour gemacht!"

Und hierauf sprach man vom Kriege, von den Fortschritten, welche die Verbündeten machten, und endlich von der vorläufig noch als dunkles Gerücht verbreiteten Nachricht, daß nach Beendigung des Krieges eine Abänderung in der Uniform der Husaren stattfinden solle. Und da die jungen Herren sämmtlich dem Civilstande angehörten, stritten sie lange und heftig über die Zweckmäßigkeit und Schönheit dieser Abänderung.

Was aber unsern jungen Freund betrifft, so

wogte in seinem Busen ein Chaos der verschiedenartigsten Gefühle und Leidenschaften, und nachdem dieser Sturm sich etwas gelegt hatte, beschloß er, dem weiblichen Geschlechte auf unbestimmte Zeit völlig zu entsagen. —

Der günstige und erfahrene Leser sieht die Schwierigkeiten ein, welche sich uns entgegenstellen würden, wenn wir es versuchen wollten, auf dem bisher betretenen Wege einige kleine Zweifel und Anstände zu erörtern, welche in unserer Geschichte vielleicht noch obwalten, und wir greifen daher zu dem freilich etwas antiquirten Wege der Veröffentlichung einiger Briefe, welche während des Verlaufes unserer Erzählung gewechselt wurden. —

Johanna Bernd an ihre Freundin Emilie.

(Fragment.)

„— und zuerst dachte ich daran, ihn in Eurer friedlichen Pfarre unterzubringen, aber Veit sagte, daß ohne bedeutende Gefahr für sein Leben es unmöglich sei, ihn so weit zu transportiren. Du siehst aber, wie verwirrt ich Alles vorbringe, und während Du weißt, daß ich einen Verwundeten im Schlosse verberge, habe ich noch gar nicht erzählt, wie das Alles gekommen. So höre denn. Gott sei Dank kamen die Schrecknisse des Krieges nur einmal in unsere nächste Nähe. An

einem kalten und nebeligen Abend meldete nämlich einer der Gehülfen vom Forsthause dem Vater, daß ein Trupp versprengter Franzosen sich in der Gegend aufhalte. Du kennst den Groll, den mein Vater, trotzdem daß meine Mutter selbst eine Französin war, gegen alle ihre Landsleute hegt, und trotz meiner Bitten machte er sich noch in der Nacht auf, Jäger und das Landvolk aufzubieten, um die Flüchtlinge anzugreifen und zu verfolgen.

„Die Nacht verging ruhig, aber am nächsten Morgen hörten wir schießen; es schien indessen, als zöge sich das Gefecht in die Ferne, es ward wieder still, und erst gegen Abend, als es bereits zu dunkeln begann, zog sich die Jagd — die Menschenjagd, ich kann's nicht anders nennen — unten durch die Thalschlucht. Ich hörte das Geschrei der Bauern im Thale und an der jenseitigen Bergwand, sah die Schüsse blitzen dicht unter mir in der Schlucht, und nie in meinem Leben habe ich Aehnliches empfunden. Ich glaubte die Stimme meines Vaters zu erkennen, der die Verfolgenden anfeuerte, aber ich glaube nicht, daß ich ängstlich um ihn war, denn ich kenne seine Stärke, seine Gewandtheit und seinen Muth. Aber meine Pulse flogen dennoch fieberhaft, und

meine Brust pochte zum Zerspringen. Es ist ein sonderbares Geständniß für ein Mädchen, aber es war dennoch so, ich wünschte ein Mann zu sein und mitkämpfen zu dürfen, ja der Gedanke flog mir durch den Kopf, eine Büchse zu ergreifen und hinab zu eilen zu unseren Leuten.

„Aber der Lärm zog sich in die Ferne, und es kam bald anders mit meiner Kampfeslust. Der alte Veit trat ein — er war mit bei der Streife — und der Vater hatte ihn heraufgeschickt, damit während der Nacht ein Mann im Hause sei, und während er seine Büchse an die Wand hing, sagte er kaltblütig, wie Du ihn kennst: „Drunten liegt Einer, ein Franzose, am Abschnappen, aber ich habe ihm den Rest nicht geben wollen, er geht bis morgen wohl so drauf!" — Ein Sterbender, jämmerlich verkommen vor der Thür meines Hauses! Ich sah starr vor mich hin, dann rief ich hastig: „Rasch, nimm die Laterne und folge mir."

„Ich sah jetzt freilich, daß Veit schon anfänglich gewollt, was jetzt meine Absicht war, denn er versetzte ruhig: „Es ist besser ohne Laterne, von wegen der Friederike und der Luise." — Dann ging er voran, und ich folgte ihm. Soll ich Dir wiederholen, was Du ohne Zweifel in hundert Erzählungen schon gelesen hast? Die

schauerliche Nacht, das Aechzen des Verwundeten, seine Bitte um Wasser und Aehnliches?

„Veit nahm den am Kopfe schwer Verwundeten wie ein Kind in seine Arme. „Wohin?" fragte er. — Ich sprach von der Mühle. — „Geht nicht, wird abgefaßt," sagte Veit. — Dann schlug ich Euer Haus vor. — „Wird hin, bis wir hinüber kommen," sagte Veit; „ich will Ihnen etwas Besseres sagen, Jungfer Johanna. Hinauf in's neue Schloß, in's gelbe Zimmer. Ein Fremder kommt nicht hinauf, und der Herr Förster geht auch nicht hinüber, wegen Diesem und Jenem!"

„Ich habe es gewagt, und jetzt liegt mein Schützling droben, Veit verbindet seine Wunde, und sie bessert sich täglich, wenngleich langsam. Doch bin ich in tausend Angst und Sorgen. Trotz des Hasses, den der Vater gegen die Franzmänner hegt — wäre es nicht besser gewesen, ich hätte ihm Alles gestanden, nachdem er am andern Tage zurückgekehrt? Aber jetzt ist es zu spät. Ich kenne ihn. Das heimliche Handeln hinter seinem Rücken bringt ihn in unmäßige Heftigkeit." — —

Der Präsident an den Grafen Halden.

„Mein lieber Halden!

Wäre es Ihnen nicht möglich, den jungen

Lindenberg, welcher der Sohn Ihres alten Freundes und halb und halb Ihr Schützling ist, ohne Aufsehen, für eine kurze Zeit, aus der Stadt zu entfernen? Verschicken kann ich ihn nicht, und seine Versetzung wollte ich nicht bewirken. Nun sehen Sie aber: der junge Mensch macht meiner Tochter Sidonie seit einiger Zeit die Cour, wenngleich in letzter Zeit auch nur par distance; da er aber ein wenig ein Faselhans ist, so wäre eine Scene möglich, wenn in einigen Tagen der Verlobte Sidoniens, ein älterer, aber sehr aimabler Mann, hier ankommt. Ich bin überzeugt, daß Sie, lieber Graf, mich nicht mißverstehen und habe die Ehre rc. rc." —

Der Förster Bernd an den Grafen Halden.

„Euer Excellenz!

Dürfen ganz außer Sorge sein. Empfehlen Sie nur dem jungen Herrn ein besonders Auge auf meine Rechnungen zu haben. Ich werde mich stellen, als seien dieselben nicht in Ordnung, und halte ihn so wohl vierzehn Tage hin; rückt er mir dann aber ernstlich zu Leibe, so revidiren wir wirklich. Ich bringe meine Belege, welche ich vorläufig entfernt habe, allmälig zum Vorschein, und ich stehe für weitere vierzehn

Tage, schicken Eure Excellenz bis dorthin keine Gegenordre. Nach Dero Befehl soll er gehalten werden wie Eure Gnaden selbst. Der ich verbleibe ꝛc. ꝛc.“ —

Johanna Bernd an ihre Freundin Emilie.

(Fragment.)

„Wie ich Dir, meine einzige Freundin, diesmal nur in einzelnen abgebrochenen Sätzen schreiben kann, so trägt die Schuld hiervon eine neue Sorge, die mir aufgebürdet worden ist, und eine Vermehrung meiner häuslichen Geschäfte. Der Herr Graf hat uns nämlich, plötzlich einen jungen Mann geschickt, welcher angeblich die Rechnungen revidiren soll. Aber ich vermuthe fast einen andern Grund, denn der Herr hat dies meinem Vater gegenüber noch niemals für nöthig gefunden. Der junge Mann ist gar nicht übel, aber ungeheuer eitel, und sobald ich ihn nur ansehe, fährt er mit der Hand durch seine braunen Locken, auf welche er sich viel einzubilden scheint. —

„Mein Schützling ist ein naher Verwandter eines Emigranten, welcher früher hier im Schlosse war. Es kommt mir fast vor, als könne ich mich

seiner noch erinnern. Er heißt Etienne, mein Verwundeter nämlich.

„Großer Gott! Wie häuft sich Unglück auf Unglück. Der Zustand Etienne's verschlimmert sich, und er hat ein nervöses Fieber bekommen! Welche Mühe hat es gekostet, den fernen Arzt, der jetzt nöthig geworden, heimlich des Nachts in's Schloß zu bringen! Eben so schlimm fast ist es, daß der langweilige Lindenberg ohne Zweifel mein Geheimniß zum Theil, oder vielleicht jetzt ganz errathen hat. Seine Stube liegt gerade unter der Etienne's, wie leicht konnte er, trotz aller unserer Sorgfalt, irgend ein leichtes Geräusch gehört haben! „Die Jungfer Johanna hat also die Pflege des ganzen neuen Schlosses?" sagte er gestern und fuhr dabei wie gewöhnlich mit der Hand durch sein einfältiges Haar. Ich glaubte umsinken zu müssen! Auch meine kleine Stiefschwester, die über alle Maßen neugierig ist, scheint Unrath zu wittern. Sie schleicht mir allenthalben nach, und nur mit der größten Mühe gelingt es mir, unbemerkt in's neue Schloß zu gelangen. —

„Allmächtiger Gott! Eine schreckliche Vermuthung, die ich bereits seit einigen Tagen hegte, scheint sich immer mehr zu bestätigen. Ich muß

an der Ehrlichkeit meines Vaters zweifeln! Verrathe mich nicht! Er weicht Lindenberg stets aus, wenn dieser von den Rechnungen spricht, und wird verstimmt, ja fast ängstlich. Offenbar, um Lindenberg aus dem Wege zu gehen, hat der Vater heute das Schloß verlassen. Er ist schuldig! Oh mein Gott! —

„In einigen Tagen kommt der Graf! Er besucht bei solcher Gelegenheit stets alle Zimmer des Schlosses. Etienne muß fort. Aber wie? Wohin? Zwar auf dem Wege der Besserung, ist er doch immer noch nicht außer Gefahr, und zu schwach, um gehen zu können. —

„Der Graf kam weder, wie ich fürchtete, der unrichtigen Rechnungen meines Vaters halber hierher, noch Etienne's wegen; aber sei nun der Grund, welcher er wolle, seine Anwesenheit hat mich glücklich gemacht. Als ich die Nachricht von seiner Ankunft erfuhr, rathschlagte ich mit Veit, und dieser sprach mit dem Thalmüller, welcher sich bereit erklärte, Etienne aufzunehmen, denn jetzt fällt es wohl Niemand mehr ein, nach Flüchtigen zu suchen.

„Zugleich war, eben in diesen Tagen, die beste Gelegenheit, den Kranken fortzuschaffen, da der Va=

ter abwesend, wir also den Weg durch's alte Schloß frei hatten und nicht am Zimmer Lindenberg's vorüber mußten. „Zum Ueberflusse," sagte Veit, „erzählen wir ein paar Abende hindurch Spukgeschichten. Die Herren aus der Stadt stecken bis an den Hals in der Aufklärung, im Kopfe aber spukt's, und wenn wir wacker zusammenhelfen, so wird's ihm grauselig zu Muthe, und hört er, was kaum zu vermeiden, irgend ein Geräusch, wenn wir den Franzosen hinwegschaffen, so fürchtet er sich und legt uns nichts in den Weg."

„Er hat tolles Zeug hören müssen, der Herr Lindenberg, und Luise wurde, ohne es zu wollen, unsere Bundesgenossin, indem sie ihm die Geschichte mit der grauen Gräfin erzählte. Ich brachte das aus ihr heraus, als ich sie aus seinem Zimmer schleichen sah.

„Welcher Schrecken überkam mich aber, als spät am Abende, in der zur Flucht festgesetzten Nacht, plötzlich und ganz unerwartet der Vater zurückkam, und nach Lindenberg's Entfernung uns eröffnete, daß am nächsten Morgen mit dem Frühesten der Graf eintreffen werde. Wir mußten also Etienne durch das Gartenpförtchen im neuen Schlosse hinauszuschaffen suchen, und hierbei war

es nicht zu vermeiden, den Saal von Lindenberg's Stube zu berühren. Aber Veit gab Rath.

„Ich schlüpfte in den Saal, hing über einen Kleiderrechen ein altes graues Kleid, und hob dann noch zum Ueberflusse das Bild der grauen Gräfin aus dem Rahmen.

„Hört er auch etwas und kommt heraus," sagte Veit, „so geht er wieder zurück. Die graue Gräfin attakirt er in der Nacht nicht!"

Ich glaube, daß es mich zu einer andern Zeit doch ein wenig gegraut hätte, also das Gespenst für meine Zwecke zu benutzen. Diesmal aber nicht. Ich hatte nur Etienne im Kopfe.

„Als wir bald darauf den Armen durch den Saal trugen, erschrak ich heftig, denn Lindenberg stand unter der Thür seiner Stube. Aber er trat nicht heraus, sondern starrte uns todtenbleich, und mit weit geöffneten Augen an, und als ich, nachdem Etienne in Sicherheit, die graue Gräfin verschwinden ließ, war er auch bereits in seine Stube zurückgegangen. Indessen trug ich dennoch Bedenken. Würde er bei Tage nicht Lärm schlagen, oder wenigstens dem Grafen eine Anzeige machen? Ich beschloß endlich, dem Grafen Alles zu gestehen, und mein alter Veit gab mir Recht.

„Solche Herren," sagte er, „drücken in derlei Dingen mit Vergnügen beide Augen zu, gar wenn eine artliche Jungfer dabei im Spiele. Ich wette, der Herr Graf hält reinen Mund, und hilft Ihnen am Ende noch aus der ganzen Patsche."

„Er hatte recht. Seine Excellenz streichelte mir die Wange, nannte mich „sein liebes kleines Jeannettchen," ja er belobte mich sogar, und versprach endlich, den Müller wissen zu lassen, daß Etienne unter seinem eigenen Schutze stehe. Als ich Veit's Dienste bei der Sache pries, sagte er: „Der Kerl ist und bleibt ein Schlingel sein Leben lang."

„Dem Vater hat er nichts verrathen, aber ich hörte an demselben Morgen, daß er zu ihm sagte:

„Ist es Dir altem, ehrlichen Burschen denn nicht sauer geworden, den Spitzbuben zu spielen?" — worauf mein Vater erwiderte:

„Merkwürdiger Weise, nein, Excellenz,; ja es ist mir zuweilen selbst vorgekommen, als sei es nicht richtig mit meinen Rechnungen, so wacker habe ich mich in das Spitzbubenthum hineingelogen."

„Den Grund, warum all' das geschah, habe

ich noch nicht herausgebracht, vorläufig genügt mir aber zu wissen, daß er vollkommen unschuldig ist. —"

(Vierzehn Tage später.)

„Der Graf hat Wort gehalten. Mit allem Nöthigen versehen, ist Etienne heute abgereist. Er hat versprochen, wiederzukehren. Theuerste Emilie, was habe ich Dir Alles zu erzählen!" —

Veit an den Schneidermeister Löffelreiher.

„Mein lieber Bibicä!

„Verzeihe, daß ich Dich mit Deinem alten Spitznamen anspreche, den sie Dir, weiß Gott warum, gegeben haben. Entschuldige auch, daß ich Dich vor einigen Tagen habe todtschlagen müssen. Es ist nicht gerne geschehen, aber ich habe mir nicht anders helfen können. Daß ich vorher einen Zauberer aus Dir gemacht habe, nimmst Du mir gewiß nicht übel, denn Niemand glaubt das, da Jedermann weiß, daß Du in Deinem Leben kein Hexenmeister warst.

„Sende mir also mit der Bötin ein Pfund von dem vortrefflichen Schmälzel, den Du immer am Freitag bei verschlossenen Thüren präparirst, um am Sonntag darauf ihn frisch an die Bauern

zu verkaufen, und lege die Rechnung bei, denn ich will nichts geschenkt haben, und bleibe lieber schuldig.

Dein alter Freund Veit."

Eine Schwester.



Hinter der Stadt Valparaiso erheben sich eine Anzahl Hügel, welche meist steil ansteigen und dem alten Valparaiso nur einen schmalen Raum gestatten, sich auszubreiten, da unfern von ihnen bereits das Reich der Wogen beginnt.

Ohne Zweifel haben die armen Fischer, welche die Spanier, als sie den Hafen von Valparaiso entdeckten, bereits dort angesiedelt fanden, sich in den Schutz dieser mehrere Hundert Fuß hohen Hügel begeben, um in etwas gesichert zu sein vor dem, täglich zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden, ziemlich heftigen Landwinde.

Jene armen Teufel betrachteten den Hafen, der gegenwärtig einer der bedeutendsten der ganzen Westküste ist, für nichts weiter, als für eine große Speisekammer, oder einen riesigen Fischnachen, welcher ihnen ihre tägliche Nahrung lieferte und in welche man auf einem gebrechlichen Boote

nur eine kurze Strecke hinauszurudern brauchte, um mittelst einer dreizackigen Gabel, wie sich derselben Neptun bediente, und wie sie an einigen anderen kleineren Buchten der Westküste noch heute im Gebrauch ist, nach Belieben sich die schmackhaftesten Fische herausstechen zu können.

Eine ähnliche Ansicht von der Bestimmung des Hafens hatten ohne Zweifel die tausend und abertausend Seevögel aller Art, welche dort ihren Tummelplatz aufgeschlagen hatten, um zu fischen wie die Menschen, mit dem einzigen Unterschied, daß sie statt des antiken Dreizacks sich ihres scharfen, und hakenförmig gekrümmten Schnabels bedienten.

Die Fische ihrerseits nährten sich von den unzähligen kleinen Seegeschöpfen und Gewürm, das die nur den von Süden kommenden Stürmen zugängliche Bucht in reichlicher Anzahl beherbergte, und so lebte man zu jener Zeit im Hafen von Valparaiso, obgleich man sich gegenseitig ein wenig auffaß, dennoch, wenigstens in absteigender Linie, sehr zufrieden mit einander, und in einer angenehmen, patriarchalischen Einfalt.

Dann wurde die bisher nur Fische und Vögel beherbergende Bucht ein Hafen; die Fischer, oder deren Nachkommen, zogen sich in die Felsen zu-

rück, die gegen Süden diesen Hafen begrenzen, und wenn auch täglich noch zu bestimmten Stunden große Schwärme von Vögeln ihren Einzug in jenes vor dem Winde geschützte Gewässer halten, so begeben sie sich doch nur in die Regionen desselben, in welchen sich keine Schiffe befinden.

Der Verkehr, die Industrie, der Handel haben sich des Hafens bemächtigt, und aus dem kleinen von armen Indianern bewohnten Fischerdorfe ist jetzt eine bedeutende Stadt geworden, welche über sechzigtausend Einwohner beherbergt, die ganz Chile mit seinen vom Auslande bezogenen Bedürfnissen versorgt, und welche man in gewisser Beziehung vielleicht eben so gut das Herz Chiles nennen kann, als die Hauptstadt Santjago selbst.

Aber kehren wir zu den Hügeln zurück, mit welchen wir begonnen haben, und mit welchen ebenfalls eine Veränderung vor sich gegangen ist. Zur Zeit der ersten Ansiedelung waren sie vorzugsweise von drei Gewächsen in Beschlag genommen, von welchen eins stacheliger und unangenehmer als das andere ist: dem zehn bis achtzehn Fuß hohen Cactus mit zolllangen Stacheln, dem der Ortiga, einer Nessel, deren Berührung wochenlang anhaltende, schmerzhafte Pusteln hervor-

bringt, und dem Carton, welcher zwei Ellen lange Blätter hat, die mit schiefen, gekrümmten Stacheln bedeckt sind. Um gerecht zu sein, müssen wir freilich bemerken, daß der Cactus die wundervollsten purpurfarbigen, und fast tellergroßen Blüthen hervorbringt, daß die Ortiga mit Leidenschaft von den Eseln gefressen wird, und daß der Carton einen sechs Fuß hohen Blüthenstengel, mit an fünfzehnhundert zwei Zoll großen Blüthen, von herrlichem Wohlgeruch treibt.

Trotz dieser guten, und jener zuerst angegebenen schlimmen Eigenschaften, aber sind auch diese Pflanzen genöthigt worden, das Feld zu räumen. Sie haben sich auf die steilen Abhänge zurückgezogen, bis wohin sie der Fuß des Menschen nur schwer verfolgen kann, und haben die Rücken jener Hügel diesem überlassen, um Hütten, Häuser und Villen auf denselben zu erbauen.

Begeben wir uns jetzt in eins dieser Gebäude, welches die Mitte zwischen Hütte und Haus hält, und welches seinen Standpunkt auf einem jener Hügel, dem Cerro de carretas, hatte, der vorzugsweise von der ärmeren Volksklasse bewohnt wird.

Das nur aus einem Erdgeschoß bestehende Haus ist aus Flechtwerk und ungebranntem Lehm

erbaut, mit Stroh gedeckt, und nachdem man eingetreten ist, bemerkt man, daß sich links eine Küche befindet, in welcher man, nach einigen dort aufgestellten Bottichen zu schließen, zu waschen scheint, während in dem Wohn- und Schlafzimmer zur Rechten offenbar die Speisen bereitet werden; denn wir sehen in der Mitte der Stube auf dem aus geschlagenem Lehm bestehenden Boden einen Brasero, einen Kohlentopf, mit glühenden Kohlen, und vor demselben ein Mädchen kauern, das eifrig beschäftigt ist, in einem Topfe zu rühren, welcher das Lieblingsgericht der Chilenen: Erbsen enthält, während am geöffneten Fenster ein zweites Mädchen sich eben so eifrig mit der Lieblingsarbeit der Chilenen: mit dem Nichtsthun beschäftigt.

„Ob wohl heute Antonio kommt?" sagte die am Fenster Stehende endlich, und da die mit Kochen Beschäftigte nicht sogleich Antwort gab, wiederholte sie ihre Frage mit einem eigenthümlichen Tone, und setzte hinzu: „Nun, Rosa, hat er Dir nicht gesagt, ob dies der Fall sein wird?"

„Nein, Carolina, er hat mir nichts gesagt!" versetzte Rosa; „da er aber täglich kommt, wird er heute wohl auch nicht ausbleiben!"

Sie hatte ihr Gesicht abgewendet von ihrer

Schwester, und hatte sich vielleicht angelegentlicher mit ihrem Topfe beschäftigt, als dies nöthig gewesen wäre; dann aber erhob sie sich und goß dessen Inhalt in eine große Schüssel.

Die Küchengeschäfte waren jetzt auf sechs bis acht Tage in Ordnung gebracht, denn man bereitet gewöhnlich eine so große Menge Erbsen, daß sie auf diese Zeit ausreichen, genießt dieselben am ersten Tage warm und an den folgenden kalt, und beginnt, ist der Vorrath zu Ende, dieselbe Operation auf's Neue.

„Er kommt!" rief jetzt Carolina mit leidenschaftlicher Heftigkeit, und während ihre Schwester schweigend drei Teller auf den Tisch setzte, sprang sie selbst aus der Stube und kehrte bald darauf, mit einem jungen Mann am Arme, zurück, der heiter und unbefangen grüßte und hierauf am Tische Platz nahm, als sei er gewohnt, dies täglich zu thun.

Es war dies auch wirklich der Fall, aber statt zu erzählen, wie der so eben Eingetretene jetzt seine Aufmerksamkeit zwischen beiden Schwestern theilte, und dabei Erbsen speiste, als sei es das köstlichste Gericht von der Welt, werfen wir einen Blick auf die Geschichte der jungen Leute.

Rosa war die ältere, die etwa achtzehnjährige,

Carolina die drei Jahre jüngere Tochter eines verkommenen Kaufmanns, des Sennor Montannos.

Wie man bei uns in Papier macht, so macht man in Chile in Minen, und wie man durch den Papierhandel auf den ursprünglichen Standpunkt versetzt werden kann, in welchem sich das Papier selbst vor seiner Verfertigung befand, so kann man bei der Speculation in Minen eines schönen Tages ein Bettler sein, obgleich man sich vielleicht noch im Besitz von Hunderttausenden befindet.

Diese scheinbare Unmöglichkeit ist leicht erklärt.

Man hat all' sein Geld in einige Silberminen gesteckt, welche anfänglich einen mäßigen Ertrag abwerfen. Man bleibt sparsam, sieht häufig in seinen Werken nach, und verwendet den Gewinn auf ihre Verbesserung. Jetzt aber vergrößert sich die Silberader in großartiger Weise, sie wirft ungeheuere Summen ab, und in Folge dessen wird der Besitzer selbst ein unsinniger Verschwender, und überläßt die Sorge für seine Silberquellen einem Majordomo, der nur in seltenen Fällen versäumt, sein Schäflein in's Trockne zu bringen, wenngleich er stets den größten Theil der auszu-

beutenden Ader seinem Herrn ausliefert. Aber die Silberadern haben bisweilen die unangenehme Eigenschaft, plötzlich so dünnleibig zu werden, daß sie eben nur noch als ein Leitfaden zu betrachten sind, den man verfolgt, um vielleicht wieder zu ergiebigeren Stellen zu gelangen. Dann zertrümmert sich dieser Faden, und nur einzelne, fast zweifelhafte Punkte zeigen die Stellen an, wo man weiter zu arbeiten, tiefer in's Innere zu dringen hat, um möglichst wieder auf eine reichere Ader zu stoßen.

Aber es kann lange dauern, bis man sie erreicht, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß irgendwo, tiefer unten vielleicht, vielleicht auch nach seitlicher Richtung, sich wieder Silber befindet. Dies Suchen kostet Geld, und der leichtsinnige Besitzer der Mine hat deren Erträgnisse vergeudet, ohne etwas zurückzulegen, da er sich den Fall nicht denken wollte, daß auch seine Silberquelle versiegen würde.

Es besteht in Chile ein Gesetz, vermöge dessen eine Mine, welche sechs Wochen lang nicht wenigstens mit zwei Bergleuten bearbeitet worden ist, von einem Jeden als sein Eigenthum in Anspruch genommen werden kann, der Lust hat, sie besser auszubeuten.

Nachdem also unser geldloser Minenbesitzer den Rest seines Vermögens angewendet hat, mit ein paar Arbeitern fruchtlose Versuche anzustellen, läßt er die Gänge verschütten, und wartet auf einen glücklichen Zufall, der ihm die Mittel an die Hand giebt, die Arbeiten von Frischem aufnehmen zu können; wenn er aber wieder im Stande ist, dies zu thun, findet er sein ehemaliges Eigenthum vielleicht im Besitz eines Andern, der nach wenig Wochen Arbeit wieder auf reichliches Silbererz gestoßen ist.

Nachdem der alte Sennor Montannos, Rosa's und Carolina's Vater, eines Tages sehnlicher als je auf seinen Majordomo gewartet hatte, der ihm Silbererz aus seinen Werken bringen sollte, da er ein großes Fest zu geben beabsichtigte, bat ihn dieser bei seinem Erscheinen selbst um Geld, um die ausgegangene Ader wieder aufsuchen zu können.

Dann traten die eben angegebenen Fälle ein, und nach einiger Zeit starb der Sennor mit Hinterlassung einer Wittwe, zweier Töchter und vieler Schulden.

Da die arme Wittwe eines früher reichen Mannes überall auf der Welt sehr bald in der Dunkelheit verschwindet, indem die Freunde ihres Gatten sich in verständiger Discretion von ihr

zurückziehen, um die blutende Wunde ihres Herzens nicht stets von Neuem aufzureißen, so dachte an die arme Wittwe des Montannos auch sehr bald Niemand mehr, und einige Jahre später starb sie in der tiefsten Dürftigkeit.

Auf ihrem Sterbelager beschwor' sie Rosa, ihre jüngere Schwester nicht zu verlassen und Mutterstelle an derselben zu vertreten; und diese begann ihren geleisteten Eidschwur sogleich dadurch zu erfüllen, daß sie eine Wäscherin wurde und mit ihrem Verdienst Carolina ernährte, die erklärte, daß sie, die Tochter des reichen Montannos, eher sterben als sich durch Arbeit erniedrigen wolle.

In der That hatte Rosa eine doppelte Stelle und eine zweifache Aufgabe übernommen. Sie war gewissermaßen die Mutter, zugleich aber auch die Dienerin ihrer jüngeren Schwester, und auf der andern Seite ernährte sie dieselbe, während sie unaufhörlich bemüht war, sie von tollen Streichen abzuhalten, welche jene in Folge des Blutes, der Gelegenheit und des Beispiels nur allzu sehr geneigt war zu begehen.

Was Don Antonio betrifft, so war er ein junger Mann wie tausend andere, und eine Waise wie die beiden Schwestern, nur mit dem Unter=

schiede, daß diese nichts hatten, als was die eine von ihnen erwarb, während er nichts besaß, was er verdient hatte, da er sein beträchtliches Vermögen von seinem Vater ererbte. Er hatte bei einer der wenigen öffentlichen Lustbarkeiten, welche in Chile stattfinden, bei dem am 18. September beginnenden Unabhängigkeitsfeste, die beiden Schwestern gesehen und sich in beide verliebt, indem ihm auf der einen Seite die Tollheiten gefielen, welche Carolina trieb, während auf der andern Seite die Zärtlichkeit Rosa's für ihre jüngere Schwester sein Herz rührte.

Sein Wohlgefallen und seine Rührung bewegten sich anfänglich freilich nur in den Grenzen der Gefühle, welche ein junger Mann für ein Mädchen hegt, die er für leichtsinnig und für leichte Beute hält; als aber Rosa's Benehmen ihn eines Andern belehrte, entwarf er einen gründlichen Angriffsplan, und begann damit, bei Rosa waschen zu lassen, und als leidenschaftlicher Freund reiner und sorgfältig geplätteter Wäsche täglich ihre Arbeit selbst zu beaufsichtigen.

Einige Monate später dachte er weder an seinen ersten Plan mehr, noch fiel es ihm ein, nach seiner Wäsche zu sehen; aber er besuchte täglich die Schwestern, speiste mit ihnen und

war auf die gründlichste Weise in beide verliebt, ohne mit sich in's Reine kommen zu können, welche in seinem Herzen den Vorrang behauptete. Und es war auch nicht anders möglich, denn auch die beiden Schwestern liebten ihn, wenngleich jede auf ihre Weise.

Sehen wir aber jetzt wieder nach den jungen Leuten, so treffen wir nur Carolina und Antonio in der Stube, und Rosa finden wir inmitten einer Felsengruppe, die, etwa eine Viertelstunde von ihrem Hause entfernt, sich am Abhange einer Schlucht befand, die den Cerro de carretas von dem entgegengesetzten Hügel trennte.

Sie war dorthin gegangen, um nicht zu stören und um nicht gestört zu werden, denn kaum verirrte sich Jemand an jene ziemlich entlegene Stelle, und in der Ferne Vorübergehende konnten sie nicht bemerken, da die Felsen eine Art Höhle bildeten, in welche sie sich zurückgezogen hatte.

Zu ihrer Rechten, auf dem Hügel, der von der Quebrada de Juan Gomez begrenzt wird, glänzten die Palissaden, und die Ruinen des durch Erdbeben zerstörten Forts von Valparaiso, im Scheine der bereits schnell sich senkenden Sonne.

Unter ihr lag ein Theil der Stadt, in der schon jetzt das Leben geräuschvoller zu werden begann, und zu ihrer Linken dehnte sich wieder ein Theil dieser Stadt auf den Höhen aus, meist schlichte Häuser, gleich dem ihrigen, und bewohnt von Armen wie sie.

Dann konnte man den Leuchtthurm erblicken, und das Banner Chiles, welches unfern von diesem stolz im Winde flatterte, und ferner einen Theil der Befestigungswerke des Hafens, und in diesem Hafen selbst Hunderte von großen und kleinen Schiffen, von welchen eben jetzt einige der größten, mit mächtig geschwellten Segeln und getrieben vom Landwinde, hinausfuhren in die weite See, in ferne, fremde Länder.

Draußen aber lag Gottes unendliches Meer, groß, unermeßlich sich dehnend in unendliche Fernen, funkelnd und glänzend in allen Farben, die der Allmächtige mit reicher Hand seiner Welt geschenkt hat, um ihr die Weihe der Schönheit zu geben, und die mit dem Lichtstrahl durch die Unendlichkeit fliegen, Repräsentanten der Pracht, Verbreiter seiner Herrlichkeit.

Und wo nicht der Abglanz des tiefultramarinblauen Himmels die See mit gleicher Farbenpracht schmückte, badeten diese Strahlen des Lichts

sich in den Wellen, indem sie ihnen ihren Glanz schenkten, und sie bald aufblitzen ließen wie funkelndes Gold oder blinkendes Silber, oder sie schmückten mit der Farbenpracht des Smaragds und des Rubins.

Und das junge Mädchen? Blickte es hinaus in diesen Reichthum, in diese Verschwendung von Pracht und Herrlichkeit? Frohlockte es, wie es die Chilenen so gerne thun, jubelte es über die Schönheit seines Vaterlandes?

Die arme Rosa sah nichts von alledem. Sie kauerte auf dem steinigen Boden und hatte ihr Haupt verhüllt mit ihrem Umschlagetuch. Sie war tief bewegt, sie schluchzte nicht, an dem krampfhaften Zittern ihrer Glieder aber konnte man sehen, welch einen gewaltigen Kampf sie mit sich selbst kämpfte. Plötzlich sprang sie auf und enthüllte ihr Haupt. Sie war todtenblaß und schien um Jahre gealtert in wenigen Stunden, dann faltete sie die Hände und blickte nach der Stelle, an welcher ihr bescheidenes Haus lag. Betete sie? Aber der Vorsatz, den sie gefaßt, der Schwur, welchen sie erneut hatte, war ohne Zweifel selbst ein Gebet, das aus dem edelsten Herzen floß.

Sie hatte Antonio geliebt mit dem Herzen

eines Weibes, das zum ersten Male eine ernste Neigung empfindet. Und dieses Herz durchströmte das heiße Blut einer Tochter des Südens, die frei war, die Niemand Rechenschaft zu geben brauchte von ihrem Handeln, als Gott und sich selbst.

Aber sie hatte ihrer Liebe entsagt, ja sie hatte mehr gethan als das, sie wollte weder ihre Schwester noch Antonio ahnen lassen, daß sie eine Neigung gehabt für ihn.

„Er schwankt," hatte sie zu sich selbst gesagt, „er soll nicht länger schwanken! Er soll das Kind lieben und glücklich machen und soll nicht wissen, daß ich — — —"

Sie barg ihr Antlitz auf's Neue und verhüllte ihr Haupt.

Wißt ihr, was es heißt, dem Geliebten verhehlen, daß man ihn liebt? Was es heißt, sich gleichgiltig stellen, während man ihn anbetet? Und das Alles unter den Augen einer Nebenbuhlerin, selbst wenn diese Nebenbuhlerin eine Schwester ist?

Die Eifersucht in der Liebe ist eine Erfindung des Teufels, die Heuchelei in der Liebe ist eine Gewohnheit der Menschen, aber das Entsagen ist ein Vorrecht der Engel.

Ach, die arme Rosa wußte nicht, daß sie einem Engel gleich handelte, sie beabsichtigte auch keineswegs dies zu thun, aber indem sie sich jetzt wieder aufrichtete und ihre Thränen trocknete, schwur sie sich einen theuern Eid, über dem Glück ihrer Schwester zu wachen und — über dem seinigen; und vielleicht gab ihr das Letztere, ohne daß sie sich dessen bewußt war, einen mächtigen Trost.

Dann schritt sie muthig und fest dem Hause zu, laut ein Lied trällernd, als sie näher kam, und als sie eingetreten war, grüßte sie unbefangen und heiter, und schickte sich an, den unvermeidlichen Paraguaythee zu bereiten, dessen Stunde gekommen, da die Sonne bereits sich in die Wogen gesenkt hatte.

Als spät am Abend Antonio nach Hause ging, hatte er den Schritt und die Miene eines Menschen, der endlich mit sich in's Reine gekommen ist und zugleich die Ueberzeugung hat, daß er sich auf dem besten Wege befindet.

„Was war ich für ein Thor," sagte er, „daß ich nur einen Augenblick an diese kalte und gefühllose Rosa denken konnte! Während ich sie zu besuchen komme, läuft sie auf den Bergen umher, weiß Gott, welchen Geschäfts oder welcher

schmutzigen Arbeit wegen! Es ist ein Aschenbrödel, weiter nichts! Aber Carolina —!"

Er begann zu schwärmen, und noch ehe er sein schönes Haus in der Almendral erreichte, stand sein Entschluß fest.

Was Carolina betrifft, so war sie gegen ihre Schwester weder stolz noch herablassend oder gnädig, aber es lag ein wenig von alledem in ihrem Benehmen. Sie hatte mit dem Instinct eines Weibes bemerkt, was in dem Herzen Antonio's vorgegangen war, und wiegte sich in stolzen Träumen. Für Rosa nahm sie sich übrigens vor, zu sorgen. Sie kann bei uns wohnen, dachte sie, und die Hausgeschäfte besorgen. Es paßt doch nicht, daß sie eine Wäscherin bleibt, wenn ich die Frau eines reichen Mannes bin.

Rosa brachte endlich ihre Schwester zu Bett, wie sie es gethan, als jene noch ein kleines Mädchen war, und was sich diese gefallen ließ wie zu jener Zeit, ja fast verlangte. Nachdem sie hierauf die kleinen häuslichen Geschäfte geordnet hatte, die noch zu besorgen waren, trat sie an's Fenster.

Der Mond warf sein volles, fast blendendes Licht über die Stadt, aus der einzelne Klänge Musik und frohe Menschenstimmen an ihr Ohr schlugen.

Im Hafen und draußen auf der See spielten die Strahlen des Mondlichts mit den Wellen, weniger prunkend als vorher die Sonnenstrahlen, und tändelnd mit den Nebelschleiern, die unter dem Hauche des leichten Nachthimmels über die See flogen, kommend und verschwindend in tausendfachen, märchenhaften Formen.

Rosa hatte nicht ihr Haupt verhüllt wie vor einigen Stunden dort unter den Felsen, aber sie blickte dennoch wieder nicht auf die Stadt unter ihr, und nicht das auf Meer und die nächtlichen Reihen der Nebelgestalten. Sie sah nach der Almendral lange, lange Zeit. Dann fuhr sie plötzlich rasch mit der Hand an ihre Brust, sie heftig pressend, als habe sie einen jähen Schmerz empfunden, und seufzte dann tief auf, tief und lange Athem holend und zitternd, wie man es bisweilen bei ähnlichen Gelegenheiten thun soll, und dann — dann suchte auch sie schweigend ihr Lager.

Wenn Antonio sie so belauscht hätte, wäre er vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß dieses Aschenbrödel auch ein Herz in seiner zitternden Brust bewahre, aber er sah es nicht, denn er lag in seinem schönen Hause in der Almendral, süß schlummernd und gewiegt von reizenden Träumen des Glücks und der Freude.

Wir sehen diese Träume, welche sich nicht immer verwirklichen, bei unseren Freunden in der That in Erfüllung gegangen, wenn wir uns einige Monate später auf die Hacienda des Don Antonio begeben, wohin dieser Letztere seine junge Frau geführt hatte, um die Flitterwochen mit ihr zuzubringen.

Es giebt Hacienden in Chile, welche jährlich ihre 10—15000 spanische Thaler eintragen. Diese Hacienden sind von ungebranntem Lehm erbaut, was hinsichtlich der Erdbeben höchst vortheilhaft ist, aber auch zugleich leidenschaftlich von den Insecten, die unsere Nachtruhe stören, geliebt wird. Rechts und links von diesem Gebäude befinden sich die Vorrathshäuser, die Wohnungen des Majordomo und der Peons, d. h. der Knechte, Schuppen und andere Unentbehrlichkeiten. Blumen, Bäume und andere überflüssige Dinge findet man kaum, hingegen sind draußen, vor dem Gehöfte, ausgedehnte Felder, die das sechzigfache Korn tragen, trotzdem sie noch nie gedüngt worden sind, eine Sache, bei welcher unseren Gutsbesitzern das Wasser im Munde zusammenläuft, während die Agriculturchemiker zweifelnd die Köpfe schütteln, und nach der unvermeidlichen Phosphorsäure fragen. Freilich zieht sich durch alles dies

eine belebende Ader, der Arm eines von den Cordilleras kommenden Flusses, ein wilder, unbändiger Sohn des Gebirges, den man aber gezähmt hat im Flachlande und zu Knechtsdiensten gezwungen. Zersplittert in tausend kleine Aeste und Aestchen, tränkt er die Scholle, auf die nur in seltenen Fällen Regen fällt, die aber dafür von der Sonne geglüht, zersetzt und mundgerecht gemacht wird für die Weizenpflanze, die jetzt im Stande ist, jenen enormen Ertrag zu liefern.

Man wird uns diese ein wenig an eine wissenschaftliche Theorie erinnernde Angabe vielleicht verzeihen, da wir, mit zwei Worten, eines jener Landgüter zu schildern versuchten, welche die Fruchtbarkeit Chiles repräsentiren; aber wir können unserem Antonio und seiner jungen Frau nicht zumuthen, jene Zeit der süßesten Schwärmerei und der reizendsten Täuschungen auf einer solchen nüchternen Hacienda zuzubringen.

Die Besitzung, auf welche Antonio seine junge Frau führte, lag in einer reizenden und romantischen Gegend, das Dach der Hacienda war von einigen riesenhaften Feigenbäumen beschattet, unter ihrer Veranda wuchs eine Gruppe von Pfirsich- und Orangenbäumen, und die Wände des Hauses waren überzogen mit prächtig blühenden Schling-

gewächsen und mit Weinreben, zwischen deren zierlich geformten Blättern die schöne dunkelblaue Traube von Conception glänzte.

Dies Alles hatte der Zufall so gefügt, denn man hatte vielleicht daran gedacht, Feigen, Orangen und Trauben zu ziehen, romantisch aber wollte man das Ganze gewiß nicht machen. In einem Lande, in welchem die künstlichen Zustände noch nicht die Herrschaft über die natürlichen errungen haben, treibt man keine Romantik; man giebt dem Herrnhause auf einem Landsitze gewiß nicht den Anschein eines Bauernhauses, man errichtet aber keine Eremitagen und künstlichen Wasserfälle, man affectirt vielmehr eine Cultur, die nicht vorhanden, oder erst im Entstehen begriffen ist.

Man kann dieses Bestreben den Fortschritts- oder den Nachahmungstrieb nennen; so viel ist indessen sicher, daß, trotzdem die Bewohner eines solchen Landes einen lebhaften Sinn für die Schönheiten ihrer noch unverfälschten Natur haben, sie sich dessen dennoch nicht vollständig bewußt sind.

Als Carolina auf der Hacienda ihres Mannes angekommen war, gerieth sie in ein schwärmerisches Entzücken, und während sie abwechselnd weinte und lachte, sprang sie bald an ein Fenster

und streckte die Hände gegen das Flachland von Chile aus, welches im Sonnenschein glänzend vor ihr lag, oder gegen die Cordilleren, die auf der einen Seite sich in riesigen Massen zum Himmel erhoben, bald flog sie an die Brust Antonio's, nicht mehr lachend und nicht weinend, aber ihn mit ihren Küssen fast erstickend. Dann musterte sie den Hausrath, der sich auf der Hacienda vorfand.

In dem Hause eines reichen Chilenen findet man Möbel aus Europa, bisweilen zusammenpassend, bisweilen nicht, stets aber theuer bezahlt, und während der Besitzer mit Wohlgefallen auf diese Dinge sieht, die uns Europäern alltäglich sind, blicken wir hingegen mit Verwunderung auf die Menge der aus edlen Metallen gefertigten Geräthe, welche nicht selten eine Wand des Speisezimmers fast vollständig bedecken.

Neben silbernen Schüsseln, Tellern, Fruchtkörben, Flaschen, Bechern aller Art, Tafelaufsätzen, Kühlwannen, und anderen zur Bestellung einer Tafel gehörigen Dingen erblicken wir fabelhafte Gegenstände, deren Bestimmung uns ein Räthsel und vielleicht auch dem Besitzer unbekannt ist, und wir begreifen nicht, wie es den Vätern der gegenwärtigen Besitzer möglich war, sich in ihren

Stuben zu bewegen, wenn wir hören, daß alle diese Schätze nur ein schwacher Abglanz des früheren, vor der Revolution herrschenden Reichthums sind.

Alle diese Dinge waren Carolina nichts Neues, im Hause ihres Vaters hatte, ehe die unheilvolle Katastrophe eintrat, der gleiche Luxus geherrscht. Aber der Besitz war ihr neu. Als sie noch ein Kind war, hatten fremde Menschen, scheltend und schlimme Reden ausstoßend, vor ihren Augen diese silbernen Gefäße hinweggetragen. Als Jungfrau hatte sie ihre Erbsen aus einem armseligen irdenen Topfe gegessen — und jetzt! Jetzt war sie als junge Frau wieder im Besitz des gleichen Reichthums! Sie sprang wie ein Kind auf die schwellenden Kissen des Divans, sie warf muthwillig das Silbergeräth durch einander und entlockte dem Wiener Flügel, da sie keine Note zu spielen verstand, grauenhafte Töne.

Wer die Seligkeit kennt, einen geliebten Gegenstand glücklich gemacht zu haben, begreift die Stimmung Antonio's.

Und Rosa? Sie war mit den Neuvermählten auf die Hacienda gezogen, und jetzt überließ sie die Beiden sich selbst und ihrem Glück, und nahm sich der häuslichen Geschäfte an, welche jene zu

besorgen im gegenwärtigen Augenblicke freilich keine Zeit fanden.

Wir überspringen den Zeitraum von fast einem Jahre und finden unsere Freunde wieder auf derselben Hacienda, auf welcher wir sie verlassen haben.

Antonio hatte während dieser Zeit seine junge Frau sowohl nach Valparaiso, als auch nach Santjago geführt, man hatte die Wäscherin vergessen oder that wenigstens so, und sah nur die Tochter des Sennor Montannas in ihr, und die Frau des Don Antonio, welche man reizend und liebenswürdig fand, und Antonio selbst, der diese Ansicht theilte, war überglücklich.

Dann traten Zweifel ein, nicht zwar seines Glücks halber, sondern er fragte sich einfach, ob dieses Glück nicht um etwas Weniges billiger zu haben sein sollte.

Dann fragte er sich, ob es ihm möglich sein werde, die Kosten desselben auf die Dauer bestreiten zu können, und nach einiger Zeit gewann er die Ueberzeugung, daß sein Schicksal das des Sennor Montannos sein werde, wenn es ihm nicht gelingen würde, die Tochter dieses Sennor, seine liebe Frau, von den Pfaden abzubringen, welche ihr Vater früher betreten hatte.

Was vielleicht schlimmer als all' dieses, war, daß er Vergleichungen anstellte zwischen Rosa und Carolina, und daß das Resultat höchst ungünstig für die Letztere ausfiel.

Carolina, berauscht von dem Reichthum ihres Mannes, war eine Verschwenderin geworden. Antonio, berauscht von Liebe, hatte sie allzu lange gewähren lassen, und endlich: Rosa, die nüchtern geblieben war hinsichtlich des Reichthums und betreffs der Liebe nur deren Bitteres gekostet hatte, machte die Vermittlerin zwischen Beiden, weshalb Antonio sie zu lieben und Carolina gering zu schätzen begann.

So war heute, wie es schien, nur Haber und Unfriede in die Hacienda eingekehrt, denn Carolina saß erhitzt und aufgeregt auf einem Sopha, während Rosa auf dem Boden kniete und bemüht war, mehrere schwere Seidenstoffe und eine Menge kleiner Luxusartikel zusammenzusuchen, welche kurz vorher dorthin geschleudert worden waren.

„Behalt's nur!" rief jetzt Carolina heftig. „Behalte Alles! Ich weiß es, er giebt Dir's doch lieber als mir!"

Sie begann jetzt heftig zu weinen.

Rosa las, stets noch auf dem Boden knieend, die zum Theil zerknitterten und beschmutzten Stoffe

zusammen, suchte sie möglichst zu reinigen und wieder in die ursprünglichen Falten zu legen, und erwiderte kein Wort; als aber ihre Schwester, jetzt fast laut schreiend, ihre vorigen Worte wiederholte, sagte sie ruhig: „Du weißt recht gut, daß ich nicht ein einziges Stückchen von alledem da haben will, aber ich will auch nicht, daß Antonio Hunderte von Thalern ausgeben soll für nichts!“

„Was geht Dich Antonio an?“ rief Carolina gellend. „Was kümmert Dich das Hauswesen, was Antonio's Ausgaben? Ich bin die Frau, und Du, Du bist nichts weiter als — —“ Sie verschluckte das Wort, oder sie fand keins, was ihr passend erschien.

Auch Rosa schwieg; als sie aber ein so eben von ihr sorgfältig geglättetes Stück Seidenzeug auf den Tisch gelegt hatte, und Carolina mit Heftigkeit dasselbe wieder auf den Boden schleuderte, sagte sie unwillig:

„Du bist wie ein unartiges Kind, und schlimmer noch als dieses!“ Und sie wandte sich, um das Zimmer zu verlassen.

In diesem Augenblicke trat Antonio ein.

„Was giebt's?“ sagte er mit der Miene eines Mannes, der bereits Alles errathen hat.

Carolina warf sich ihm stürmisch entgegen und brach in einen Strom von Klagen aus. Sie habe sich durch Pedro, den Knecht, einige nothwendige Dinge aus der Stadt bringen lassen, sagte sie, und Rosa habe ihr, wie gewöhnlich, die bittersten Vorwürfe über ihre Verschwendung gemacht, jetzt wolle sie gar nichts von all' diesen Sachen haben — —

Antonio unterbrach sie: „Es wird auch ohne Zweifel nicht nöthig sein!" sagte er ernst. „Du hast genug von solchen Dingen und meine Kasse ist sehr, sehr erschöpft!"

„Oh," rief jetzt Carolina, „laß mich fort, laß mich wieder eine Wäscherin werden! Diese ewigen Vorwürfe! Wie glücklich war ich, als ich mit meiner Hände Arbeit mein Brot verdiente!"

Der Moment war ernst, wenigstens unangenehm in hohem Grade; als aber die junge Frau von dem selbstverdienten Brote sprach, flog ein leichtes Lächeln über die Züge Antonio's. Er wußte, daß Rosa dieses Brot für Beide verdient hatte.

Aber Carolina errieth wohl, was dieses Lächeln bedeutete, sie verließ geräuschvoll und schlimme Worte ausstoßend das Gemach.

Antonio, der wieder ernst geworden, war

allein mit Rosa, welche, immer noch schweigend, sich beschuldigte, die Ursache des Haders zu werden. Er blickte sie eine Zeit lang trübe an, dann sagte er wie in Selbstvergessenheit, dennoch aber zu ihr gewendet:

„Ach, Rosa, wäre ich mit Dir nicht glücklicher geworden?“

„Nein!“ rief sie hastig, „nein, gewiß nicht! Ich habe viel schlimmere Seiten als sie! Sie ist nur leichtsinnig, heftig — sie wird sich gewiß ändern!“

„Und Du?“ sagte Antonio mit einer Leidenschaft, die Rosa erbeben machte, „Du wirst Dich nicht ändern, denn Du bist ein Engel und wirst ein Engel bleiben! Oh, ich weiß jetzt Alles, ich sehe Alles und — wie war ich blind!“

Rosa war heftig erschrocken. Er wußte Alles! Er hatte ihre Liebe erkannt, ihre Aufopferung! Mitten in ihrem Schrecken, in ihrer Angst war es wieder, als sei sie nie so glücklich gewesen, als müsse sie laut aufjubeln. Aber sie bezwang sich, sie verbarg ihre Besorgniß und ihre Seligkeit.

„Du mußt nicht so thöricht sprechen, Antonio!“ sagte sie.

Die Frauen können das. Im Guten und im Schlimmen vermögen sie ihre Gefühle zu ver-

bergen, vorzugsweise in Herzensangelegenheiten. Die Männer hingegen sind — wie sagen wir nur gleich — aufrichtiger? täppischer? rücksichtsloser? Aber kein einziges dieser Worte will unser Wesen recht bezeichnen.

Wir sagen daher einfach, was Antonio that. Er sprang auf Rosa zu, umfaßte sie, preßte sie, trotz ihrer Gegenwehr, an sich und rief: „Ja, ich weiß es, Du hast mich geliebt, mehr als sie! Du liebst mich noch, und nur ihretwegen —"

Sie hatte sich jetzt befreit von ihm, unsanft fast, und sagte mit gepreßter Simme: „Sei nicht wieder so, Antonio, sonst muß ich Dein Haus verlassen!" Dann glitt sie rasch aus dem Zimmer.

Er blieb zurück und es fiel ihm erst jetzt ein, daß sie seine Schwägerin sei, oder besser: die Bedeutung dieser Verwandtschaft fiel ihm ein und zugleich schwer auf's Herz. Auch fragte er sich, einfältigerweise, ob er sich nicht getäuscht habe, ob sie ihn wirklich liebe und sich in der That aufgeopfert habe, wie es ihm vorher, in einem lichten Augenblicke, geschienen hatte.

Inzwischen packte er die Stoffe und die anderen aus der Stadt gekommenen Gegenstände zusammen, und Pedro trabte kurze Zeit darauf

aus den Thoren der Hacienda, sie dorthin zu bringen, woher sie gekommen waren.

Nach einiger Zeit war Frieden im Hause, äußerlicher wenigstens. Man zankte sich nicht, und es war selbst möglich, daß man glücklich war, da das Aeußere dieses Zustandes, den man Glück nennt, sich in mannichfachen, oft sehr eigenthümlichen Formen bewegt.

Eine besondere Heiterkeit war indessen auf der Hacienda nicht zu bemerken.

Antonio war am Morgen, eines Geschäfts wegen, nach der Stadt geritten, und die beiden Schwestern, welche schon des Tages über wenig zusammen verkehrten, trennten sich beim Einbruch der Nacht zeitiger, als es sonst in Chile der Fall zu sein pflegt. Carolina hatte sich auf ihr Zimmer begeben, sie hatte Kopfschmerzen und wollte sich zu Bett legen; aber Rosa, welche der Schlaf floh, suchte ihren Lieblingsplatz auf, ein kleines, gegen das Gebirge zu gelegenes Gemach, in welchem sie oft herbe Nächte zu verträumen pflegte.

Die Stelle war in der That geeignet zum Träumen und Schwärmen. Man war dort vor Allem einsam, denn Antonio's und Carolina's Schlafgemach lag gegen das Flachland zu, und

die Wohnungen der Knechte befanden sich ebenfalls auf jener Seite. Von diesem kleinen Gemach sah man auf einen schmalen, aber gegen die Berge hin in ziemlicher Länge verlaufenden See, eine große Seltenheit bei einer chilenischen Hacienda. Aber der Arm eines Cordillerafluſses der die Felder der Hacienda bewässerte, hatte dort zwischen steilen Felsenwänden, zum letzten Male seine Freiheit benutzend, sich ausgebreitet, und während seine felsigen Ufer mit Bäumen und Buschwerk bekränzt waren, stieg hinter diesen Vorposten des Gebirges, zum Himmel strebend, die riesige Kette der Anden empor.

Die Nacht war längst hereingebrochen, klar, sternenhell und prachtvoll wie eben eine chilenische Nacht, erfrischend, aber nicht kühl, durchwürzt von tausend balsamischen Düften, die das bewaldete Gebirge sendete, und beleuchtet von Millionen Sternen, die, eben so viele blitzende Juwelen, am tiefdunkelblauen Himmel funkelten.

Mechanisch hatte Rosa ihre Blicke nach den Cordilleren gewendet und dem periodisch wiederkehrenden Aufblitzen der Feuerberge zugesehen, dem sogenannten Leuchten der Vulkane, welches, fernem Wetterleuchten gleich, auf einzelne Augenblicke den nächtlichen Himmel erhellte.

Aber allmälig ward dies Leuchten schwächer und schwächer; es begannen sich einzelne schneeige Kuppen der Anden zu versilbern, und nach kurzer Zeit war der Mond heraufgestiegen, die nächtliche Landschaft mit anderen Tinten färbend, hier helleres Licht, dort tieferen Schatten bringend, die Perspective verändernd, und überhaupt jenen phantastischen Zauber zu verbreiten, den sein Licht allenthalben ausgießt über die Erde, über den Süden wie über den Norden: über die wilden Felsengeklüfte des Gebirges, über die duftenden Blumenbeete eines sorgfältig gepflegten Gartens, über die einsame Heide und den Moorgrund, über den lieben deutschen Buchenwald mit seinen glänzenden Stämmen und seinem moosigen Boden, über das Conglomerat von Wundern, welches man den Urwald nennt, und endlich über jene unendliche Wasserwüste, über das Meer, gleichviel, ob sich seine Wogen spiegelglatt ebnen in einer tropischen Nacht, oder ob sie beim Cap Horn mit tobender Brandung gegen schwarze Basaltfelsen donnern.

Rosa blickte jetzt nach dem See. Wir wissen nicht, suchte sie dort irgend etwas Bestimmtes, oder that sie es unwillkürlich, weil sein Spiegel wie flüssiges Silber funkelte und glänzte.

Aber sie schien nicht heiter gestimmt zu werden durch den reizenden Anblick, ja sie seufzte tief auf.

„Oh," sagte sie dann mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, „oh, sie betrügt ihn! Nicht genug, daß sie sein Vermögen vergeudet und ihm sein Haus zur Hölle macht, sie täuscht ihn auch noch auf schmähliche Weise! Dieser Arenas, dieses Mittelding zwischen einem Sennor und einem Peon, dieser einfältige und rohe Mensch, sie zieht denselben ihm vor, ihm!"

Sie barg das Antlitz in ihren Händen, nach einer Weile aber fuhr sie fort:

„Und ich, ich, die ich ihn liebe, anbete, täusche ich ihn nicht auch? Helfe ich ihn nicht auch betrügen? Hätte ich nicht längst ihm schon Alles enthüllen sollen, da mein Bitten und mein Flehen bei Carolina nur Vorwürfe und heftige Scenen hervorrief?"

Sie blieb eine Zeit lang stumm und in tiefe Gedanken versunken, dann schüttelte sie leise das Haupt.

„Nein," sagte sie, „ich will's nicht thun! Ich will meinen Schwur erfüllen bis zum Ende! Ich hoffte sie Beide glücklich zu machen — daß sie es nicht geworden sind, ist nicht meine Schuld! Aber

ich will nicht trennen, was ich geeinigt habe! Ich will ausharren!"

Sie brütete dumpf vor sich hin, aber plötzlich fuhr sie auf und blickte mit angestrengter Aufmerksamkeit auf den See. Nebel hatten sich auf seine Fläche gesenkt, die ruhig und unbeweglich auf ihr lagen und mit ihrer fast blendend weißen Farbe grell abstachen gegen die dunkeln, hohen und abschüssigen Felswände der Ufer, die das Mondlicht kaum treffen konnte. Der vordere Theil der Oberfläche des Sees, der noch nicht vom Nebel bedeckt war, lag einem Spiegel gleich ruhig und eben da, aber jetzt war es, als furche sich diese vorher so glatte Fläche; einzelne Streifen flogen über sie hin, denen andere häufiger und rascher folgten, und das Bild des Mondes schien zersplittert zu sein, und in tausend glänzenden Trümmern auf den Spitzen der kleinen Wellenberge zitternd zu schweben.

Zugleich erschien ein dunkler Gegenstand, den bisher der Nebel noch verborgen, auf der Mitte des Wassers, und näherte sich ziemlich rasch dem Ufer. Es war ein Boot, das ein Mann mit einem Doppelruder lenkte, der offenbar beabsichtigte, an dem durch einiges Buschwerk verdeckten Landungsplatze unweit der Hacienda anzulegen.

„Der Unverschämte!“ murmelte Rosa. „Es ist Arenas, der von Antonio’s Abwesenheit in Kenntniß gesetzt ist und sie zu besuchen kommt! Aber ich will hinunter und ihm Vorstellungen machen — vielleicht — —“

Sie hatte sich, während sie diesen Entschluß faßte, bereits halb erhoben, um dem Kommenden entgegenzueilen, aber jetzt hemmte sie plötzlich ihre Bewegung.

Der Platz unter ihrem Fenster war nicht so einsam, wie sie dachte.

Ein Mann huschte, mit der Behendigkeit einer Katze, längs der Hacienda auf eine kleine Felsengruppe zu ihrer Rechten zu, welche unweit des Landungsplatzes lag, und dort angelangt, verschwand er.

Fast gleichzeitig sah sie, wenn auch nur auf einen Augenblick, zur Linken, auf der andern Seite des Ufers, zwei Schatten über den gelben Sand des Gestades gleiten und ebenfalls wie jener erste verschwinden.

Es war klar, daß alle drei Männer trachteten, von dem im Boote nicht gesehen zu werden, denn sie hatten den Zeitpunkt abgewartet, wo er so nahe gekommen sein würde, daß sie durch das Buschwerk des Landungsplatzes vor seinen Blicken

geschützt waren. Seine Ankunft mußte ihnen bekannt sein, sie legten ihm einen Hinterhalt — war es noch zu bezweifeln, daß Antonio diese Maßregeln getroffen, daß ihm die Untreue seiner Gattin kein Geheimniß war?

Rosa's Herz pochte so heftig, daß sie kaum athmen konnte.

Indeß was sollte sie thun? Zu ihrer Schwester eilen? Wahrscheinlich aber hatte man auch dort bereits die geeigneten Maßregeln getroffen, und wenn nicht, was half es, wenn sie ihr sagte, was im Werke sei?

Sie war rathlos.

Jetzt hatte das Boot das Ufer erreicht, und während Rosa erwartete, daß der in den Felsen versteckte Mann sich sogleich auf den Aussteigenden stürzen und ein Kampf beginnen würde, erfolgte nichts von alledem, sondern der an's Land Getretene schritt unbelästigt und offenbar vollkommen sorglos auf die Hacienda zu.

Es war, wie sie jetzt deutlich sehen konnte, wirklich Arenas, und da auch die beiden auf der andern Seite des Weges versteckten Männer sich ruhig verhielten, näherte er sich rasch dem Eingange; noch ehe er aber das Thor erreicht hatte, sah sie, daß der unfern des Bootes verborgene

Mann dieses bestiegen und eine kleine Strecke in den See hinausgefahren war.

Jener Posten hatte also keinen andern Zweck, als dem etwa flüchtigen Arenas die Flucht auf diesem Wege unmöglich zu machen.

Mittlerweile aber war der Ungenannte eingetreten, und Rosa eilte jetzt flüchtigen Fußes in ihr Schlafgemach.

Sie wußte, daß jetzt, in wenigen Augenblicken, die Katastrophe hereinbrechen und daß man sie dort aufsuchen würde.

Man suchte sie wirklich auf.

Nach Verlauf von vielleicht einer Minute, die ihr freilich wie eine Ewigkeit erschien, entstand plötzlich ein furchtbarer Lärm, und sie begriff, daß man jetzt den Eindringling ergriffen haben mußte; aber während sie mit klopfendem Herzen bei sich berieth, ob sie hinzueilen oder das Weitere abwarten sollte, vernahm sie, daß, wie es den Anschein hatte, der ganze Haufen der lärmenden und tobenden Männer sich ihrem Gemache nahe.

Einige Augenblicke später wurde die Thür desselben aufgerissen, und man drang ein.

Arenas, gehalten von vier Knechten, bleich, mit gesträubtem Haar und im Gesicht aus einer

kleinen Wunde blutend. Neben ihm Antonio, keuchend und in einem Zustande der furchtbarsten Aufregung, der maßlosesten Wuth.

Hinter dieser Gruppe Carolina im Nachtkleide, ebenfalls bleich wie der Tod und mit weitgeöffneten Augen, aber mit fest zusammengekniffenen Lippen.

Einige andere Knechte, bewaffnet wie jene, welche Arenas gefaßt hatten, und die Dienerin Carolina's, zitternd und wehklagend, waren mit in das Gemach gedrungen und umstanden die Hauptpersonen.

Jetzt schien sich Antonio in so weit wieder gefaßt zu haben, daß er wenigstens sprechen konnte, und er rief, wenngleich sichtlich nach Athem ringend: „Sprich, Rosa, sprich, ist es wahr, was diese hier zu sagen wagte?"

Er zeigte bei diesen Worten auf Carolina.

Es war jetzt plötzlich eine Todtenstille eingetreten. Auch Carolina sprach nicht, aber sie blickte mit ihren großen, dunkeln Augen starr auf Rosa.

Sie baten und flehten nicht, diese Augen, aber sie sagten: „Meine Ehre, mein Leben vielleicht, liegt in Deinen Händen, die Ehre, das Leben Deiner Schwester, Deiner kleinen Carolina.

Willst Du sie ehrlos machen? Kannst Du sie tödten?"

„Und was sagte sie?" sprach jetzt Rosa tonlos.

„Oh," rief Antonio, „sprich, daß es nicht wahr ist, daß es eine Verleumdung ist! Sage, daß sie gelogen hat, wie sie es immer thut! Die Besuche dieses Elenden, der sich einschleicht, sobald ich den Rücken wende, hätten Dir gegolten und nicht ihr! Daß alle ihre Bitten, nicht so zu handeln, fruchtlos gewesen wären —"

Antonio hielt inne, denn die Todtenblässe Rosa's ging so rasch in das glühendste Roth über, daß er trotz seiner Aufregung dennoch erschreckt wurde. Sie aber schritt, nachdem einige Secunden lang wieder eine lautlose Stille eingetreten war, langsam vor, bis zu Antonio, und sprach mit dumpfer Stimme:

„Es ist so, wie sie sagt!"

Antonio stieß einen Schrei aus, einen mehr wehklagenden als zornigen. Daß sie sich abermals aufopfere, kam ihm nicht in den Sinn. Ihr ganzes Leben, so schien es ihm jetzt, war nichts gewesen als eine Kette von Trug und Heuchelei. Sie hatte listig und schlau die sich Aufopfernde gespielt, selbst vielleicht Neigung zu

ihm durchblicken lassen, um ihn desto sicherer täuschen, desto ungestörter betrügen zu können.

Das preßte ihm jenen Schrei des Schmerzes aus. Aber dann behauptete auch die Entrüstung ihr Recht.

Man nimmt es in Chile, ja fast unter allen warmen Himmelsstrichen nicht so gar ängstlich mit Herzens- und Liebesgeschichten.

Unter anderen Verhältnissen wäre ein klein wenig Courmachen, wenn auch verbunden mit nächtlichen Wasserpartien, der Sennorita cunnada, der Schwägerin, so schlimm nicht angerechnet worden. Aber dieser Arenas war ein wenig geachteter Mensch, der Inquilino, der Zinspflichtige eines benachbarten Haciendenbesitzers, und ein Mann, der die Jugendjahre bereits hinter sich hatte.

Und einen solchen Menschen hatte sie ihm vorgezogen, seine Gattin in schlimmen Verdacht gebracht und seinen häuslichen Frieden fast zerstört! Er sagte ihr alles das mit wenig gewählten Worten, dann mit schmähenden und endlich in höchster Wuth, er rief ihr zu, daß sie sein Haus verlassen müsse, er wolle keine solche Dirne beherbergen unter seinem Dache — fort müsse sie, morgen schon!

„Ich gehe," hatte sie gesagt, „ich will gehen!" Am liebsten hätte sie sogleich seinem Befehle gehorcht, aber sie war bewußtlos niedergesunken.

Was den unglücklichen Arenas betraf, so schätzte er sich glücklich, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein. Man prügelte ihn ein wenig und warf ihn aus dem Hause, worauf er sich schleunigst in sein Boot begab und unter der romantischsten Umgebung von der Welt, zwischen dunkeln, drohenden Felsen, auf silbernen Wogen und beleuchtet von der keuschen Luna, der Beschützerin aller Liebenden, eilfertig den Heimweg antrat, indem er schwur, sich nicht mehr auf solche Weise heimleuchten zu lassen.

Am andern Morgen begann Antonio seine Hitze zu bereuen, und er schickte nach Rosa, um zu fragen, wie sie sich befinde. Auch wegen des „aus dem Hause Jagens" hatte er seine eigenen, ziemlich versöhnlichen Gedanken.

Aber Rosa war verschwunden.

„Man sollte doch eigentlich zu erfahren suchen, wo sie sich hingewendet!" sagte er zögernd zu Carolina.

Aber diese umschlang ihn liebevoll, wie seit langer Zeit nicht mehr.

„Laß sie ziehen," sagte sie mild, „laß sie

ziehen! Nur zu oft stand sie zwischen uns, und mir graut, wenn ich denke, in welchen Verdacht ich fast gekommen wäre ihretwegen!"

Er ließ sie ziehen und erfuhr nach einigen Wochen, daß sie als Novize in ein Nonnenkloster zu Santjago getreten.

Sie hatte redlich gekämpft, die Mission zu erfüllen, die sie sich selbst gestellt. Aber diese Erfüllung ihres heiligen Gelübdes war auf gewaltsame Weise unterbrochen worden. Sie war zur Unmöglichkeit geworden durch ihr letztes, durch ihr größtes Opfer.

Vielleicht war es überhaupt gut, daß sie gegangen war. Sie gestand sich das bisweilen selbst zu.

Das ist das Ende meiner Geschichte.

Es ist unbefriedigend, dieses Ende, und ich muß dies hier selbst eingestehen, denn ich vermag nicht zu berichten, ob Antonio und Carolina nach so vielen Mißverständnissen wieder vollkommen so glücklich geworden, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe.

Vielleicht mag man mich aber ein wenig entschuldigen, wenn man einen Blick auf den einfachen Titel wirft, welchen ich meiner Geschichte gegeben habe: „Eine Schwester."

Ich wollte so anspruchslos wie dieser Titel die schwesterliche Liebe und die aufopfernde Treue dieser Einen erzählen, nicht das Leben der Andern verfolgen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Wickede, Jul. von, Die Heeresorganisation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Officiere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete. Gr. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.

Winterfeld, A. von, Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. 1½ Thlr.

Ati-Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5½ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldschnitt 4⅔ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Erlebtes und Geträumtes.

Dritter Band.



Erlebtes und Geträumtes.

Novellen und Erzählungen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.



Inhaltsverzeichniß.



Der Akrobat.



Das Haus lag mitten im Walde, und war schwer und massiv von Steinen aufgeführt, im Style der letzten Renaissance und der beginnenden Rococozeit. Es hielt also seine Bauart die Mitte zwischen dem vorletzten und letzten deutschen Style, über welchen man viel gelästert hat, ohne bis auf den heutigen Tag im Stande gewesen zu sein, einen neuen zu erfinden, während man sich mit gestohlenen Lappen aus allen Jahrhunderten begnügt, die überdies noch häufig schlecht genug zusammengeflickt sind.

Ohne Zweifel war das Gebäude ursprünglich zu einem fürstlichen Jagdschlosse bestimmt gewesen, sicher aber nicht ausgebaut worden, denn abgesehen davon, daß das letzte Stockwerk niemals Fenster und Fußböden besessen hatte, fehlten alle Nebengebäude, Stallungen, Remisen, Vorrathshäuser u. s. w., ja selbst keine Küche war vor=

handen, und dies beweist unumstößlich das so eben Ausgesprochene.

Aus diesem Grunde machte das alte Haus einen düstern und fast unheimlichen Eindruck. Dazu waren fast alle seine Fenster mit Brettern verschlagen, die grau geworden durch Wetter und Nässe: die röthliche Farbe des Sandsteins war ebenfalls in ein schmutziges Grau übergegangen, und nur oben auf dem schadhaften Dache glänzte grünes Moos in reichlicher Menge.

Auch die Jahreszeit war nicht günstig: es war fast Spätherbst. Des Mittags nicht selten unerträglich heiß, Abends kühl, Nachts empfindlich kalt, und endlich am Morgen Nebel. Das ist aber die schlimmste Zeit zu Fußreisen, aus Gründen, die Jeder wissen wird, der in der Welt umhergelaufen, wie das früher gute Sitte war.

Und dennoch war ich acht Stunden gegangen an jenem Tage, um das Haus zu erreichen, und jetzt saß ich dort am großen, grünen Kachelofen, in dem ein lustiges Feuer loderte, und sah den Alten an, der das Haus allein bewohnte, und der mich bewirthete, als ob er mich erwartet hätte.

Der Alte war eine sonderbare Persönlichkeit. Als ich auf das Haus zuschritt, stand er unter der Thür, das heißt unter einem Fenster, das

man zur Thür umgeschaffen hatte, da der große Thorweg halb mit Ziegelsteinen vermauert, halb mit Holzwerk zugeschlagen war.

Ich besann mich eben auf eine Anrede, als mir der Alte zuvorkam.

„Ziehen Sie Ihre Stiefel aus," sagte er, „der lehmige Grund hat den Teufel im Leibe, und ich will Ihnen Pantoffeln geben."

Das paßte so wenig zu dem, was ich ihm sagen wollte, daß ich, — ich war ein junger Bursche dazumal, — daß ich durchaus nichts zu erwidern wußte, und im andern Augenblicke in der Stube auf einem alten Lehnstuhle saß und zwei derbe Pantoffeln an den Füßen hatte, während der Alte stillschweigend beschäftigt war, mit Hülfe eines alten schartigen Messers meine Stiefel zu reinigen. Ich war den Tag hindurch in der Region des bunten Sandsteins gewandert, der die majestätische Eiche erzeugt, die liebliche Linde, die reizende Buche, und dessen Waldthäler die romantischsten sind, die man sich denken kann, mit ihren rothen, phantastischen Felsen, ihrem üppigen Graswuchse, ihren springenden Bächen und klappernden, einsamen Mühlen.

Was aber den Boden betrifft, das Erdreich, in welches sich dieser bunte Sandstein verwandelt,

so ist er spröde und hart zu gewissen Zeiten, zu anderen aber, das heißt nach Regenwetter, so zähe, klebrig und anhänglich bis zum Exceß, daß wir ihn mit einer gewissen Sorte von Herzen vergleichen würden, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, alle ähnlichen Vergleiche sorgfältig zu vermeiden.

Es hatte gestern geregnet, es war am Morgen darauf ein starker Nebel gefallen, und in Folge dieser Naturereignisse trug ich einen halben Acker röthlichen, bereits wieder hart und spröde gewordenen Thonboden an den Füßen, dessen Entfernung ohne jenes Messer nicht möglich war.

Der Alte hatte mir den Rücken gewendet und eine kurze Zeit geschabt und gekratzt, dann stellte er seine Schützlinge in ein kleines Schaff mit Wasser und sagte halblaut: „Aufweichen!"

Ich begann allmälig mir etwas einfältig vorzukommen, oder wenigstens höchst unbeholfen; um daher ein Gespräch zu beginnen, sagte ich: „Herr Förster, entschuldigen Sie, ich habe – —"

Der Alte wendete sich jetzt nach mir, stieß einige Male mit dem Zeigefinger der Rechten in seine leicht geballte linke Faust, als stopfe er eine Pfeife, und machte mit dem Munde die Bewegung des Rauchens, wobei er den Kopf fragend aufwarf.

„Freilich!" sagte ich; denn seine Pantomime war nicht zu verkennen.

„So brennen Sie sich derweilen Eine an. Ich besorge indessen das Essen."

Er ging, und ich tappte jetzt mit den schweren Pantoffeln an den Füßen, und nach dem Wunsche meines Wirthes wacker dampfend, in der Stube umher, mich ein wenig zu orientiren.

Es war ganz die einfache und prunklose Wohnung eines Jägers. Ein paar Gewehre an der Wand, ein starkes Waidmesser, alles dies gut eingeölt und im besten Stande; dann rings umher an den Wänden eine große Anzahl verkrüppelter und seltsam verbogener Hirsch- und Rehgeweihe, wie solche heutzutage ein schlechter Geschmack zu hohen Ehren und theuren Preisen gebracht hat, die aber zu jener Zeit kaum Jemand irgendwie einer Aufmerksamkeit würdigte.

Die Möbel von nicht polirtem Holze, schwer und massiv, aber reinlich gehalten, ein großer grüner Kachelofen, der in der Stube geheizt wurde, und ein langer Tisch von Fichtenholz. Am auffallendsten waren mir verschiedene Zeichnungen, welche, offenbar von ungeübten Händen ausgeführt, an den Wänden der Stube hingen: sonderbare Landschaften, zuverlässig einem andern

Welttheile angehörend, und vielfache Versuche, ein kleines Mädchen von vielleicht sechs bis acht Jahren zu zeichnen, welche fast noch weniger gelungen schienen als die Landschaften.

Ich war, wie schon gesagt, damals ein junger Bursche. Ich hatte eine Fußreise gemacht und war im Walde umhergelaufen, um Abenteuer zu suchen, sonderbare Kauze und Narren, mit welchen ich, vielleicht instinctartig und der gleichgesinnten Gesellschaft halber, für mein Leben gern Umgang pflog. Freilich hätte ich das Alles in der Stadt bequem haben können, aber das merkte und benutzte ich erst später, und da man mir in einer Waldschenke erzählte, daß der alte Forstwart Andreas der tollste Kerl von der Welt sei, weite Reisen gemacht haben wolle in seiner Jugend, und bisweilen ganz abenteuerliche und verrückte Dinge erzähle, so ging ich ihn zu suchen.

Er trat bald darauf wieder in die Stube, und nach kurzer Zeit stand ein treffliches Essen auf dem Tische, Wildpret und andere Dinge, welche die Jahreszeit eben bot, und im Verlaufe des Gespräches erfuhr ich, daß der Alte Alles selbst bereitet habe, ja, daß er das Haus allein bewohne und keine Seele um sich habe. „Ich mag keinen Kerl im „Haus" haben, und Weibs-

leute noch weniger," sagte er, „ich reiche mit mir allein und mit meinem Hunde aus." Als ich ihn belobte wegen seiner trefflichen Küche und die Vermuthung aussprach, daß er recht viel gesehen und erfahren haben müsse in seinem Leben, da er sich so allein zu behelfen wisse, sagte er: „Weiß schon, deswegen sind Sie da, wollen Possen und Schnurren erzählt haben. Gehen Sie auf die Jagd?" Das paßte offenbar nicht zusammen, indessen sagte ich „Ja!" und er fuhr fort: „Schön, so wollen wir morgen ein paar Hühner schießen, für heute aber gehen Sie doch wohl bald in's Bett. Werden müde sein, und ich selbst muß, wenn's Nacht ist, auf ein paar Stunden in's Holz." Dann führte er mich, noch ehe es vollkommen dunkelte, vor das Haus und zeigte mir dessen nächste Umgebung. Rechts ab Hochwald, durch den ich gekommen; links eine Schlucht von etwa zwölf bis fünfzehn Fuß Breite, mit steil abfallenden Felswänden, und unten in der Tiefe ein leise murmelndes Bächlein, das, wie die mächtigen Felsblöcke in seinem Bette zeigten, zu Zeiten wohl auch mächtig anschwoll, und tobend durch die Schlucht brauste. Hinter dem Hause ein kleiner Küchengarten, und dann wieder Hochwald, vor dem Hause aber Buschwerk

und Niederholz auf einem allmälig zu Thale führenden Gehäge.

Das Alles war eben nicht gerade romantisch, aber unbedingt schön, und das zwar vorzugsweise durch die Stille, welche über die ganze, wenn auch eng begrenzte Landschaft ausgebreitet war, und durch den Zauber der Waldeinsamkeit, der auf Allem lag. Eine Stunde später stand ich allein am Fenster meiner kleinen freundlichen Stube, die mir der Alte angewiesen, und blickte hinaus in die Mondnacht. Aber ich war müde und schläfrig, und wollte eben mein Lager suchen, als ich hörte, daß mein Gastfreund die Thür des Hauses öffnete und sich anschickte, seinen nächtlichen Gang in den Wald zu beginnen, und gleich darauf sah ich ihn über die vom Monde beschienene freie Stelle zwischen dem Hause und der Schlucht zugehen. Er war jetzt bis an diese gekommen, und ich dachte eben, was er wohl dort suchen möge, als ich sah, wie der Alte mit außerordentlicher Ruhe durch die Luft über die Tiefe hinwegschritt und, ohne sich nur umzublicken, bald darauf auf der andern Seite im Walde verschwand.

Es war zwar durchaus unmöglich, daß ich richtig gesehen hatte, aber ... dennoch ... ich sah

seinen Schatten auf die entgegengesetzte Felswand fallen, ebenfalls frei schwebend, und es war also auch unmöglich, daß sich eine Brücke dort befand, abgesehen davon, daß ich kurze Zeit vorher, war ich eben auch nicht direct an dieser Stelle der Schlucht gestanden, doch dieselbe gänzlich überschaut hatte und wußte, daß nirgends ein Steg oder eine Brücke über dieselbe führte. Ich hatte also zwei Unmöglichkeiten und *eine* Sicherheit, welche die war, daß mein Gastfreund ein eigenthümlicher, sehr eigenthümlicher Mensch sei.

Im Mondschein durch die Luft zu laufen! Aber ich war acht Stunden gegangen an diesem Tage, und schlief bald darauf ein, nicht ohne die leise Hoffnung, vom Alten vielleicht dieses, oder ein anderes Kunststück zu lernen.

Aber am andern Morgen, während der Alte den Kaffee braute, spionirte ich längs der Schlucht, und fand an der Stelle, an welcher er, wie mir däuchte, die Luft durchschritten, eine dünne Stange quer über die Tiefe gelegt. Die Sache war jetzt klar. Er war ein Nachtwandler, aber indem ich mich noch meiner Weisheit freute, lachte plötzlich der Alte dicht hinter mir. „Sie haben mir zugesehen heute Nacht?" Ich konnte nicht läugnen. „Wollen Sie auch hinüber?"

Da keine Aussicht war, ein wenig hexen zu lernen, indeß die Bestimmtheit, den Hals zu brechen, lehnte ich entschieden ab. Aber der Alte schritt vor, lief auf der dünnen, schwankenden Stange bis etwa zur Mitte derselben, und machte dort einige Sprünge, bei welchen mir Hören und Sehen verging. Dann ließ er sich fallen, fing sich wieder, und nachdem er sich mir genähert hatte, bot er mir die Hand: „Kommen Sie, ich führe Sie hinüber!" Als ich mich zurückzog, folgte er mir lachend nach und sagte: „Jetzt sind Sie erst recht neugierig auf die tollen Geschichten des alten Andreas. Nur Geduld, Sie sollen sie hören!" Aber ich hörte sie nicht, denn wir gingen diesen und die folgenden Tage auf die Jagd, und so oft ich Anspielungen machte, mahnte er mich stets zur Geduld. Endlich aber mußte ich weiter, und als ich Abschied nahm, sagte er: „Ich wollte erst sehen, was Sie für ein Patron sind. Gut! Noch allerlei junge Gedanken, doch im Ganzen nicht übel. Aber ich bin ein alter Bursche und verirre mich, wenn ich erzähle, in allerlei ungewaschenes Zeug. Nun, ich habe ein Stück aufgeschrieben von dem, was mir begegnet ist; nehmen Sie's mit, behalten Sie es, denn es ist eine Abschrift, und kommen Sie im

nächsten Jahre wieder, dann erfahren Sie wohl Weiteres."

Was er mir gab, sind die folgenden Blätter.

Zu Hause.

Ich war das Kind eines reichen Mannes, und aus diesem Grunde bin ich jetzt ein armer Teufel.

Mein Vater, der den Titel eines Finanzrathes hatte, bekleidete in der Residenz verschiedene Aemter und machte ohne Zweifel noch verschiedene Geschäfte, die indessen, wie es den Anschein hatte, gute Früchte trugen, denn als ich etwa vier Jahre alt war, zog er sich aus dem Kreise seiner Thätigkeit zurück und bewohnte ein Landgut, welches endlich in seine Hände übergegangen war, nachdem er dem früheren Besitzer zu verschiedenen Zeiten aus dringenden Geldverlegenheiten geholfen hatte.

Es ist eigenthümlich, daß von dem Tage an, wo wir dieses Landgut bezogen, mein eigentliches Erinnerungsvermögen beginnt. Meine Mutter war, wie ich später erfuhr, ein Jahr vorher gestorben, aber ihr Bild steht nur unklar vor mir, indem ich mich einer großen und schön angekleideten Frau erinnere, welche mich küßte und

den Armen einer Wärterin übergab, welche mich hierauf ebenfalls küßte. Aber diese Küsse haben durchaus nicht den Eindruck in mir hinterlassen, den nicht selten andere Personen von Aehnlichem empfinden wollen. Ich habe nie mit Rührung, Zärtlichkeit oder Sehnsucht an jene geputzte Frau, noch an die Wärterin gedacht, und die ganze Liebe und Zuneigung meines jugendlichen Herzens fiel später auf meine ein Jahr jüngere Schwester Emilie, und das ebenfalls erst, nachdem wir auf's Land gezogen waren.

Von jenem Augenblicke an steht aber Alles auf das lebhafteste vor meinem Gedächtnisse. Noch heute sehe ich das neue, aus weißem und rothem Sandstein erbaute Wohnhaus vor mir, die an beiden Seiten zu demselben führenden Treppen, die schweren eisernen und theilweise vergoldeten Gitter, die den Thorweg sperrten, und das oberhalb der Thür angebrachte Wappen des vorigen Besitzers. Dann die Neben- und Wirthschaftsgebäude, den weitläufigen Park mit Teich und Lustwäldchen, und endlich die Ruinen des alten Schlosses, welche am Ende des Parkes standen, und welche meinem Vater stets ein Dorn im Auge waren, obgleich er nie dazu kam, sie entfernen zu lassen, so oft er auch davon sprach.

Auch an Emilie hatte ich blos von jenem Tage an eine bewußte und klare Erinnerung, und es hat den Anschein, als ob die Landluft erst mein schlummerndes Kinderherz aufgeweckt habe. Von nun an aber waren wir unzertrennliche Gefährten, und ich hegte zu jener Zeit schon eine schwärmerische Zuneigung für das kleine Mädchen, welche dadurch täglich noch wuchs, daß ich gewissermaßen ihren Ritter und Beschützer abgab, und bei unseren Streifzügen im Parke allerlei kleine Gefahren männlich von ihr abwendete. Unser liebstes Spiel war Mann und Frau, und es stand so fest, daß wir, sobald wir groß geworden, uns heirathen würden, daß wir gar nicht mehr davon sprachen und mit großer Ruhe dem Augenblick entgegensahen, in welchem wir uns ganz angehören würden, und obgleich ich nicht weiß, woher ich jenen oft gebrauchten Ausdruck genommen, so weiß ich doch bestimmt, daß ich ihn in jener Zeit anwendete. Da übrigens die Periode noch nicht für uns gekommen war, in welcher man das jugendliche Herz in Tinte zu tauchen pflegt, und die Dietriche der Wissenschaft, die Buchstaben, in unser kindliches Gehirn bohrt, so hatten wir volle Muße, unserem harmlosen und musterhaften Ehestande obzuliegen,

aus welchem später, wenn es nämlich wahr ist, fast Ernst geworden wäre.

Was meinen Vater betrifft, so trug derselbe einen hellgrauen Frack, dergleichen Beinkleider und Strümpfe, gepudertes Haar, und wurde von uns „Papa" und von den Dienstleuten „Herr Finanzrath" genannt. Er war gegen uns Kinder weder gut noch böse, und ich liebte ihn erst, oder gab mir Mühe es zu thun, als man uns im ersten Religionsunterrichte eröffnete, daß dies unter allen Verhältnissen stattfinden müsse.

Wir hatten auf diese Weise etwas über anderthalb Jahre auf dem Lande gelebt, und ich war fast sechs Jahre alt, als eines Tages reisende „Künstler" auf unserem Gute erschienen, Seiltänzer nämlich und Luftspringer, welche man zu jener Zeit so zu benennen pflegte, und ich erschrak auf's heftigste, als drei dieser Menschen über den Hof, wo wir eben unser Wesen trieben, schritten, um von unserem Vater die Erlaubniß zu erbitten, ihre Künste zeigen zu dürfen. Emilie schreckte das halb phantastische, halb zerlumpte Costüm der Fremden eben so sehr wie mich, als sie indessen laut schreiend zu mir flüchtete, bezwang ich meine Furcht, tröstete sie, und versicherte, daß ich sie beschützen werde, im Falle jene

gefährlich aussehenden Menschen Miene machen würden, ihr etwas zu Leide zu thun.

Aber welche Gefühle bemächtigten sich meiner, als ich am Abende mit Emilien der Vorstellung dieser Künstler beiwohnte! Das Erstaunen, da noch Niemand mich in Kenntniß gesetzt hatte, daß es solche außerordentliche Menschen auf der Welt gäbe, überwog jetzt noch die Bewunderung, welche ich vor ihren Leistungen empfand. Man hatte uns Bilderbücher gegeben, und bei deren Erklärung hatte unsere Wärterin uns von Zauberern und Hexenmeistern, Rittern, Prinzen und Helden erzählt, ja sie hatte selbst vom Teufel gesprochen, als einer mißliebigen Persönlichkeit zwar, aber doch als von einem verdammt geschickten Burschen, der die merkwürdigsten Dinge machen könne. Was war aber selbst der Teufel gegen diese Künstler? konnte er in der Luft umherlaufen wie sie? konnte er solche Purzelbäume schlagen? konnte er mit einem Schiebkarren über ein dünnes Seil fahren, sich die Hände in geschmolzenem Blei waschen, Messer verschlucken, und hatte er vor Allem solche herrliche Kleider, ganz von Gold und Silber, wie diese Leute, welche ich bei Tage fürchtete und Abends vergötterte? Ich hegte jenes Mal bedeu-

tende Zweifel, daß der böse Feind so geschickt sei wie diese außerordentlichen Menschen, und merkwürdiger Weise bin ich jetzt, nach langen Jahren, wieder auf diesen Standpunkt zurückgekommen.

Wir waren, Emilie und ich, in Begleitung unserer Wärterin und des alten Schloßgärtners zu den Seiltänzern gegangen, und als wir mit diesen später heimkehrten, hörte ich den Gärtner sagen: „Die Bursche sind nicht übel, aber sie haben keine Schule, und ich wollte es heute noch besser machen!“ In Folge dieser Aeußerung konnte man mich vierzehn Tage später schon ganz artig auf dem Seile tanzen sehen, zwar nur einige Fuß hoch über dem Boden, aber „mit Schule“, was die Hauptsache war. Die Sache war die, daß der alte Mathias in seiner Jugend ebenfalls Künstler gewesen und jetzt, da ich seine Aeußerung aufgefaßt hatte, meinen Bitten nicht widerstehen konnte und mir Unterricht ertheilte in der Kunst, die mir die höchste erschien. Das im Sommer leer stehende Gewächshaus war der Circus, Emilie das Publikum, und meinem vollkommenen Glücke stand nur die einzige Bedingung des Mathias entgegen, daß das Seil nie höher als höchstens drei Fuß vom Boden gespannt werden sollte. Was

Emilie betrifft, so war sie nie zu bewegen, ihre kleinen, zierlichen Füßchen auf das Seil zu setzen. „Wenn wir uns einmal ganz angehören werden,“ sagte sie, „sitze ich an der Kasse und nehme das Geld ein, wie die dicke Madame mit den rothen Backen bei den Künstlern, die arbeitet auch nicht!“

Ich selbst aber dehnte meine Kunstfertigkeit bald weiter aus, da die leidigen drei Fuß über dem Boden mir als Bleigewichte an den Schwingen meines Genius erschienen. In einer Ecke des Parkes stand eine vom früheren Besitzer des Gutes erbaute Reitschule, und da mein Vater nur ein einziges, bereits bis zum Ueberflusse dressirtes und gezähmtes Reitpferd besaß, so wurde jene Schule oft monatelang von Niemand betreten. Ich erhob sie zum Schauplatze meiner Thätigkeit, und indem ich ein Seil, welches ich mir heimlich zu verschaffen wußte, dort so hoch aufspannte, als es mir beliebte, war ich in einigen Monaten so weit, daß ich mit jenen Künstlern, welche mir den ersten Impuls gegeben hatten, sicher auf gleicher Stufe, wenn nicht höher stand. Nur Emilie wohnte diesen Uebungen bei, und sie setzte so unbedingtes Vertrauen in meine Geschicklichkeit, daß sie nie die mindeste Furcht zeigte, oder auch nur einen leisen Schrei ausstieß, wenn

ich mich absichtlich vom Seile fallen ließ, um mich mit den Händen wieder zu fangen, oder sonst irgendwie einen halsbrechenden Sprung ausführte. Zu meinem eigenen Lobe muß ich aber sagen, daß ich mir die Regeln unserer Kunst selbst erfand, welche erst in späteren Jahren von großen Meistern veröffentlicht worden sind. So faßte ich stets einen weit entfernten Punkt in's Auge, der mit der Richtung des Seiles in gleicher Linie lag, und blickte nie nach dem Ende des Seiles selbst, und dann warf ich mich so häufig absichtlich selbst vom Seile und fing mich wieder mit Hand und Fuß, daß ich kaum in Verlegenheit gerathen, wenn ich zufällig gestrauchelt oder gestürzt wäre.

Meine Eitelkeit, Mathias diese Fortschritte zu zeigen, überwand ich glücklich, hingegen lernte ich von ihm andere schöne und nützliche Dinge, wie: einen Degen auf der Nase balanciren, Messer verschlucken, Feuer speien, Bänder aus dem Munde wickeln und vielerlei Aehnliches.

An einem schönen Morgen aber trat plötzlich der böse Feind, in Gestalt eines neu angekommenen Hofmeisters, in dieses Paradies der freien Künste und zerstörte mit roher Hand alle die Luftschlösser, welche bereits am künstlerischen

Horizonte vor meinen Augen emporgestiegen waren. Ich mußte lernen, lernen am Tische, und auf einem Stuhle sitzend, statt wie früher in den Lüften schwebend, und selbst Emilie mußte lernen, denn einige Tage später traf auch für sie eine Erzieherin aus der Residenz ein. Heute noch betrachte ich es als eine Merkwürdigkeit, daß ich mich so bald in die häufige Trennung von Emilien fand, meine equilibristischen Uebungen nicht schmerzlicher vermißte, ja selbst ziemlich rasche Fortschritte in den Anfängen aller Gelehrsamkeit machte, im Lesen, Schreiben und im Rechnen. Vielleicht als Belohnung dieses Eifers, vielleicht auch, weil mein Hofmeister für sich selbst einige freie Stunden zu haben wünschte, ließ man mir außer der Lernzeit freie Hand, und ich hatte auf diese Weise Gelegenheit, sowohl ferner mit Emilien umherlaufen zu dürfen, als auch mein Seil nicht vollständig zu vernachlässigen.

Wie sich Emilie mit ihrer Erzieherin vertrug, habe ich nie erfahren, denn es schien, als hielte ein natürlicher Instinct uns Beide ab, die freien Stunden, welche man uns gab, mit so unangenehmen Dingen zu verbittern, wie Gouvernanten und Hofmeister sind, und ohne alle Uebereinkunft sprachen wir nie eine Silbe über diese zwei

Hemmnisse unserer Freiheit. Nach Verlauf von etwa einem Jahre nach dem Eintreffen derselben wurde ich aber von einer jener Kinderkrankheiten befallen, welche, an und für sich nicht gefährlich, es durch Vernachlässigung leicht werden können, und während man mich im Bette gefangen hielt, verbot man Emilien, mich zu besuchen, damit sie nicht ebenfalls von der Krankheit ergriffen würde. Ach, hätte man sie zu mir gelassen! Aber ich sah nur einige Male ihren braunen Lockenkopf unter der Thür meines Krankenzimmers, und dann erschien sie nicht wieder.

Statt ihrer kam jedoch jetzt regelmäßig mein Vater, und erst zu jener Zeit erwachte eine aufrichtige Liebe zu ihm in meinem Herzen, da ich jetzt erst gewahr wurde, daß auch er mich in der That wirklich liebte. Ohne Zweifel war sein früheres kaltes und gleichgiltiges Benehmen gegen uns Kinder nur eine Folge seines Temperaments, welches die Schmeichelworte und Liebkosungen nicht kannte oder für überflüssig hielt, mit welchen häufig andere Eltern ihre Kinder bei jeder Gelegenheit überhäufen. Aber jetzt beugte er sich über mich, küßte mich, und nicht selten sah ich Thränen in seinen Augen glänzen. O mein Gott! es waren die ersten Strahlen elterlicher Liebe,

welche in mein junges Herz fielen, und trotzdem, daß meine Krankheit zunahm, fühlte ich mich doch jenes Mal unendlich glücklich und wünschte oft später diese Zeit zurück; denn nachdem ich wieder genesen war, wurde das Benehmen meines Vaters fast ganz so scheinbar kalt gegen mich wie vorher. Trotz aller Pflege, die man mir angedeihen ließ, zog sich aber jenes Mal dennoch meine Krankheit in die Länge und wurde selbst höchst bedenklich, indem sie sich in ein hitziges Fieber umgestaltete.

Als ich endlich wieder besser wurde, fragte ich nach Emilien. Man sagte mir, daß es mich zu sehr aufregen würde, wenn sie jetzt zu mir käme, später gab man mir ausweichende Antworten, und als ich das Zimmer wieder verlassen konnte, erfuhr ich, daß sie „nicht da" sei. Mein erster Gedanke war, daß sie krank sei, wie ich es gewesen; dann glaubte ich, sie sei gestorben; endlich aber sagte man mir die reine Wahrheit. Sie war auf eine räthselhafte Weise verschwunden, wahrscheinlich von Zigeunern gestohlen worden, welche zu jener Zeit noch die Gewohnheit hatten, Kinder zu stehlen, während andere Leute die ihrigen bisweilen aussetzten. In der That hatte sich eine Bande Zigeuner in der Umgegend umhergetrieben, und Emilie, welche während meiner

Krankheit sich nicht mehr mit dem Parke begnügte, sondern Streifereien in's Freie unternahm, war ohne Zweifel von ihnen verlockt und entführt worden. Jene Thränen meines Vaters an meinem Krankenbette waren also doppelt gerechtfertigt; denn sie galten sowohl einem Kinde, das er zu verlieren fürchtete, als auch einem, welches er bereits verloren hatte, denn trotz hoher Summen, welche er auf ihre Auffindung setzte, brachte sie Niemand zurück, und eben so wenig konnte irgendwie eine Spur aufgefunden werden, welche auf ein ihr zugestoßenes Unglück schließen ließ.

Was mich betrifft, so wurde ich wie rasend, und obgleich ich nicht wieder in meine frühere Krankheit verfiel, so fürchtete man doch ernstlich für meinen Verstand, und selbst als schon längst wieder eine ruhigere Stimmung über mich gekommen war, gerieth ich noch häufig in eine an Verzweiflung grenzende Wuth, wenn ich mir dachte, wie meine arme Schwester von jenem Bettelvolke mißhandelt, zu Niedrigem gezwungen werden würde, und Noth und Mangel leiden müsse. Meine Studien setzte ich indessen fort, aber während ich allmälig zu ernsteren Fächern überging, zeigte sich eine Eigenheit, welche man bei den Anfangs-

gründen des Lernens auf keinerlei Weise an mir beobachtet hatte: es war mir nicht möglich, an den Gegenstand zu denken, den ich bearbeiten sollte, und ich konnte niemals das Studium verfolgen, welches ich begonnen hatte. Wenn ich Latein lernen sollte, so kamen mir die Regeln der französischen oder griechischen Sprache in den Sinn, welche ich ebenfalls zu erlernen begonnen hatte, bei der Geschichte dachte ich an die Mathematik, und bei dem Studium dieser reizenden Wissenschaft an die Geographie.

Es giebt freilich Leute, welche das ganz ähnlich wie ich machen. Doctoren der Medicin, welche politische Studien treiben, Doctoren der Philosophie, welche anstatt der Weltweisheit höheren Blödsinn cultiviren, Damen, welche statt Strümpfe zu stricken selbst Blaustrümpfe werden, und endlich Chemiker, welche Novellen und Romane schreiben; aber es ist immer zu hoffen und zu erwarten, daß alle diese Leute, wenigstens in früheren Zeiten, doch einmal irgend einen Gegenstand mit mittelmäßigem Eifer betrieben haben werden. Bei mir indessen nahm schon in früher Jugend dieser krankhafte Zustand dermaßen überhand, daß mein ganzes Wissen mehr ein Chaos als ein Stückwerk genannt werden konnte, ja es

erstreckte sich selbst auf das einzige Ding, welches mir noch einigermaßen Freude machte: auf das Seil, denn dort, in der Luft schwebend, dachte ich an Emilie, sah sie, wie früher, in einer Ecke sitzend, mir zuschauend und mich bewundernd, und war deshalb mehr als einmal in Gefahr, den Hals zu brechen.

Ich übergehe jetzt einen Zeitraum von mehreren Jahren, während dessen man mich nicht nur in allen möglichen Wissenschaften zu unterrichten suchte, sondern sich auch bemühte, mir Tanzen, Fechten und Reiten zu lehren, und ich habe nie erfahren, ob mein Vater beabsichtigte, mich auf eine Universität zu schicken, oder was sonst seine Absichten gewesen sein mögen.

Eines Tages indessen wurde ich durch das eilige Laufen und durch Ausrufungen des Schreckens unserer Dienstleute aufmerksam gemacht, und dann rief man mich — an das Sterbelager meines Vaters, an sein Todbett eigentlich; denn als ich hinzustürzte, war er nur noch im Stande, unverständliche Worte zu stammeln, und verschied nach wenigen Minuten in meinen Armen. An einem Schlagflusse sagte man, und Andere munkelten wohl auch Schlimmeres, aber ich selbst weinte jetzt an seinem Sarge so auf=

richtige Thränen des Kummers, wie er jenes Mal an meinem Krankenbette.

Nachdem mein Vater beerdigt war, machte man mir die Mittheilung, daß ich ein Bettler sei. Schwarz gekleidete Gerichtspersonen kamen, legten Alles unter Schloß und Siegel, und mir selbst ließ man nur die nöthigsten Kleider und Wäsche, da ich als Minderjähriger kein Eigenthum hatte, wie sie sagten. Indessen gaben sie mir die tröstliche Versicherung, daß man mir einen Vormund geben werde, welcher suchen würde mich irgendwo unterzubringen. Mittlerweile hatten sich, mit Ausnahme des alten Mathias, alle unsere Dienstleute schweigend entfernt; auch mein Hofmeister war gegangen, ohne mir nur ein Wort des Abschiedes zu sagen, und da ich ihn weder gehaßt noch geliebt, sondern da er mich blos gelangweilt hatte, war mir dies gleichgiltig.

Nachdem alle Zimmer und Gemächer des Hauses versiegelt waren, ersuchten mich die Beamten, ihnen zu folgen, und als endlich auch die Hausthür auf ähnliche Weise geschlossen war, gingen sie fort, indem sie mir überließen, es zu machen wie sie. Ich ging zum alten Mathias, um die Nacht bei ihm zuzubringen, und erfuhr, daß mein Vater wieder zu seiner früheren

Gewohnheit zurückgekehrt war, und ganz im Stillen Geldgeschäfte verschiedener Art gemacht hatte. Allzu gewagte Speculationen hatten ihn ruinirt.

„Aber was willst Du jetzt beginnen, Andreas, mein Junge?" sagte der Alte, nachdem ich sein frugales Abendmahl mit ihm getheilt hatte. „Du könntest wohl bei mir bleiben, allein weiß Gott, ob sie mich nicht auch fortjagen wie Dich, und dann, ich bin ein alter Bursche, was nachher, wenn auch ich da unten liege? Du hast den ganzen Tag gelernt! Was?"

„Latein," sagte ich, „Griechisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und noch andere Dinge, aber — ich kann sie nicht."

„Das hat nichts auf sich," versetzte Mathias, „aber hast Du die Courage, diese Sachen Andere zu lehren? denn alles das, was Du genannt hast, nährt seinen Mann blos dadurch, daß man es wieder Andere lehrt."

„Aber ich kann ja selbst nichts!"

„Dein Hofmeister konnte auch nichts," sagte der Alte, „und ist doch in Eurem Hause dick und fett geworden. Aber Dir fehlt der Muth. Wir müssen an etwas Anderes denken."

Ich erwiderte ihm, daß ich ihm morgen

meinen Entschluß mittheilen wolle; und nachdem ich ihn des andern Tages in die Reitschule geführt und ihm meine Künste gezeigt hatte, sagte er:

„Ich hab's lange gewußt und Dir oft heimlich zugesehen, aber . . .“

„Was sagst Du dazu, wenn ich ein Künstler würde?“ unterbrach ich ihn.

„Den Hals wirst Du nicht brechen,“ sagte er trübsinnig, „aber ein Gaukler, ein Luftspringer! O mein Gott, Du kennst dieses Brot nicht.“

„Es ist besser als gar keins.“ —

„So geh' mit Gott,“ sagte der Alte und heulte dergestalt, daß auch ich in bittere Thränen ausbrach.

Am andern Abend war ich bereits weit weg von der Stelle, die meine Heimath gewesen war. Eine bittere Empfindung, wie ich nie vorher etwas Aehnliches gekannt, hatte sich meiner bemächtigt, als ich zum letzten Male auf unsere Besitzung sah. Aber dann lief ich querfeldein, und dachte daran, was für Augen Mathias machen werde, wenn er mich beim Aufstehen nicht mehr fände. Auf seinen Tisch hatte ich einen Zettel gelegt, folgenden Inhalts:

„Lieber Mathias!

„Ich laufe heimlich fort, weil mir der Abschied von Euch zu schmerzlich ist, und weil ich

weiß, daß Ihr mir von Eurem Ersparten etwas aufdringen werdet. Gotte segne Euch! Lebt wohl!"

Als ich gegen Mittag mein kleines Bündel aufknüpfte, um ein Stück Brot herauszunehmen, fand ich ein rothes Taschentuch, welches Mathias in mein bischen Wäsche praktizirt hatte, und in demselben die Antwort, welche lautete:

„Da Du, lieber Andreas, heute schon Deine Sachen zusammengepackt hast, so hast Du vor, morgen durchzubrennen. Schneuze Dich in das Gegenwärtige, und liebe immerfort Deinen alten Mathias." —

In dem „Gegenwärtigen" befand sich neben dem Briefe auch noch ein Päckchen mit alten Thalern.

Jetzt bin ich ein alter Mann, aber wenn ich an jenen Augenblick denke . . . nun es sieht's ja Niemand, und es war wohl der letzte Mensch, welcher mich aufrichtig liebte. Im Uebrigen wurde ich von dort an ein Vagabund.

In Südamerika.

Es ging uns schlimm, als wir hinkamen. Schlimmer wohl nicht als jedem Andern, der solch' eine Reise macht, aber doch verwünschten wir den Director, den Monsieur d'Apponcourt,

der eigentlich Bresselhuber hieß, und aus Lauingen in Bayern gebürtig war, in den Abgrund der Hölle.

Fünf Jahre waren vorübergegangen, seit ich vom alten Mathias Abschied genommen, und ich hatte Europa nach allen Richtungen hin durchzogen während dieser Zeit; ich war ein fabelhafter Luftspringer geworden und hatte nach Belieben die Truppe gewechselt, denn man kannte meine Leistungen unter den Collegen; jetzt aber war in einer bedeutenden deutschen Seestadt, wider Hoffen und Erwarten, unser Director mit Kasse und rückständiger Monatsgage durchgegangen, und keine andere Truppe aufzufinden. Da es indeß, aus Gründen, nur in sehr seltenen Fällen einem Seiltänzer möglich, von seinen Ersparnissen zu leben, so ging ich zu Monsieur d'Apponcourt, dem Director einer Kunstreitergesellschaft, welcher beabsichtigte, die Küsten Südamerikas zu bereisen, und ließ mich als ein Mitglied seiner Truppe anwerben. Zwei Gründe wirkten vortheilhaft ein für mich bei diesem Engagement. Erstens waren Tags vorher drei Mitglieder der Truppe bei Nacht und Nebel davongegangen, da ihnen die nahe Seereise ernstliches Bedenken erregte. Zweitens hatte der Director bereits alle seine Pferde ver=

kauft, und man beabsichtigte, Tags darauf an Bord zu gehen. Man konnte mithin nicht mehr die Entdeckung machen, daß ich überhaupt nur ein höchst mittelmäßiger, gewöhnlicher, unbedingt aber kein Kunstreiter war. Drüben, dachte ich, würde sich die Sache einrichten.

Im Ganzen, mit Einschluß des Directors, waren es unserer zehn Künstler, und Monsieur d'Apponcourt, selbst ein schlechter Reiter, ein mittelmäßiger Ehrenmann und ein großer Narr. An Bord, wo wir nun Gelegenheit hatten, diese letztere seiner Eigenschaften beobachten zu können, äußerte sich dieselbe vorzugsweise in seinem ängstlichen Bestreben, für einen Franzosen gehalten zu werden, wo möglich für einen Emigranten, und so lange er nicht sprach, waren allerdings einige Aussichten hierfür vorhanden, da er hager und lang war und schwarze Haare nebst einer Habichtsnase hatte. Aber die Aussprache des wenigen Französischen, welches er kannte, war dermaßen unter aller Kritik, daß jeder Schulknabe an derselben den Nichtfranzosen erkennen mußte. Dennoch waren wir Alle schlecht genug, zu thun, als hielten wir ihn für einen ächten Franzmann, und wenn wir dann noch nebenher

den Blödsinn begingen, sein Französisch zu loben, war er außer sich vor Vergnügen.

Aber all' dies kam erst später, denn in den ersten Tagen und Wochen waren wir fast Alle dergestalt seekrank, daß wir nur dumpfe Verwünschungen für ihn hatten, der uns in diese Lage versetzt hatte, und an Scherze wenig dachten.

Die Eindrücke, welche von jener ersten Seefahrt zurückgeblieben sind, blieben sich gleich mit denen, welche mir bei späteren Seereisen wurden. Sie sind im Allgemeinen die, daß mich moralisch und physisch Uebelkeit befällt, sobald ich ein Schiff betrete; daß ich später während der Fahrt mich meist grauenhaft langweile, und daß ich inbrünstig jeden Boden küssen möchte, den mein Fuß zum ersten Male wieder betritt, sei dieser Boden nun ein mütterlicher oder ein anderer.

Man hat unendlich viel gesprochen von der prachtvollen Fernsicht, welche man auf dem Meere habe, aber mir ist die Aussicht vom Bord aus, auf hoher See nämlich, stets höchst beschränkt erschienen. Man befindet sich im Mittelpunkte einer runden Scheibe, deren Halbdurchmesser bisweilen, scheinbar, kaum hundert Schritt beträgt. Diese Täuschung fällt freilich weg, sobald sich

Land in der Ferne zeigt, aber das ist selten der Fall, und dann beginnen die eigentlichen Gefahren der See dort erst recht, in der Nähe einer Küste. Man war entzückt von dem tiefen, reizenden Blau des Himmels und der gleichen Farbe des Meeres. Abgesehen davon, daß häufig Himmel und Wasser in ein erbärmliches Grau gekleidet sind, hilft euch das feurigste Ultramarin verteufelt wenig, wenn ihr an der Schanzverkleidung steht und nicht wißt, ob ihr eigentlich hungrig seid, oder ob ihr euch erbrechen wollt.

Mit Bewunderung hat man von der Thierwelt gesprochen, die dem Reisenden entgegenkäme da draußen auf dem Wasser. Freilich, es läßt sich nicht läugnen, sonderbare Käuze schwimmen herum auf jenem trefflichen Ocean. Die Quallen zum Beispiel, glänzende Blasen, Thiere ohne Kopf und mit prächtigen Farben geschmückt. Zieht man aber einen solchen Gesellen an Bord, so erweist er sich als ein nichtswürdiger Schleimballen, der uns die Finger verbrennt, und uns am ganzen Körper oft tagelang ein unerträgliches Jucken verursacht. Was die übrigen Geschöpfe betrifft, so würden uns die größeren sämmtlich auffressen, wenn wir zum Beispiel während einer Windstille es versuchen wollten, unsere

Glieder in das reizende Element zu tauchen, welches sie beherbergt, und die kleinen, welche wir genießen könnten, hüten sich mit großer Schlauheit, uns diese Gelegenheit zu verschaffen. Sie ärgern uns also, statt uns zu ergötzen und uns eine angenehme Abwechselung zu bieten für die schauderhafte Schiffskost: versalzenes Fleisch, hartes, mit Würmern belebtes Brot, und übelriechendes Wasser.

Die Jünglinge, welche, wenn es stürmt, die offene Brust dem tobenden Orcan entgegenkehren, ihre dunkeln Locken im Sturme flattern, und ihre heißen Wangen vom Kusse der Windsbraut kühlen lassen, wären Narren, wenn sie existiren würden. Aber das ist nicht der Fall. Auch die schwärmerischsten Jünglinge knöpfen bei solchen Gelegenheiten Rock und Weste zu, und begeben sich schon deshalb schleunig unter Deck, weil bei stürmischem Wetter die Matrosen doppelt grob sind. Unser Hanswurst, der ein zartes Gemüth, wenngleich ein starker und breitschulteriger Bursche war, beabsichtigte einmal bei ein wenig schlimmem Wetter einen ähnlichen Versuch, aber die Matrosen traten ihm auf die Füße, und als ihn eine über Bord springende Welle bis auf die Haut durchnäßte, kroch er in seine Koje und

bekam eine furchtbar geschwollene Backe, von welcher, sowie von ihm selbst, ich bald wieder sprechen werde.

In Summa: die schlechteste aller Seepoesien ist ein Sturm, und ein Schiff überhaupt habe ich stets als ein schwimmendes Zuchthaus betrachtet, welches doppelt schlimm ist, da uns selbst die Aussicht des Entkommens absolut genommen, und nur die des Ertrinkens mit einiger Wahrscheinlichkeit gegeben ist. Aber das ist freilich die Ansicht eines Vagabunden, eines Menschen, dessen Erziehung verunglückte, und der durch fünfjähriges Herumtreiben in der Welt ein Strolch geworden, und arg verwildert war an Leib und Seele.

Unser Leben auf jenem Schiffe, welches ein nach Rio Janeiro bestimmter Kauffahrer war, gestaltete sich vielleicht zum Theil noch schlimmer, als das auf anderen Fahrzeugen und für andere Passagiere. Gleich zu Anfange hatte Monsieur d'Apponcourt die Idee, sich als Director der Truppe auf gleichen Fuß mit dem Capitän stellen zu wollen, welches dieser auf die schnödeste Weise zurückwies. Dann hänselten und foppten die Matrosen unsere Leute auf alle mögliche Weise, was diese, so lange sie seekrank waren, ruhig

geschehen ließen; aber als sie die Flügel wieder einigermaßen heben konnten, erfuhren die Matrosen sehr bald, daß es nicht gut katzbalgen ist mit Kunstreitern und Luftspringern. Es entstanden Raufhändel, in welchen die Söhne Neptuns, trotz ihrer Messer, stets unterlagen, und erst, nachdem diese Zwiste einen für Alle höchst gefährlichen Charakter annahmen, einigten sich der Capitän und Monsieur d'Apponcourt in so weit, um wenigstens zum Theil die Ruhe herzustellen, obgleich die gegenseitige Stellung der beiden Parteien stets drohend und feindlich blieb.

Unter solchen Verhältnissen waren wir endlich so weit gekommen, daß wir eines Nachmittags die Küste Brasiliens erblickten, und unser Jubel war so stürmisch, daß es fast wieder Händel mit den Matrosen gegeben hätte, welche es jetzt übel zu deuten schienen, daß wir nach achtwöchentlichem Zusammenleben uns freuten, sie verlassen zu können. Die Elemente indessen beschwichtigten unsern Hader, denn plötzlich zogen sich eine Menge von Wolken zusammen, die Sonne nahm eine blutrothe Farbe an, und verschwand bald gänzlich, und nachdem der Himmel vollständig eine graue oder schwarze Farbe angenommen hatte, begann das Meer Katzenpfoten zu machen,

und alles dies, sowie kurze, von verschiedenen Seiten herkommende Windstöße schienen deutlich einen Sturm oder, wie die Seeleute es nennen, schlimmes Wetter zu bedeuten. Während die Matrosen nun alle Hände voll zu thun hatten, die Segel zu reffen, gingen unsere Leute, da es bald heftig zu regnen begann, unter Deck, jener Streit unseres Jubels halber war aufgehoben, und der Capitän suchte so rasch als möglich die Küste aus dem Auge zu verlieren, da bei stürmischem Wetter die Nähe einer solchen stets mehr oder weniger Gefahr bringt. Indessen löste sich Alles einfach in eine ziemlich starke Brise auf, mit welcher wir am Abend des nächsten Tages in, oder besser: v o r den Hafen von Rio Janeiro gelangten.

Es war aber jenes Mal, als unser Hanswurst oder Clown, wie man heutzutage sagen würde, seine Jünglingsbrust dem Sturme bot und die geschwollene Backe bekam, von welcher ich oben bereits gesprochen, und da er mein Kojenkamerad war, so hörte ich ihn plötzlich während der Nacht, trotz des Lärmens auf Deck und dem Spectakel, den Wind und Wetter machten, dennoch deutlich schluchzen und weinen. Anfänglich traute ich meinen Ohren nicht. Der Mann war groß, stark,

zwanzig und etliche Jahre alt, und hatte sich stets an Bord so ernst, ja fast düster gezeigt, daß wir hinsichtlich seiner Eigenschaft als lustige Person die besten Hoffnungen hatten, da bekanntlich die trefflichsten Komiker auf der Bühne außerhalb derselben ernsthaft und selbst langweilig sind. Und dieser starke Bengel weinte jetzt wie ein kleines Kind! Warum? das war mir ein Räthsel; denn Furcht des Wetters halber war es nicht, ich hatte ihn in ähnlichen Lagen vollkommen ruhig gesehen. „Herr Karl," sagte ich endlich, „warum heulen Sie denn so entsetzlich? Fehlt Ihnen etwas?" Er weinte auf meine Frage hin, ganz so, wie es Kinder zu machen pflegen, einige Augenblicke lang noch heftiger, dann aber sagte er:

„Ich habe fürchterliches Zahnweh!"

„Pfui Teufel," erwiderte ich, schämen Sie sich nicht, wegen einer solchen Kleinigkeit so zu flennen?"

„O Gott, deshalb weine ich nich! Ich weine, weil... weil ich keine Späße machen kann drüben in dem verwünschten Rio Janeiro."

„Wie so? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ach Gott, ich bin keine lustige Person, ich war in meinem Leben kein Hanswurst, und wäh=

rend der ganzen Ueberfahrt besinne ich mich unaufhörlich auf etwas Munteres, auf einen Witz, aber es fällt mir nichts ein."

Er weinte wieder. „Ach was!" sagte ich, „so hängen Sie den lustigen Rath an den Nagel und arbeiten Sie auf dem Pferde."

„Ich habe nie in meinem Leben auf einem Pferde gesessen," versetzte er kläglich.

Wie es Sitte bei uns war, stieß ich jetzt als Zeichen meiner Verwunderung einen derben Fluch aus, dann fragte ich, wie er auf den Gedanken gekommen, unter die Kunstreiter zu gehen, wenn er nie ein Pferd bestiegen habe.

„Ich bin meiner Mama davongelaufen."

„Warum?"

„Weil ich heirathen sollte, einen Husaren, einen Dragoner..."

„Ach schwatzen Sie nicht so einfältig," sagte ich, aber er erwiderte hierauf:

„Lieber Herr Andreas, wir wollen schmolliren, wir wollen uns dutzen."

„In Gottes Namen! Aber sage mir, lieber Karl..."

„Nenne mich Minchen, Andreas, nenne mich Minchen, wie meine Mama."

Ich schwieg einige Augenblicke. Tolle Ge-

danken flogen durch mein Gehirn. Ein verkapptes Weib? Aber das war ja nicht möglich! Er hatte eine tiefe, männliche Stimme und einen starken Bart. Es war überhaupt nicht möglich.

„Karl!" sagte ich dann barsch, „ich glaube, Du willst mich foppen. Ich hätte Lust, Dich ein wenig zu prügeln."

„Oh," erwiderte Minchen, „probir's nur, ich fürchte mich nicht, vor Mannsleuten überhaupt nicht, nur vor Weibsleuten habe ich Manschetten, aber ich will Dir meine Lebensgeschichte erzählen."

„Um Gottes willen, nein!" rief ich, „ich habe an der meinigen genug, und andere Leute vielleicht, leider, ebenfalls." Aber er erzählte sie mir doch.

In der frühesten Jugend verlor er seinen Vater, der, wie es schien, ein wilder Patron war, und seine Mutter, der es ebenfalls an Energie nicht fehlen mochte, nahm sich vor, aus ihrem Karl einen sanften Mann zu erziehen, ein mildes, zartes Wesen, ein Lamm, als Gegenstück ihres Seligen. Hatte er sich gut aufgeführt, so zog sie ihm Mädchenkleider an und nannte ihn Minchen, im entgegengesetzten Falle aber behandelte sie ihn hart, und eine alte Tante unterstützte getreulich dieses verrückte Gebahren.

So bekam er von frühester Jugend an einen heiligen Respect vor dem schönen Geschlechte, obgleich er mit Knaben wacker raufte, wenn sie ihn hänselten, was wohl ein Erbstück seines Vaters war. Eigentlich hielt ihn seine Mutter nicht kurz, er durfte öffentliche Vergnügungsorte besuchen, Theater und ähnliche Plätze, aber stets nur an ihrer Seite; und als sie endlich einige Emancipationsgelüste an ihm zu bemerken glaubte, beschloß sie, eine dritte Bundesgenossin zu Hülfe zu nehmen: eine Frau. Ein vierschrötiges Wesen, so groß wie Karl selbst, mit eben so schwarzen Haaren wie er, und sogar mit einem kleinen Schnurrbärtchen und großen Händen.

„Die hält ihn in Ordnung," sagte die vorsorgliche Mutter, „wenn ich einst dahingeschieden sein werde, und er wird niemals ein so roher und rücksichtsloser Bursche werden, wie alle übrigen Männer."

Dann nannte sie Karl Minchen, versprach ihm Naschwerk, und ließ ihn eines Tages allein mit jener riesigen Schönheit und dem Befehle, sich ihr zu erklären. Aber Karl widersetzte sich zum ersten Male mit vieler Energie. Er bat seine Mutter fußfällig, ihm nicht diese Frau aufzubringen, welche eher einem Dragoner als einem

Weibe ähnlich sehe. Seine Mutter gab ihm eine Ohrfeige und bestimmte, daß die Hochzeit in vier Wochen, statt in einem Vierteljahre, wie sie vorher beschlossen, gefeiert werden solle, und Karl entlief noch an demselben Tage, da er selbst die Süßigkeiten des Brautstandes verschmähte.

In jener Seestadt trieb ihn der Hunger zu Monsieur d'Apponcourt, und jetzt, wo wir in einigen Tagen die Hauptstadt Brasiliens erreichen sollten, fiel ihm schwer seine Unfähigkeit auf's Herz. Auch hatte er arges Heimweh. Ich lachte ihn aus, und tröstete ihn abwechselnd; als ich ihm aber rieth, daß er mit der ersten Gelegenheit zurück nach Europa gehen solle, weigerte er sich bestimmt. Die Tante und die Braut fürchtete er weniger, aber seine Mutter. — „Wenn Du die kennen würdest, die wird mit Jedem fertig, selbst mit Dir," sagte er. —

Wenn ich mich der Eindrücke erinnere, welche Rio Janeiro in mir hervorbrachte, so wundere ich mich noch heute über die Schwärmerei, in welche ich jenes Mal gerieth. Ich war auf kurze Zeit ein anderer Mensch geworden, ein Phantast, und die Zeit meines Vagabundenlebens lag hinter mir wie ein böser Traum, aus welchem ich so eben erwacht war. Leider war das Vagabun-

denleben die Wirklichkeit, und die Poesie ein Traum, aber der reizendste meines Lebens.

Fast alle Schiffe, welche in den Hafen von Rio einlaufen, thun dies am Morgen mit dem Seewinde, und so bringen viele derselben die Nacht unfern der Einfahrt zum Hafen zu. Aber welch' eine Nacht war dies! Wenn ich sage, daß alle Leute unserer Truppe, die verwildertsten, rohesten Gesellen von der Welt, bis zum Morgen stumm und schweigend auf Deck standen, und hinausstarrten auf die nahe Küste, auf die ferne Stadt, auf das funkelnde Meer, auf den glänzenden Himmel, ohne rohen Scherz, ohne Fluch, hier und da nur vielleicht mit einem leisen und halb unterdrückten Ausruf der Bewunderung, so mag das vielleicht bezeichnend genug sein. Alle haßten das Meer so wie ich, Alle betrachteten das Schiff als ein zuletzt fast unerträgliches Gefängniß; aber ich glaube, Jeder hätte jetzt die Fahrt noch einmal unternommen, dieser Nacht halber und der Aussicht wegen, morgen jenes Land betreten zu können, das, in mystisches Halbdunkel gehüllt, vor uns lag und uns eine Fülle süßer Düfte zusendete, und tausend noch süßere Hoffnungen.

Die Sonne sank bald, nachdem wir Anker

geworfen hatten, und wir hatten eben noch Zeit, mit flüchtigen Blicken den riesigen Felsen zu mustern, der, links der Einfahrt, steil ansteigt, und den man, seiner Form halber, den Zuckerhut genannt hat. Dann die fabelhaften und von uns nie gesehenen Pflanzenformen der Küste! Palmen! Was liegt nur hier für ein sonderbarer Reiz in diesen schlanken Kindern der Tropen! Unsere Leute, die vielgereisten und vom Schicksale schon in die entlegensten Winkel der Welt geschleuderten wüsten Menschen, stießen sich an, und mit dem Finger gleich Kindern zeigend, flüsterten sie leise: Sieh dort, Palmen! Palmen! Und wieder die mächtigen Blätter der Bananen, zwischen welchen Negerhütten sich versteckt haben, Mimosenbäume, die düsteren Kronen der Mangaber Jaca, der ätherische Jambos, dann die reizenden Myrten, die Grumijama und Pitanga, welche bisweilen den Boden um sich her durch ihre abgefallenen Blüthen in ein duftendes Schneefeld verwandeln, Trompetenblumen, rankend an den mächtigen Stämmen riesiger Bäume, und dazwischen wieder Bromelien, glühend in den buntesten Farben.

Aber ich, der arme Luftspringer, kannte jenes Mal kaum eine jener Pflanzen, hatte ich auch

vielleicht früher im Gewächshause meines Vaters eine oder die andere gesehen. Aber das wunderbare, reizende Gemenge jener Blattformen entzückte mich an jenem Abende sicher deßhalb nicht minder, und als dann die Sonne gesunken und bald Alles fast in Nacht gehüllt war, schuf die Phantasie sich neue, wundervolle Formen in jenem ersten tropischen Waldstück, was ich gesehen, und welches jetzt beleuchtet wurde von dem funkelnden Sternenhimmel der südlichen Halbkugel. Es ist mir deutlich in der Erinnerung, daß ich jenes Mal meinen Stand verwünschte, der mich in die Gemeinheit gezogen, und ihn in stillen Augenblicken wieder pries, da er mich hingeführt zu allen diesen Wundern.

Jetzt begann das Leben der Tropen. Während geschäftige Lichter längs der Küste schwärmten und Boote an unserem Borde vorüberfuhren, in welchen man in einer fremden, uns unverständlichen Sprache scherzte und plauderte, während Tausende und Abertausende von Wohlgerüchen wollüstig und fast betäubend uns Botschaft von neu erschlossenen Blüthenkelchen des Landes brachten, Leuchtkäfer um unsere gerefften Segel spielten und der Tropenwald sein geheimnißvolles, nächtliches Rauschen begann und

jene mystische Sprache sprach, die wohl auch die deutschen Wälder sprechen zu dem, der sie versteht. Während alles das in unserer Nähe mich mit einem wollüstigen Schauer erfüllte, drang über den Spiegel des Hafens her das Leben der Stadt, die Klänge von Musikchören, der Glanz von tausend Lichtern, Gesang und jubelnde Stimmen von Menschen, die sich ihres Lebens freuten und der erfrischenden Nacht, die gekommen war, sie zu erquicken nach der Hitze des Tages und nach seinen Mühen.

Wundern Sie sich, daß der arme Seiltänzer, der jetzt ein alter, einsiedlerischer Jäger geworden, diese Erinnerungen behalten, ja daß er die Armuth seiner Sprache jetzt wider seinen Willen in ein dürftiges, poetisches Gewand hüllt?

O mein Gott! mein Gott! Warum soll in dem alten, morschen Herzen eines armen Teufels nicht eine kleine frische Stelle geblieben sein, in welcher die wenigen Klänge längst verschwundener heiliger Stunden widerklingen! —

Aber wissen Sie, an was ich dachte in jener Nacht? Ach, ich konnte mich nicht recht freuen auf das Leben da drüben in dem lustigen Rio Janeiro, welches uns so einladend seine Grüße sendete und uns alles das zu ersetzen versprach,

was uns so lange entgangen war, und mehr noch, ein reiches und uns neues, ein tropisches Leben mit allen seinen Genüssen. Ich war wohl lebhaft und selbst freudig angeregt durch jene wundervolle und reizende Natur, aber — ich dachte lebhafter als je an Emilien, an meine arme, gestohlene Schwester! Wenn ich an ihrer Seite alles dieses hätte sehen, genießen dürfen! —

Als wir am nächsten Morgen durch den Hafen fuhren, hatte sich das ehrfurchtsvolle Schweigen meiner Kameraden in lauten Jubel und eine geräuschvolle Heiterkeit verwandelt. Trotzdem, daß die Douane an unsern Bord kam, und eine Sanitätscommission höchst würdevoll Betrachtungen über unsern Gesundheitszustand anstellte, schwenkten unsere Bursche laut rufend ihre Mützen, so oft wir an einer der kleinen, mit Landhäusern oder Klöstern bedeckten Inseln vorüberfuhren, riefen den zahlreichen, mit Negern bemannten Booten eben nicht die anständigsten Scherze zu, und nachdem wir an der Granittreppe des Kai gelandet waren, konnte uns der würdige Director kaum so lange zu bleiben vermögen, bis er uns ein unweit der Kirche vom heiligen Kreuze gelegenes Haus bezeichnet hatte, in welchem er Wohnungen für uns genommen,

da eigentliche Gasthöfe zu jener Zeit in Rio kaum zu finden waren. Aber der Mäkler, der zugleich mit der Douane an Bord gekommen war, um uns jenes Haus anzupreisen, mußte jetzt mit Monsieur d'Apponcourt allein dasselbe aufsuchen, denn nachdem meine Collegen nur flüchtig die Bezeichnung ihrer Herberge sich aufgezeichnet, zerstoben sie, wie ein Haufen der Schule entlassener Knaben, lärmend nach allen Seiten hin, suchend und strebend nach Wein und nach den süßen erlaubten und den verbotenen Früchten des Landes.

Ich selbst schritt mechanisch auf den großen Springbrunnen zu, der dort am Landungsplatze aus vier Röhren reichliches Wasser sprudelte, und trank mit gierigen Zügen, nach acht Wochen zum ersten Male wieder, reines, frisches, lebendiges Wasser. Als ich endlich tief aufathmend mich abwandte vom Brunnen, stand Karl vor mir und sagte:

„Wir wollen zusammenhalten; Zwei bringen doch immer mehr zu Stande, als Einer."

„In Gottes Namen," erwiderte ich, „obgleich ich auf unsere gemeinschaftlichen Leistungen im Circus verzweifelt wenig Vertrauen habe."

Dann rannten wir durch die Stadt, und nach=

dem wir bald gefunden, daß diese für Leute, welche die größeren Städte Europas gesehen haben, wenig Neues bietet, gingen wir in's Freie, um dort zu finden, daß die Umgegend von Rio nicht blos die reizendsten Gegenden Europas übertrifft, sondern selbst unsere Phantasie überflügelte.

Todmüde kehrten wir endlich gegen Abend heim und fanden dort Monsieur d'Apponcourt in einem Zustande, welcher die Mitte zwischen Verzweiflung und Wuth hielt. „Alles wird gehen," hatte er häufig an Bord gesagt, „famose Künstler habe ich; da drüben brauche ich nichts als Pferde, Demoiselles und Musiker nebst einer hohen obrigkeitlichen Bewilligung." Aber er hatte vergessen, daß er blos deutsch und ein wenig französisch sprach, und da man in Mexiko nur portugiesisch verstand, so hatte er den ersten Tag mit den fruchtlosesten Bemühungen vergeudet. Zum Ueberflusse trafen an jenem Abende auch nur zwei unserer famosen Künstler in unserer gemeinschaftlichen Wohnung ein, die sie übrigens nur durch ein halbes Wunder gefunden haben konnten, da sie schwer betrunken waren. Die Uebrigen kamen erst am Abende des folgenden Tages in einem ähnlichen Zustande, wie jene Beiden heute. Unter endlosen Schwierigkeiten und nur mit Hülfe jenes

Mäklers, der uns zu der Wohnung verholfen, bekamen wir endlich etwas, das einem Circus ähnlich sah, zwei Demoiselles, ein Dutzend Pferde und ein halbes Dutzend Neger, welche Musik machen sollten.

Was die beiden Demoiselles betrifft, Wesen von unentschiedener Farbe und Abkunft, aber von entschiedener Häßlichkeit, so hatten Beide zuverlässig keinen andern als einen außerordentlich falschen Begriff von dem Zwecke, zu dem man sie gedungen hatte. Sie konnten reiten wie jede Frau in Brasilien, als man ihnen aber zumuthete, durch Reife zu springen und die anderen im Circus gebräuchlichen Kunststücke zu machen, erklärten sie entrüstet, daß sie keine Hunde wären.

Die Tonkünstler, gemiethete Sclaven, machten, aufgemuntert durch die lange Peitsche des Directors, einen ganz anständigen Lärm, der mit einigem guten Willen selbst für Musik genommen werden konnte.

Die Pferde endlich, noch williger fast als die Neger, wurden durch unsere Leute, welche jetzt plötzlich äußerst fleißig geworden waren, da Keiner von ihnen einen Pfennig mehr in der Tasche hatte, in kurzer Zeit so weit gebracht, daß man

zur Hauptprobe schritt, und in einigen Tagen schon die erste, große, öffentliche Vorstellung stattfinden sollte.

Karl war trostlos über diese Fortschritte. Zwar dachte man nicht daran, in den Proben die komische Person auftreten zu lassen, da man überflüssig mit der Dressur der Pferde beschäftigt war, und als in der Hauptprobe der Director ihn aufforderte, aufzutreten, erklärte er mit mehr Geistesgegenwart, als ich ihm zugetraut hätte, die wahre Laune käme erst recht über ihn Angesichts eines zahlreichen Publikums. Bei dieser Erklärung zog er wider seinen Willen eine so jammervolle Miene, daß Monsieur d'Apponcourt laut auflachte und ihn wohlgefällig einen „verdammt komischen Patron" nannte.

Ich selbst machte mit Todesverachtung Alles, was meine Collegen vollführten, nach, und obgleich ich häufig den Sand küßte, so ging doch Alles besser, als ich anfänglich dachte. Eines Tages spannte ich indessen ein Seil und gab zur Verwunderung Aller meine Künste zum Besten. Dann machte ich d'Apponcourt den Vorschlag, mich bei der ersten Vorstellung gar nicht zu Pferde arbeiten zu lassen, und versprach, die Zwischenpausen vollkommen mit meinem Seile

auszufüllen. Dabei hoffte ich zugleich, Karl aus der Klemme zu helfen. Der Director aber sagte mit Würde: „Bei einer Vorstellung der höheren Reitkunst tanzt man nicht auf dem Seile. Später vielleicht. Das erste Mal müssen wir hier im Lande das Beste geben, was wir haben."

Es fiel schlimm aus mit diesem Besten! Da alle Brasilianer gute Reiter sind, so erwarteten sie ungeheure Dinge von uns; aber obgleich wir einige nicht ungeschickte Leute besaßen, so hatte doch die Dressur unserer Pferde zu kurze Zeit gedauert, als daß selbst die Tüchtigsten ihrer Sache vollkommen sicher sein konnten. Bei der zweiten Pièce unserer ersten Vorstellung stürzte unser bester Mann dermaßen unglücklich 'vom Pferde, daß man ihn hinwegtragen mußte.

Jetzt war ich an der Reihe. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich jenes Mal lieber tausend Fuß hoch über der Erde auf einer dünnen Schnur befunden hätte, als auf jenem verwünschten kleinen portugiesischen Pferde. Aber es half nichts; ich mußte hinaus. Ich sprengte so rasend dreimal um den Circus, daß selbst die trefflichen Reiter, aus denen unser Publikum bestand, mir Beifall zuriefen. „Es ist ein Seil," sagte ich jetzt zu mir selbst, „weiter nichts," und damit

sprang ich auf den Rücken meines Pferdes und übertraf mich nun selbst in den gewagtesten und keckſten Stellungen. Im Circus herrschte Todtenstille, und ich glaube, Alles wäre gut gegangen, wenn das Pferd nicht zuletzt einige falsche Tritte gethan hätte.

Ich schwankte und fiel ebenfalls, wie mein Vorgänger, aber das Schlimmste war, daß ich, wie man es in ähnlichen Fällen zu machen pflegt, meinem Pferde nachrannte, um mich während seines vollen Laufes wieder auf dasselbe zu schwingen. Sicher wäre mir dies auch gelungen, wenn ich das Pferd erreicht hätte; aber die Bestie machte wie besessen einige Male die Runde im Circus und sprang hierauf, ganz gegen die Gewohnheit der dortigen Pferde, heftig ausschlagend über die Barrière, und verschwand. Wüthend und zugleich außer mir vor Scham, wußte ich nichts Besseres zu thun, als mich auf demselben Wege ebenfalls unsichtbar zu machen, während die Zuschauer in ein endloses Gelächter ausbrachen und tobten und schrieen.

Hinter dem Vorhange traf ich ebenfalls nicht die angenehmsten Verhältnisse. Zwei unserer Leute waren in Ermangelung weiblicher Hände beschäftigt, den vor mir Gestürzten in's Leben

zurückzurufen durch einige jener kleinen Haus- oder besser Circusmittel, welche das Geschäft mit sich bringt, wenn sie gleichwohl nichts weniger als wissenschaftlich genannt werden können. Die Uebrigen standen stumm und entmuthigt. Der Director aber gab sich einer höchst geräuschvollen Verzweiflung hin. Er fluchte, schalt und tobte, mehr indessen mit den dunklen Mächten des Geschickes hadernd, als mit uns, die wir, wenngleich gegen unsern Willen, die Schuld an dem Unglücke trugen.

Plötzlich indessen stürzte er auf Karl zu. „Rasch, rasch hinaus!" rief er, „rasch, besänftigen Sie das Publikum, beschwichtigen Sie die Herrschaften!" Karl befand sich bereits im Costüm seiner Rolle, welches nach dem damaligen Geschmacke verrückt genug war. Da seine an Bord erworbene geschwollene Wange, trotz der milden Luft Brasiliens, immer noch nicht vollkommen verschwunden war, so hatte ich dieselbe, kurz ehe ich selbst den Circus betrat, durch einige Pinselstriche noch mehr hervorgehoben, so daß der Bursche lächerlich genug aussah. Aber er stand starr und steif und machte nicht die geringsten Anstalten, dem Befehle des Directors Folge zu leisten.

„Fort, marsch hinaus!" rief jetzt dieser wüthend; aber Karl sagte eintönig:

„Ich kann nicht, ich bin nicht präparirt!"

„Also," rief der Director, der ihn ohne Zweifel falsch verstanden hatte, „also geschwind hinaus, und machen Sie Ihre besten Sachen!"

Aber Karl stand immer noch unbeweglich, nicht wie ein Lamm, welches man zur Schlachtbank führt, sondern wie ein Stier, der sich trotzig stemmt, und seine Blicke fingen an fast drohend zu werden.

„Sie sind ein Hund!" sagte der Director mit vor Zorn bebender Stimme.

Gott weiß, welcher Dämon in mich fuhr, da ich doch von seiner Unfähigkeit überzeugt war, aber ich fuhr jetzt ebenfalls heftig auf den Unglücklichen los: „Geh' augenblicklich hinaus, Einfaltspinsel," rief ich, „oder..." Ich konnte nicht vollenden, denn Karl, oder Carlos, wie ihn der Director nannte, hatte sich bereits, folgsam meinen Worten, gewendet, hob den Vorhang und ging langsam etwa zehn Schritte weit in den Circus. Dort blieb er stehen. „Stecke die Hände in Deine Taschen und sieh' Dich verwundert allenthalben um," rief ich ihm zu. Er that dies, und der augenblicklichen Todtenstille, welche ohne Zweifel seine erste Erscheinung hervorgerufen hatte, folgte

ein tobender Beifallssturm. Auch wir hinter dem Vorhange schöpften jetzt frischen Muth, und Monsieur d'Apponcourt vergaß in seinem Entzücken seine französische Abkunft, und bediente sich einer Ausdrucksweise seines engeren Vaterlandes: „Der Himmelsakri!" sagte er, indem er mich auf die Schulter schlug.

Leider aber waren diese künstlerischen Erfolge nur von kurzer Dauer. Carlos behielt die Hände in den Taschen, und sah sich unverwüstlich und unaufhörlich im Circus um. Anfänglich verstärkte sich das Gelächter, dann begann man dies langweilig zu finden, und endlich rief Jemand: „Auf die andere Seite, auf die andere Seite!" und augenblicklich wiederholten hundert Stimmen diesen Befehl. Ich vermuthe, daß man verlangte, er solle eine Fratze ziehen, das heißt den geschwollenen Backen nach der rechten Seite versetzen. Allein abgesehen davon, daß dies an und für sich eine Unmöglichkeit war, verstand auch der Aermste keine Silbe portugiesisch. Ein Franzose, ohne Zweifel um ihm zu Hülfe zu kommen, rief jetzt: „De l'autre côté!" Aber Carlos mißverstand den Wink, drehte sich und zeigte seine Kehrseite. Wieder einen Augenblick Stille. Dann erfolgten einzelne Pfiffe; hierauf flogen faule

Orangen und verschiedene andere uns unbekannte Obstsorten jenes reizenden Landes, und als endlich von allen Seiten der Ruf: „Hinaus, hinaus!“ erscholl, verließ Karl, laut weinend und flüchtigen Fußes, den Schauplatz seines kurzen Ruhmes.

Einer unserer besten Reiter warf sich jetzt auf's Pferd und flog über die Barrière in den Circus. Aber man empfing ihn mit demselben Rufe, mit welchem man Karl vertrieben, und unter Pfeifen, Schelten und Verwünschungen, und beworfen mit verdorbenen Früchten, mußte auch er sich entfernen. Ein zweiter Versuch gelang nicht besser. Unsere Vorstellung war gewaltsam zu Ende gebracht worden.

Ich zweifle nicht, daß, wäre uns dieses Unglück in der Heimat begegnet, Einer dem Andern die Schuld beigemessen hätte und wir uns gründlich in die Haare gerathen wären. Eben so hätte wohl auch der Director die Ungeschickten entfernt, und die Besseren wären wahrscheinlich von selbst davongegangen. Aber draußen, weit weg vom Vaterlande, geschah nichts von alledem. Wir waren aufeinander angewiesen. Monsieur d'Apponcourt konnte keine neuen Künstler anwerben, und die Künstler selbst fanden weit und breit keinen andern Director. In Folge dessen

vertrug man sich, und die Laune des Directors selbst war keine allzu schlimme; denn trotzdem, daß wir durchgefallen waren, war dennoch bedeutendes Geld eingegangen, und am Morgen des folgenden Tages erhielt er von einem reichen Brasilianer ein Geschenk von achthundert Milreïs nebst einem Billet, in welchem höflich das Bedauern über unser gehabtes Unglück ausgesprochen, aber nicht minder artig der Rath gegeben wurde, keine zweite Vorstellung mehr zu geben.

Vielleicht schreibt noch Einer," sagte der Director, „noble Leute das! Aber hier arbeiten wir nicht wieder, und nach Hause gehen wir eben so wenig." Da Keiner mehr schrieb, und ein günstiger Zufall uns Gelegenheit bot, so schwammen wir nach ungefähr vierzehn Tagen, abermals in einen hölzernen Kasten eingepackt, auf den Wogen des Meers.

Valparaiso! Thal des Paradieses! Nie hat eine Stadt mit mehr Unrecht einen ähnlichen Namen erhalten und trägt ihn mit mehr Recht, als eben Valparaiso!

Erklären wir diesen Widerspruch. Als die Spanier zum ersten Male die von schroffen und kahlen Felsen beschützte Küste Chiles befuhren, däuchte ihnen das Land eine Steinwüste, wild,

unwirthlich gleich der Wüste von Atacama und keinen Pflanzenwuchs hegend. Da kamen sie an eine Bucht, oder besser an eine große Bai, an deren Ufer sich einige armselige Fischerhütten befanden, und hinter diesen Hütten waren in die mächtigen Felsenberge tiefe Schluchten geschnitten. Als sie aber in diese Schluchten eindrangen, fanden sie dort die üppigste Vegetation, blühende Blumen, um welche, lebendigen Juwelen gleich, Kolibris schwärmten, Fruchtbäume, Palmen und frisches, lebendiges Wasser. Da nannten sie die Schlucht das Thal des Paradieses.

Aber jene Hütten standen auf felsigem, steinigem Boden, die jetzige Stadt steht auf solchem, und ringsumher sind dürre, kahle, von der Sonne verbrannte Hügel. Das ist kein Thal, und eben so wenig ein Paradies. Wenn ihr aber jene Hügel besteigt, so habt ihr eine wundervolle Fernsicht über die See, die jetzt reizend erscheint durch die Folie des Landes; und steigt ihr nur um Weniges höher, und wendet eure Blicke, so liegt Chile vor euch, mit grünenden Wäldern und Triften, mit reizenden kleinen Gebirgszügen, und im Hintergrunde, schließend und schirmend die treffliche Landschaft, hebt die stolze Cordillera,

die endlose Kette von Bergesriesen, diese Königin der Schluchten, der Felsen und Vulkane, ihr schneegekröntes Haupt in die Wolken, spielend bei Tage mit dem blitzenden Sonnenlichte, in dunkler Nacht aber selbst blitzend mit ihren Feuerbergen. Wenn also Valparaiso auf dem Boden einer Wüste fußt, so reichen dennoch seine Arme in ein Paradies.

Unweit des Leuchtthurms von Valparaiso also hat man die Stadt im Rücken, zur Linken des Hafens ist, auf der Höhe eines jener kahlen Hügel, ein Plateau, eine dürre, von der Sonne ausgebrannte Fläche, dessen Abhänge jedoch bebuscht sind, und von dem aus man gleichzeitig die See, die pittoresken Felsen der Küste und ein Stück Waldland übersieht.

Dort auf jenem dürren und festen, fast felsenartigen Boden waren wir beschäftigt, eine Art Circus herzustellen, und wir selbst arbeiteten mit Säge, Axt, Hacke und Schaufel, während Monsieur d'Apponcourt auf einem Haufen Erde stehend seine Befehle ertheilte. Auch Karl war in unserer Mitte und griff wacker zu, obgleich sein Departement eigentlich ein ganz anderes war.

Als am andern Morgen nach jener unglücklichen Vorstellung in Rio Janeiro Karl sich un-

befangen beim Frühstück in unserer Wohnung zeigte, sagte der Director mit gerunzelter Stirne:

„Sie sind auch noch da?"

Karl begnügte sich, bejahend zu nicken. Dem Director stieg die Zornröthe in's Gesicht.

„Meinen Sie, daß ich Sie umsonst füttere? Machen Sie, daß Sie weiter kommen!"

„Wohin?"

„Zum Teufel, wenn Sie wollen, was kümmert mich das! Aber fort von uns!"

Karl schüttelte jetzt verneinend sein Haupt, wie er vorher bejahend genickt hatte, und sagte:

„Das geht nicht!"

„Und warum nicht?" erwiderte der Director mit verbissener Wuth.

„Weil ich nicht verhungern will."

„Meinen Sie, daß ich Dummköpfe füttere, die nichts können?"

„Oh," sagte Karl vollkommen beruhigt, „wenn es sonst nichts ist! Ich kann eine Menge Dinge."

„Sie? Sie können etwas? Nun zum Beispiel?"

„Ich stricke, ich sticke, ich flicke, ich nähe sowohl Weißwaaren, als auch Wolltuch . . ."

„Pfui Teufel!" unterbrach ihn der Director, „Sie sind ein Schneider!"

„Nähen Schneider weiß?" sagte Karl nicht ohne Empfindlichkeit, „stricken sie, stopfen sie Strümpfe, und zeichnen sie Wäsche aus?"

Monsieur d'Apponcourt spielte den Kaltblütigen.

„Sie kochen wohl auch, spülen und scheuern?" sagte er, indem er eine Rauchwolke gegen die Decke blies und ihn mit Interesse anzusehen schien.

„Nein," erwiderte Karl, „das kann ich nicht; meine Mutter ließ mich nie in die Küche, ich sollte kein Topfgucker werden wie mein Vater, sagte sie, sondern nur durch die Arbeiten mit der Nadel zu einem sanften Charakter herangebildet werden."

Da Monsieur d'Apponcourt jetzt wüthend auffuhr, so legte ich mich in's Mittel, indem ich ihm erzählte, was ich von der Erziehung des Unglücklichen wußte. D'Apponcourt hatte die Idee, etwas vom großen Manne an sich zu haben: raschen Ueberblick der Sachlage, eben so rasches Ergreifen der richtigen Maßregel, Energie, und keine Scheu vor dem Ungewöhnlichen. Er sah Karl, indem er seinen Knebelbart strich, mit blitzenden Augen an, dann ging er in's Nebenzimmer und brachte ein ziemlich durchlöchertes Kleidungsstück. „Stopfen Sie diese Weste," sagte er in einem Tone, wel=

cher nicht die mindeste Gemüthsbewegung verrieth. Karl fuhr mit der Hand in die Weste (mein Gott! es war keine Weste, nennen wir sie aber so) und ließ rasch alle Defecte die Musterung passiren, dann holte er ein kleines Kästchen mit den nöthigen Geräthschaften und begann die Arbeit rasch und mit gewandter Hand.

„Sie können bei uns bleiben," sagte d'Apponcourt, als er fertig war.

Als sich später Karl entfernt hatte, rief der Director: „Es war eine köstliche Idee, den Kerl zu engagiren. Wir sind Alle schon stark abgerissen, und keine Demoiselle weit und breit, die stopft oder flickt. Ohnehin können wir keine Weibsleute an Bord brauchen. Da gäb's Mord und Todtschlag. Der aber näht für Drei, und das Kochen lasse ich ihn auf meine Kosten lernen bei erster Gelegenheit."

Auf diese Weise kam Karl mit der Truppe nach Valparaiso. Er that uns gute Dienste sowohl in seinem Fache, als auch mit Axt und Schaufel, denn wir waren allein auf unsere Kräfte angewiesen.

Der Director hatte bekannt gemacht, daß er Arbeiter suche, um den Circus aufzurichten. Am ersten Tage erschienen fünfzig Männer, welche

erklärten, daß sie arbeiten wollten, und alle Fünfzig betrachteten mit unverhohlenem Vergügen Monsieur d'Apponcourt, der, im rothen und mit falschen Goldtressen gestickten Frack der Manège, seine Großmannsmiene angenommen hatte. Dann legten sich fünfundzwanzig dieser Arbeiter auf den Boden, rauchten Cigarren und lachten ihre Amigos aus, welche sich anschickten, zu schaufeln und zu karren. Des Nachmittags erschien die Zahl der Zuschauer voll, von den Arbeitern aber nur die Hälfte. Am nächsten Morgen hatte sich die Zahl der Zuschauer auf Hundert und etliche vermehrt, während etwa sechs bis acht Bursche sich unter uns mischten und sich den Anschein gaben, als nähmen sie an unserer Arbeit Theil. Der Director gab ihnen einige Realen, um sie aufzumuntern, worauf sie sich entfernten. Am dritten Tage kam Niemand, mit Ausnahme von einigen Hundert Zuschauern, welche höflich und bescheiden waren, aber einen so unüberwindlichen Abscheu vor aller Arbeit zeigten, daß, wenn eine Hacke, eine Schaufel oder ein anderes Arbeitsgeräth in ihre Nähe gebracht wurde, sie sich sogleich zurückzogen, als betrachteten sie diesen unschuldigen Gegenstand für eine Aufforderung, uns behülflich zu sein. Da nun eine baldige Vorstellung, die Kasse des

Directors, und unsere Existenz drei gleichbedeutende Dinge waren, so blieb uns nichts übrig, als wacker anzufassen mit eigenen Händen.

Als der Circus endlich fertig war, kaufte der Director Pferde, und wir fanden, daß diese höchst billig, gut und dauerhaft, willig und leicht zu dressiren waren. Ohne Zweifel aber in Folge dieser Umstände zeigte sich eine Eigenschaft an den dortigen Landesbewohnern, welche mancherlei Bedenken in uns hervorrief. Diese Leute waren die besten Reiter, welche uns jemals vorgekommen, und während ihre Pferde wie Ziegen längs irgend eines Abhanges hinankletterten, oder wie eine rollende Kugel eine steile Höhe abwärts rannten, saßen sie auf denselben mit einer Ruhe und Bequemlichkeit, welche uns gleichzeitig entzückte und erschreckte. In Chile reiten Männer und Frauen, dreijährige Kinder und Matronen von achtzig Jahren gleich gut und, wie soll ich sagen, gleich unbefangen, das heißt: sie sind so wenig stolz auf diese ihre Geschicklichkeit, wie ein Fisch auf die Fertigkeit seiner Flossen, oder ein Vogel auf die seiner Schwingen. Es giebt ein Spiel oder eine Belustigung in Chile, bei welcher sich zwei Reitende mit den Schultern gegen einander stemmen, und sich auf diese Weise vom

Pferde zu drücken suchen. Die Pferde, dessen gewohnt, helfen ihren Reitern, das heißt: sie legen sich ebenfalls, im Sinne des Willens ihres Herrn, auf die Seite, so daß die beiden Reiter, von vorn oder hinten gesehen, ein Dreieck bilden, dessen Spitze die Köpfe der Männer und dessen Basis die Füße der Pferde sind.

Während der Zeit, in welcher wir noch mit der Dressur unserer Pferde beschäftigt waren, ritt ich eines Tages mit d'Apponcourt außerhalb der Stadt einen steilen Bergpfad hinab, der auf der einen Seite von einer jäh ansteigenden Felswand, auf der andern von einer eben so abfallenden Schlucht begrenzt wurde, und gerade vor uns, heiter und fröhlich wie fast stets, eine Gesellschaft Männer und Frauen. Plötzlich beginnt einer der Männer, auf der Seite des Abgrundes reitend, jenen Wettkampf mit seinem Nachbar, und es hat den Anschein, als werde er ihn besiegen. Da springt seine Frau oder Geliebte von ihrem Pferde auf das des Bedrängten, um durch ihre Last sein Gewicht zu vermehren. Eine andere Frau geht auf den Scherz ein, und schleudert ihr Kind ebenfalls auf die Croupe jenes Pferdes, und das Kind, mit ausgespreizten Armen und Beinen durch die Luft fliegend, hängt

im andern Augenblicke so fest auf dem Pferde, wie etwa ein Käfer, den man auf einen Baumast fallen läßt und der sich sogleich daran anklammert. Der Angreifende befindet sich aber jetzt offenbar im Nachtheile, er wird gegen die Schlucht zu gedrängt, und während Erde und Steine vom Rande des Weges in die Tiefe stürzen, schwebt der gehobene Fuß seines Pferdes und dessen halber Körper bereits über dem Abgrunde. D'Apponcourt biß die Zähne zusammen. „Sie massakriren den Kerl!" sagte er. Aber dieser gab jetzt die Partie auf. Er drückte seinem Pferde die Sporen mit fast handgroßen Rädern in die Weichen, ließ es einen Sprung vorwärts machen, befand sich wieder auf der Mitte des Weges, und die Gruppe jagte jetzt jubelnd und scherzend den steilen Abhang hinab. D'Apponcourt stieß einen fehlerhaften französischen Fluch aus, dessen Bedeutung ich indessen dennoch sehr wohl verstand.

Am folgenden Tage waren wir Alle Zeugen eines beliebten und häufig ausgeführten Reiterkunststücks. Man hatte eben ein Rind geschlachtet, und dessen Haut mit Holzpflöcken dermaßen auf der Erde ausgespannt, daß die innere, schlüpferige Seite der Haut gegen außen stand. Etwa

zehn Chilenen sprengten, einer nach dem andern, in einem Abstande von vielleicht hundert Schritten, im Carrière auf jenes Ziel zu, ließen, angelangt, das Pferd auf die Haut springen, wendeten, und sprengten von der schlüpfrigen, spiegelglatten Haut ab wieder im Carrière zurück. Es mißglückte Keinem.

Wie bei unserem Geschäfte die Dressur der Pferde die Hauptsache, so leistet wohl auch jenen chilesischen Reitern die Güte der ihrigen die vorzüglichsten Dienste, aber immerhin hatten wir einen schwierigen Stand, indem wir Leuten unsere Kunst zeigen wollten, welche ohne Zweifel eben so gut, wenn nicht besser, ritten, als wir selbst, und dabei, wie wir uns überzeugten, keine anderen Hülfsmittel zur Abrichtung ihrer Thiere anwendeten, als den Lasso, mit welchem sie dieselben, unbekümmert um die Glieder der Pferde, zu Boden rissen, einen schweren, mit Metall beschlagenen, und als Peitsche dienenden Zügel, ein Gebiß, welches einen Elephanten gebändigt haben würde, und endlich Sporen mit Rädern von einer wahnsinnigen Größe.

Als wir aber unsere erste Vorstellung gaben, fand ein ungeheurer Zudrang statt. Zwar glaube ich, daß die Leute mehr Vergnügen an

unserem glänzenden Flitterstaate fanden, als an unseren Künsten, denn die Mehrzahl derselben, die das Pferd für nichts weiter als ein natürliches und unentbehrliches Mittel ansahen, um von der Stelle zu kommen, konnte wohl nicht begreifen, zu welchem Zwecke man sich auf dessen Rücken stellte, und allerlei fabelhafte Sprünge vollführte, so wie wir es thaten, aber — man klatschte uns Beifall zu und — bezahlte gut, welches immerhin für Leute unseres Standes das Beste war. Der anständige und noble Charakter jener Abkömmlinge Spaniens, und wohl auch der Spanier selbst (denn zu jener Zeit, vor der Revolution, lebten noch viele derselben unter den im Lande Geborenen) zeigte sich eben in diesen beiden Dingen: in Geld und Beifall.

Eine große Menge der ärmeren Leute drängte sich unbefangen an den Circus, ohne irgendwie im entferntesten Miene zu machen, etwas zu zahlen. Aber die Reichen zahlten den zehn- und zwanzigfachen Betrag des Eintritts, und wohl noch mehr, und d'Apponcourt erhielt noch außerdem von verschiedenen Seiten reichliche Geschenke.

Wenn aber, was wohl vorkam, einer der Unseren vom Pferde fiel, so lachte Niemand; schwang der Gefallene aber sich wieder auf das galop-

pirende Pferd, so wurde er mit Beifall überschüttet. Es mag indeß wohl auch sein, daß sie das Fallen für absichtlich nahmen, denn ich glaube nicht, daß ein Chilese es überhaupt für möglich hält, daß Jemand ohne seinen Willen vom Pferde stürzt.

Trotzdem, daß zu jener Zeit Valparaiso kaum mehr als sechs- bis siebentausend Einwohner zählte, war doch ein lebhaftes und lustiges Leben dort, und unsere Leute ließen nicht blos im Circus, sondern auch nach gethaner Arbeit, den Rappe .wacker laufen, so daß, als wir endlich Valparaiso verließen, wohl keiner derselben große Reichthümer mit sich nahm.

Es bleibt mir noch übrig, ehe wir Valparaiso verlassen, von d'Apponcourt, von Karl und von mir selbst zu sprechen.

Bei d'Apponcourt war eine gewisse innere Narrheit frei geworden, nämlich die Idee, daß er berufen sei, eine Rolle zu spielen, etwas Großes zu werden, auf irgend eine, ihm selbst noch höchst unklare Weise zwar, aber dennoch fest verbunden mit dem Gedanken, daß er die Manège demnächst vertauschen werde mit einem andern, seinen Fähigkeiten angemessenen Berufe. Ich selbst war so ziemlich sein Liebling geworden.

Ich hatte auf dem Pferde bedeutende Fortschritte gemacht; meine eigentliche Kunst, denn er hatte in Chile Erlaubniß gegeben, sie zu zeigen, trug ihm Geld ein, und endlich war ich ihm dadurch höchst nützlich, daß ich ziemlich fertig spanisch sprach, da ich das Wenige, was ich mitbrachte, im Lande rasch ausbildete.

Karl endlich spielte die Rolle eines Don Juan. Er schneiderte des Tages über wie rasend, und ich bin überzeugt, daß ein halbes Dutzend Schneiderinnen kaum seine Leistungen übertroffen hätten, er besserte Schäden aus, strickte Strümpfe und säumte die Taschentücher, welche uns von schönen Händen zugeworfen wurden. Wenn aber die keusche Luna in den Wogen des Meeres badete, dann warf e r sein Taschentuch den Schönen Chiles zu allabendlich und mit einem Eifer, der, wie man zu sagen pflegt, einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Er war, wie man sich im bürgerlichen Leben ausdrückt, ein liederlicher Schlingel geworden. Ich machte ihm lachend Vorwürfe und fragte ihn, wo er plötzlich die Courage her habe, da er dreier Frauen halber Europa verlassen. Aber er erwiderte mir, daß er keinen Augenblick zweifle, daß ich sowohl wie jeder Andere vor seiner Mutter zu Kreuze gekrochen wäre; doch that

er dies in so respectwidrigen Ausdrücken, daß ich dieselben nicht wiederholen will.

Auf dem Wege nach Santjago, wohin wir uns von Valparaiso begaben, war ich es eigentlich, der die ganze Truppe ernährte, oder wenigstens die Ursache war, daß die Reisekosten gedeckt wurden; denn in den kleinen Orten, welche d'Apponcourt berührte, um, wie er sagte, das Land kennen zu lernen, halfen uns unsere Reitkünste wenig, wogegen meine Vorstellungen auf dem Seile und die Taschenspielerstücke, die ich vom alten Mathias erlernt hatte, großen Beifall fanden. Aber ich weiß den Namen nicht einer einzigen Ortschaft mehr zu nennen, durch welche wir damals reisten, und auch meine landschaftlichen Erinnerungen aus jener Zeit sind, mit einigen wenigen Ausnahmen, fragmentarisch und wohl gemengt mit anderen Bildern, welche mir früher oder später vorgekommen.

Frisch steht indessen noch jenes der hohen Cordillera vor mir, welche man, reisend in Chile, fast immer vor Augen hat, und die uns wandernden Vagabunden häufig als Wegweiser diente, und in ihrer majestätischen Schönheit dicht vor uns trat, als wir uns Santjago näherten.

Auch das Bild einer Schlucht wird nie aus

meinem Gedächtnisse schwinden, welche wir, gleich in den ersten Tagen, nachdem wir Valparaiso verlassen hatten, durchzogen. Ohne Zweifel war es ein Theil des Gebirges, welches sich längs der Küste hinzieht, und welches, obgleich häufig bewaldet, doch auch bisweilen groteske, wilde und steile Partien bildet.

Der Weg, welchen wir verfolgten, war bisweilen Thal, bald aber auch wieder eine Schlucht, das heißt: er verengte sich dergestalt, daß kaum drei Reiter neben einander Platz fanden, und dann hingen dunkle Felsmassen drohend über unseren Häuptern, während unsere Pferde bis an die Kniee im steinigen Bett des Baches gehen mußten, der dort die Schlucht durchzog, und die ganze Sohle desselben ausfüllte.

Wir waren eben aus einer solchen Stelle, die besonders enge und düster war, herausgekommen, und befanden uns jetzt zwischen zwei, etwa fünfzig Schritte von einander abstehenden, steilen und abschüssigen Felswänden, gebildet von einem graurothen Gestein und ohne alle Spur irgend einer Vegetation. Das Einzige, was den melancholischen Eindruck, den diese Oede hervorbrachte, in etwas milderte, war jener Bach, der jetzt nicht mehr so brausend dahin stürmte, wie kurz vorher in seinem

engen Felsenbette, sondern sich ausgedehnt hatte und ruhiger seinen Weg verfolgte.

Plötzlich, und ich werde jenen Augenblick niemals vergessen, plötzlich verließ dieser Bach sein Bett und kam auf mich zu, der ich auf seinem rechten Ufer ritt, er benetzte die Füße meines Pferdes bis über die Fesseln; gleichzeitig schwankte mein Thier, als wolle es auf die Seite fallen, und während ich ihm mechanisch die nöthige Hülfe gab, sah ich, daß die Thiere meiner Kameraden dieselbe Bewegung machten. Im selben Augenblicke aber stürzten vor und hinter uns größere und kleinere Felsstücke von den Bergwänden, und mehrere derselben mit solcher Heftigkeit, daß sie das Bett des Baches durchschnitten und bis an die jenseitige Thalwand rollten. Und während alles dessen erscholl unter unseren Füßen ein dumpfes, murrendes und grollendes Geräusch, der unterirdische Donner, den man das Brüllen des Satans nennen kann, wenn man den Donner des Gewitters die Stimme Gottes nennt. All' das währte höchstens drei Secunden. Dann schwieg der Donner, kaum noch rollte ein kleiner Stein von der Höhe herab in das Thal, und das Wasser des Baches, das nicht von dem erhitzten Boden seiner Ufer verschluckt worden war, zog, wie vor=

her dahin in seinem steinigen Bett. Es war der erste Erdstoß, welchen wir in Chile erlebten, in jenem Lande der Erdbeben. Einer unserer Kameraden hatte gerufen: „Der Berg fällt ein!" und wir scherzten und lachten einige Minuten später über diesen Ausruf des Schreckens, über den Bach, der sich aus seinem Bett hatte treiben lassen, und über das Poltern in den Tiefen der Erde, aber dennoch war Keiner von uns vorher jemals so erschrocken, als eben dort.

Wohl mag ich noch eines Anblickes erwähnen, der ebenfalls nicht aus meinem Gedächtnisse schwand, und vielleicht einer der schönsten war, die mir auf meinen abenteuerlichen Reisen geworden. Aecht zigeunerartig hatten wir die Nacht im Walde zugebracht, und das zwar auf der Cuesta de Prado, einem Gebirgszuge von mittlerer Höhe, der sich durch das Flachland zieht, und dessen steile Pfade sich abenteuerlich genug auf- und abwärts schlangen. Karl, den man jetzt nicht mehr Minchen nennen durfte, hatte trotzdem sich beim Scheine des Feuers emsig mit Nadel und Scheere beschäftigt, damit wir anständig, oder wenigstens nicht allzu abgerissen unsern Einzug in Santjago halten sollten, während der Director unablässig schwur, daß er in der Hauptstadt der

Provinz das Kochen lernen müsse, da er, nicht ganz mit Unrecht, das Kalb, welches wir zubereitet hatten, höchst ungenießbar fand. Dann hatten wir einige Stunden, in unsere Mäntel gehüllt, der Ruhe gepflogen, waren aber schon am frühen Morgen wieder im Sattel, um bei guter Tageszeit Santjago zu erreichen.

Aber wer beschreibt unsere Verwunderung, als wir, angelangt am jenseitigen Abhange des Berges, die Ebene von Santjago vor uns erblickten! Glänzend und funkelnd im Scheine der Morgensonne sahen wir plötzlich vor unseren Augen den schönsten Theil des Landes sich ausdehnen, welches wir bisher durchzogen hatten. Unabsehbar reihten sich wogende Fruchtfelder, den goldenen Weizen tragend, den Segen Chiles, der das fünfzig- bis achtzigfache Korn dem Sämann wiedergiebt, und in einem Boden wurzelt, der nie gedüngt worden. Und aus diesem Meer goldener Wogen tauchten glänzende weiße Haciendas auf, beschattet von mächtigen Bäumen, kleine Ortschaften, ein Wäldchen. Dann wechselte das Kornfeld mit mächtigen grünen Flächen, bestanden mit Klee oder anderen Futterkräutern, und als wir später hinabgekommen waren, sahen wir den Mais, der stolz seine schweren, glänzenden Kolben

trug, die Bohne, die Lieblingsspeise der Chilenen, sich rankend an Baum und Pfahl, und die Wassermelone, die bescheiden auf der Erde lag mit ihren mächtigen Blättern und drei Fuß langen Früchten. Riesige Feigenbäume beschatteten dort das Dach des Landhauses, das mit Reben umrankt war, und in dessen Nähe Orangenbäume standen und anderer Obstreichthum.

Oben aber, von der Höhe des Berges aus, sahen wir diesen ganzen Segen der Fruchtbarkeit und Schönheit, durchwebt mit einem Netze aus silbernen Fäden, oder durchzogen von fruchtbringenden Gräben, oder umschlungen von tausend lebenden Armen, mit denen der mächtige Bergstrom, der von der Cordillera sich herabstürzt in die Ebene, die Erde umarmt, das Fruchtfeld, die Trift und den Garten. Künstlich abgeleitet und gespalten in unzählige Theile, muß der brausende Sohn des Gebirges das Land erfrischen, ernähren und erhalten, welches regenlos ist fast den größten Theil des Jahres.

Dann lag Santjago vor uns mit seinen blendend weißen Häusern, zwischen welchen hier und da eine Palme ihre grüne Krone emporhob, mit seinen Kirchen, deren Thürme stolz in die Luft ragen, da sie wissen, daß die Frömmigkeit sie

bessert, wenn das Erdbeben sie erschüttert hat, und mit seinen Gärten, die ein großes Treibhaus sind, dessen Dach der klarste und reinste Himmel der Welt ist. Hinter allem dem, die hohe Cordillera, einrahmend, abschließend das Bild landschaftlicher Schönheit, welches vor uns lag, ja es beherrschend; denn war einmal das Auge auf die riesige Bergeskette gefallen, so konnte man kaum den Blick wieder wenden von ihr, die man vorher gesehen hatte, fast täglich von den fernsten Punkten des Landes, und die jetzt mehr als je sich vor uns emporhob. Ein langgezogener, rosenfarbiger Wolkenschleier, das tägliche Morgengewand der Bergeskönigin, lag auf ihren schneegekrönten Häuptern, wallend und wogend, sich hebend und senkend, wie bewegt von leisem Lufthauche. Wie groß, wie mächtig kam sie uns vor, wie erhaben, wie himmelanstrebend!

Aber da! Was war das? Jenes Wallen und Wogen der Wolken wird heftiger, stärker! Es wird ein Aufkochen. Und ein Theil desselben hebt sich empor in die Luft und verschwindet dort, ein anderer sinkt tiefer an den Fuß des Gebirges und hat dasselbe Schicksal, während ein dritter Theil in die Schluchten der Klüfte der Felsen zu flüchten scheint, und sich rasch dort ver-

birgt. Jene Wolken schwebten nicht über den Gipfeln der Berge, sie lagen auf und zwischen denselben, sie verdeckten die halbe Höhe derselben, und jetzt, da sie plötzlich verschwanden, wie das alltäglich geschah, lagen jene Bergesriesen vor uns, noch einmal so hoch als vorher, noch einmal so groß, noch einmal so himmelanstrebend, und das Alles war geschehen in Zeit von kaum dreißig Secunden.

Schweigend, ohne Befehl, ohne ein gegebenes Zeichen, hielten wir Alle dort still, ernst und lautlos hinabblickend lange Zeit in die Ebene, hinüber zu den Bergen, und keiner der Gesellen, die wahrlich nichts weniger als allzu empfindsam, wagte ein Wort zu sprechen. Auch d'Apponcourt hielt stumm in unserer Mitte. Aber das tolle Gebahren, welches seit einiger Zeit nicht selten an ihm zu bemerken, kam endlich dennoch wieder über ihn. Mit blitzenden Augen blickte er plötzlich um sich und verschränkte die Arme, indem er die Zügel auf den Hals seines Pferdes fallen ließ. Dann zog er ein kleines, wenig brauchbares Taschenfernrohr hervor, schien aufmerksam verschiedene Punkte des Landes zu untersuchen, wobei er bisweilen nachdenklich sein Haupt wiegte. „Ich werde für Euch Alle sorgen," sagte er end=

lich mit ruhiger Würde, indem er langsam voran und bergabwärts ritt. Die Collegen verbeugten sich mit dankbaren Mienen. Sie dachten sämmtlich an eine Erhöhung der monatlichen Gage. In mir aber stiegen bedenkliche Zweifel auf, und ich war halb und halb überzeugt, daß er auf dem besten Wege sei, ein wenig verrückt zu werden.

Santjago de Chile selbst bringt einen ächt südlichen Eindruck hervor. Die Straßen der Stadt sind breit und schneiden sich fast alle im rechten Winkel, und während längs der Häuser meist Trottoirs angelegt sind, befinden sich in Mitte der Straßen gedeckte Kanäle, oder Rinnen zur Beförderung der Reinlichkeit. Die Vierecke, welche durch diesen parallelen und sich kreuzenden Verlauf der Straßen entstehen, werden Quadras genannt, und die meist blos aus einem Erdgeschoß bestehenden Häuser, welche diese Quadras bilden, haben eine ziemlich einförmige und gegen außen fast klösterlich abgeschlossene Bauart mit kleinen, häufig vergitterten Fenstern und einfach weißem Anstrich. Freundliche Gärten und luftige Hofräume, sowie eine ziemlich comfortable Einrichtung im Innern entschädigen für die allzu große Einfachheit des Aeußeren. Doch fehlen auch größere Gebäude nicht, und namentlich wer=

den unter den zu öffentlichen Zwecken dienenden Häusern zwei- und dreistöckige gefunden, welche sich trotz der häufigen Erdstöße, denen die Stadt ausgesetzt ist, dennoch so ziemlich zu halten scheinen.

Was die Geschäfte betrifft, welche wir in Santjago machten, so waren dieselben keine schlimmen, denn da die Stadt an siebenzigtausend Einwohner hatte, so wurden unsere Vorstellungen ziemlich zahlreich besucht. Ich selbst arbeitete auf dem Seile und hatte die Rolle des Lustigmachers übernommen, und da alle Hanswurste eitel sind, so bildete ich mir bald ein, ein ausgezeichnetes Talent zur Kunst zu besitzen, und dieser Hochmuth wurde nicht dadurch gemindert, daß mir von schönen Händen mehrfache und verschiedenartige Aufmunterungen zu Theil wurden. Ich glaube aber, daß, während man im Circus mich liebenswürdig fand und über mich lachte, man bei den Rendezvous, bei welchen ich mich einstellte, mich für einen Einfaltspinsel hielt und sich über mich ärgerte. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, mußte die heiße Sonne jener Breiten mich schwärmerisch und sentimental gemacht haben, und das zwar auf eine Weise, welche ziemlich an den verkehrten Gedankengang meiner Jugendstudien erinnert.

Wenn mir ein weibliches Geschöpf wohlgefiel und ich Zuneigung zu demselben gefaßt hatte, so unterhielt ich die Unglückliche von nichts Anderem, als von meiner verloren gegangenen Schwester Emilie, ich nannte sie Emilie, und während ich, mit häufigen Wiederholungen, jenen bräunlichen Schönen alle unsere Jugendspiele erzählte, glaubte ich nicht selten in der That jene kleine Gefährtin meiner Kinderjahre vor mir zu haben, bis mich das ärgerliche: „Porque siempre Emilia?“ („Warum immer Emilie?“) meiner Dame wieder zu mir selbst brachte.

Karl war klüger als ich und ohne Zweifel auch unternehmender, und eines Abends brachten ihn einige Männer mit einem einzigen, aber höchst zweckmäßig angebrachten Dolchstiche nach Hause. Er sei, sagten die Unbekannten, ohne Zweifel eines Weibes halber in einen Raufhandel verwickelt worden, und sie hätten Christenpflicht geübt und ihn nach Hause gebracht, da sie ihn schwer verwundet auf der Straße gefunden. Hierauf entfernten sie sich, und nach etwa zehn Minuten entfernte sich auch Karl, indem er in jenes unbekannte Land ging, von welchem noch Niemand wiederkehrte. Er starb in meinen Armen, und seine letzten Worte waren: „Sage

meiner Mutter nichts!" Kehrte in jenen Augenblicken die Furcht vor jener bösen und gleichzeitig einfältigen Frau zurück, die ihn in die Fremde getrieben hatte, oder hieß ihn sein gutes Herz diese Worte sprechen, weil er seiner Mutter keinen Kummer bereiten wollte? Ich weiß es nicht, und kam auch nicht in Versuchung, seiner Bitte entgegenzuhandeln, denn ich hatte nie den Geschlechtsnamen des armen Burschen erfahren, und bei meiner Rückkunft nach Europa die liebe Frau, nach des Verewigten Beschreibung, unter ihren Colleginnen herauszufinden, wäre eine undankbare Arbeit gewesen.

Monsieur d'Apponcourt war mit uns, nachdem wir Santjago verlassen, fast drei Wochen lang im Lande herumgezogen, und wir hatten während dieser Zeit das abenteuerlichste Leben von der Welt geführt. Kaum hatten wir ein oder das andere Mal unter Dach und Fach geschlafen. Besuchten wir eine Ortschaft, so geschah es nur, um deren Bewohnern einige Possen vorzumachen und dafür wieder einige Realen und Nahrungsmittel einzutauschen, und dann weiter zu ziehen.

„Nach Peru!" hatte der Director gesagt, und wir ritten ihm nach durch Dick und Dünn, durch

Oeden und fruchtbare Felder, durch Schluchten und Wälder; aber ob wir gleich durch Flüsse schwammen und über Gebirge kletterten, Peru wollte immer nicht erscheinen. Es lag eigentlich der Grund hiervon in dem Umstande, daß wir direct nach dem Süden zogen, während Peru eben so direct im Norden lag, obgleich wir auch beim Einhalten dieser Richtung, aus tausend und einem Grund, Peru wohl schwerlich erreicht haben würden. Bezüglich geographischer Kenntnisse waren wir die unschuldigsten Menschen von der Welt, und da d'Apponcourt, wie wir täglich zu sehen Gelegenheit hatten, ein Namensverzeichniß der Orte, durch welche uns der Weg führen mußte, und eine Art rohen Entwurfs einer Karte in Santjago erworben hatte, folgten wir ihm mit ungestörtem Vertrauen.

Eines Tages, nachdem wir bereits einen ganzen Tag lang keine Hütte gesehen, und keinem menschlichen Wesen begegnet waren, trat d'Apponcourt mit freundlicher Miene zu uns und befahl, daß wir uns mit den rothen Reitfräcken der Manège bekleiden sollten, und wir thaten nach seinem Willen, obgleich uns dieser Luxus, mitten in einer Wildniß, vollkommen zwecklos erschien. Nachdem wir hierauf zu Pferde gestiegen

waren, stellte er uns in eine Reihe, sprengte dann einige Male auf und nieder, und hielt endlich eine Rede an uns, in welcher er sagte, daß er uns nach Araucanien geführt habe, einem Lande, welches unermeßliche Reichthümer enthalte, und welches von Wilden bewohnt werde, denen er zuerst die Cultur bringen, und welche er später beherrschen werde. Er hatte den Hut abgenommen, indem er auf solche Weise mit uns sprach, und nannte uns „Messieurs", auch fügte er bei, daß nach Ausbreitung der Cultur, und beim Beginn seiner Regentschaft, alle Ehrenstellen unter uns vertheilt werden sollten.

Hielten die Anderen d'Apponcourt für verrückt, wie ich? Ich weiß es nicht, aber Niemand widersprach ihm anfänglich, und als später einer der Unserigen ihn fragte, ob denn diese Wilden sich so gutwillig von uns würden cultiviren lassen, erwiderte er, daß jedes Menschen Herz nach Bildung dürste, und daß bei so harmlosen Menschen, als die Araucaner wären, nichts leichter sein würde, als diesen Durst zu stillen.

Ohne Zweifel hatte sich Jemand in Santjago den boshaften Scherz erlaubt, ihm diese Dinge in den Kopf zu setzen, wir aber folgten ihm, wie

wir ihm bisher gefolgt waren, ein Haufen kleiner Narren dem größeren.

Wir ritten den ersten Tag durch einen Wald, dessen Bäume eine Größe und Stärke hatten, wie uns nie vorher etwas Aehnliches vorgekommen war. Aber wir begegneten keinem einzigen lebenden Wesen. Da unsere Lebensmittel anfingen knapp zu werden, hofften wir sehnlich am andern Morgen Spuren unserer zukünftigen Unterthanen zu finden, und gegen Mittag endlich hielt d'Apponcourt, der uns stets dreißig bis vierzig Schritte voranritt, plötzlich sein Pferd an, und rief uns herbeizukommen. Nachdem wir ihm Folge geleistet hatten, sahen wir mitten im Walde eine ziemlich große, mit üppigem Grase bewachsene Freiung vor uns liegen, und zu unserer Linken und Rechten eine Heerde von etwa fünfzehn bis achtzehn Pferden weiden. D'Apponcourt stieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Messieurs," rief er, „habe ich Ihnen zuviel gesagt? Sehen Sie diese fette Weide, sehen Sie diese herrenlosen Thiere sich ihr Futter auf derselben suchen, unbefangen, ohne Furcht vor uns Fremdlingen, denn nicht eines derselben hebt den Kopf, um uns zu betrachten, ja sie kommen näher und schließen gewissermaßen einen Kreis um uns!

Und so wie diese Thiere," fuhr er fort, „sind auch ihre Besitzer, diese Araucaner, gut, edel, und unter der braunen Brust schlägt ein biederes..."

In diesem Augenblicke hielten wie mechanisch unsere Pferde an, aber wir hatten nicht Zeit, etwas Anderes zu thun, ja kaum zu erschrecken, denn auf jedem dieser harmlosen Thiere saß jetzt plötzlich ein Indianer mit wildem, fliegendem Haare und mit einer Lanze, welche fast zwanzig Fuß Länge, und die Beweglichkeit einer langen dünnen Gerte hatte. Diese Leute mit ihren biederen Herzen stießen einen einzigen kurzen Schrei aus, und dann waren sie bereits mitten unter uns, angelegentlich und mit außerordentlicher Kunstfertigkeit beschäftigt, uns von den Pferden zu stechen. Ich sah, daß d'Apponcourt durch den Hals gestochen und ohne Zweifel sogleich todt rücklings vom Pferde fiel, und sah ferner, daß zwei andere unserer Leute gleichzeitig genau dasselbe Schicksal hatten. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß einige der Unseren ihre Pferde rasch gewendet und wie wahnsinnig davonjagten, aber alsbald sah ich eine zitternde Spitze vor meinen Augen sich bewegen und fühlte mich im andern Augenblicke weit ab hin auf den Boden geschleudert. Vom ersten, urplötzlichen Erscheinen

dieser Teufel auf ihren Pferden bis dahin, waren höchstens vier Secunden vergangen, aber was jetzt geschah, konnte ich nicht mehr bemerken, denn ich lag ohnmächtig auf der Erde. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem mit Fellen bedeckten Lager, und das Erste, was mir in die Augen fiel, war mein rother Frack, welcher an der mit dunklem Holze vertäfelten Wand einer geräumigen und reinlich gehaltenen Hütte hing, in deren Innerm ich mich befand. Waffen und andere Gegenstände, welche um und über demselben aufgehängt waren, und gewissermaßen eine Art Trophäe bildeten, zeigten deutlich, daß Jemand denselben bereits in Besitz genommen. Meine übrigen Kleider hatte man mir indeß gelassen, meine Baarschaft aber und meine Uhr waren verschwunden. Die Hauptsache war übrigens, daß ich mich zwar verwundet, aber, einen Schmerz im Rücken abgerechnet, vollkommen wohl fühlte. Da ich auch nicht gefesselt war, richtete ich mich auf und begann mit ziemlicher Gemüthsruhe um mich zu blicken. Etwa in der Mitte der Hütte saß ein Mann, offenbar einer der Bursche, welche uns überfallen hatten, und war beschäftigt, eine Mahlzeit zu sich zu nehmen, wobei er von zwei Frauen bedient wurde, wel=

chen er bisweilen rauhe und herrische Befehle zurief. Als er sah, daß ich zu mir gekommen und mich aufrichtete, blickte er mich eine kurze Zeit hindurch ruhig und forschend an, dann sagte er, offenbar durch meine ziemlich hellen Haare irregeleitet, in spanischer Sprache:

„Engländer?"

„Nein," erwiderte ich eben so kurz und in derselben Sprache.

„Franzose?"

„Nein!"

„Spanier?"

„Nein!"

„Europäer?"

„Ja," sagte ich, erfreut, doch einmal bejahen zu können.

„Bist Du hungrig, Europäer?"

„Ja, so ziemlich."

„Setze Dich und iß."

Ich befolgte diesen Befehl und bemerkte jetzt, daß mein Gastfreund oder wahrscheinlich mein Herr gegen seine weibliche Bedienung sich noch lakonischer aussprach, indem ein kurzer knurrender Ton, welchen er ausstieß, hinreichte, daß beide Weiber augenblicklich begannen, mich eben so wie ihn auf das eifrigste zu bedienen.

Die Speisen, verschiedene Fleischarten, unter anderen Pferdefleisch, wie ich später erfuhr, und Mehlkuchen, waren trefflich bereitet, und da mir die beiden Heben wacker von einem wohlschmeckenden gegohrenen Getränke (Chicha, Aepfelwein) einschenkten, begann ich eben in eine ganz gemüthliche Stimmung zu gerathen, als plötzlich ein scheußlicher Gedanke in mir auftauchte. Es fiel mir aus der Zeit meines Unterrichts in der Länder- und Völkerkunde ein, daß an einer gewissen Westküste Wilde ihre Kriegsgefangenen, Sclaven und andere Individuen, welche sie später zu essen beabsichtigen, vorher mästen und das Gedeihen der Mästung durch humane und anständige Behandlung zu unterstützen pflegen. An einer Westküste! Den Teufel auch! aber an welcher? Ich hatte nicht allein früher stets Afrika und Asien verwechselt, sondern auch Amerika mit in's Spiel gezogen, und das rächte sich jetzt bitter. Wenn diese Westküste, mit dem Mästcultus, die von Amerika wäre! Ich hörte augenblicklich zu essen auf und warf einen prüfenden Blick auf den zweifelhaften Cannibalen. Auch er betrachtete mich forschend.

„Du ißt nicht mehr?" sagte er.

„Nein," erwiderte ich dreist, „ich fürchte zu dick zu werden!"

„Wohl gesprochen, Europäer, dicke Leute taugen nicht viel," gab er zur Antwort, und während ich ihm im Herzen für diese Ansicht dankbar war, begann er jetzt eine Reihe von Fragen an mich zu stellen, die er mit einer der einfältigsten begann:

„Was kannst Du?"

Ich besann mich ein wenig. Was konnte ich eigentlich? Es kam mir in jenem Augenblicke vor, als könne ich gar nichts, indessen sagte ich:

„Ich kann fechten, reiten, schwimmen, schießen."

Der Mann nickte leicht mit dem Kopfe und versetzte:

„Das ist nichts, das können unsere jungen Leute auch. Was kannst Du weiter?"

„Ich kann lesen und schreiben."

Er runzelte die Stirn.

„Das behalte für Dich. Wenn wir Häuptlinge das ein wenig können, ist es genug."

„Du bist also ein großer Häuptling?" sagte ich so verbindlich wie möglich, und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Aber er versetzte kurz:

„Ja, ich bin ein Häuptling, nenne mich

Taquirra," und hierauf fuhr er fort, eine Unzahl von Fragen an mich zu stellen, und ich glaube nicht, daß ein einziges Handwerk oder irgend eine nützliche Kunst besteht, von welcher er nicht wissen wollte, ob ich sie triebe. Leider mußte ich nun zu meiner Beschämung stets verneinen, und dabei fiel mir ein, daß uns d'Apponcourt hierher geführt hatte, um die Cultur zu verbreiten.

„Sei nicht besorgt," sagte Taquirra, der meine Verlegenheit zu bemerken schien, „es wird schon etwas geben, was Du kannst, und was wir nicht können, denn wisse, obgleich wir mit Euch Spaniern, Engländern, Franzosen und Europäern nichts zu thun haben wollen, da ihr nichts Anderes im Sinne habt, als uns unser Land zu nehmen, so ist uns doch sehr wohl bekannt, daß ihr eine Menge nützlicher Dinge versteht, welche wir nicht können. Wenn also Einer oder der Andere von Euch uns mit einem Besuche beehrt, so suchen wir hieraus Nutzen zu ziehen und von ihm zu lernen."

Ich dachte, daß die Art, wie diese lernbegierigen Indianer ihre Besuche empfangen, eigenthümlicher Natur seien, aber ich hütete mich, es zu sagen, und jetzt sagte Taquirra plötzlich:

„Kannst Du verheirathen?“

Da ich glaubte, falsch verstanden zu haben, ließ ich mir die Frage wiederholen, aber sie blieb dieselbe. Der Sinn dieses eigenthümlichen Begehrens war mir freilich unklar, um indessen doch irgend etwas sagen zu können, sagte ich bescheiden: „Ich denke wohl, daß ich das zu Stande bringe.“

„Das ist gut,“ versetzte Taquirra, „Du wirst mich morgen mit verschiedenen meiner Frauen verheirathen.“

Ich war einfältig genug, rasch auszurufen: „Das kann ich nicht, ich bin kein Priester!“

Taquirra runzelte die Stirn. „Ich habe es mir gleich gedacht,“ sagte er, „denn noch Keiner der Leute, welche zu uns kamen und verheirathen konnten, trug ein rothes Kriegskleid.“

„Aber wie kommt es, daß Du Dich mit den Frauen verheirathen willst, die Du schon hast?“

Taquirra sann ein wenig nach, dann sagte er:

„Die Sache verhält sich so: wir Araucaner haben keine Götter, wie andere Völker dergleichen zu besitzen pflegen; zwar giebt es einen guten Geist, welcher Pillan genannt wird, und einen bösen, der Cuecuban heißt, wir machen indessen nicht viel Umstände mit beiden. Aber Ihr Frem=

den habt große und mächtige Götter. Das haben uns schwarz angezogene Männer erzählt, welche uns besuchten, und die uns dringend riethen, diese Eure Gottheiten auch in unser Land kommen zu lassen. Aber was thun arme Indianer, wie wir, mit so großen und mächtigen Göttern? Und dann wollten wir Häuptlinge auch nicht eben etwas Neues einführen, was wir selbst noch nicht genau kannten. Wir lehnten also dieses Anerbieten höflich ab, aber die schwarzen Männer verdrehten unseren Weibern die Köpfe, so daß wir oft Gewalt anwenden mußten, um die armen Dinger wieder zu Verstand zu bringen. Wir versehen uns nämlich mit Weibern, indem wir sie kaufen, und bisweilen mit schweren Kosten, für baares Geld, oder für Pferde, Vieh und Speisevorräthe, und dies nennt man eine Brenda. Wer das Vermögen besitzt, und eine Ausgabe nicht zu scheuen braucht, kann so viel Weiber anschaffen, als ihm beliebt. Nun aber erzählen jene Fremdlinge unseren Weibern, daß nur die die rechte Frau wäre, welche verheirathet sei, wie sie es nannten, und alle unsere Weiber wollten jetzt plötzlich eigentliche Frauen werden. Wenn sich die Weibsleute etwas in den Kopf gesetzt haben, bringt es selbst Cuecuban schwer wieder heraus,

und da dieses Heirathen wenig Ausgaben verursachte, so gaben wir nach und heiratheten nach und nach alle unsere Weiber, so oft Einer dieser schwarzen Fremden uns besuchte. Aber wir bekamen jetzt Streit mit diesen letzen, welche, warum wissen wir nicht, haben wollten, daß wir nur eine Frau besitzen sollten. Darauf gingen wir natürlich nicht ein, und vielleicht deshalb ist schon längere Zeit Niemand gekommen, der uns verheirathet hätte. Wenn Du dies gekonnt hättest, wäre mir's lieb gewesen, denn ich habe seit einiger Zeit ein paar neue Frauen gekauft, welche durchaus so gut sein wollen wie die anderen."

Wie es oft im Leben geht, daß man auf das, was man am besten kann, den wenigsten Werth legt, so war es auch mir gegangen, und während ich mich abquälte, mich zu besinnen, was ich eigentlich könne, hatte ich an das nicht gedacht, was ich am besten verstand. Jetzt fiel mir's ein. „Ich kann auf dem Seile tanzen," rief ich, nachdem Taquirra geendigt hatte.

„Tanzen auf dem Seile?" erwiderte er, obgleich ich überzeugt war, daß er keine Ahnung von dem hatte, was ich vornehmen wollte.

Ich verließ nun in seiner Begleitung das Haus, und sah erst jetzt, daß ich mich in einer

ziemlich großen, nach Art der chilenischen Dörfer gebauten Ortschaft befand. Das Haus Taquirra's, größer als alle übrigen, stand in einem mit Palissaden umgebenen Hofraume, und nachdem ich ihm gesagt, was ich bedürfe, rief er verschiedene junge Männer, und mit ihrer Hülfe stand bald, und ziemlich regelrecht, ein aus Lianen gedrehtes starkes Seil zu meiner Verfügung. Ich begann jetzt meine Künste zu zeigen, und es läßt sich denken, daß ich mein Möglichstes that. Taquirra sah mir schweigend zu, und eben so blickte die ganze Bevölkerung des Dorfes, welche sich mittlerweile eingefunden hatte, stumm und ohne eine Miene zu verziehen auf mich. Ich bin überzeugt, daß der größte Theil dieser Leute, als ich das Seil betrat, der Ueberzeugung war, daß ihr Häuptling eine neue Todesart für mich erfunden habe; als sie aber sahen, daß dies nicht der Fall war, warteten sie schweigend ab, was aus der ganzen Sache werden würde. Da Keiner derselben irgend ein Lebenszeichen von sich gab, und auch Taquirra mir nicht befahl zu endigen, so arbeitete ich so lange fort, bis mich zuletzt die Müdigkeit zwang aufzuhören. Nachdem ich Taquirra keuchend und erschöpft in's Haus gefolgt war, setzte er sich mir gegenüber und betrachtete

mich längere Zeit aufmerksam und, wie mir schien, mit einiger Befangenheit. Endlich sagte er: „Es ist sehr schön, was Du gemacht hast!“ Ich verbeugte mich, und er schwieg jetzt längere Zeit, offenbar in Verlegenheit. Endlich nahm er sich einen Anlauf und fragte: „Zu was braucht man das?“ Da er Nutzen und Zweck aller europäischen Künste zu kennen glaubte, so war es ihm unbequem, hier etwas zu sehen, dessen Nutzen er nicht begriff. Ich aber befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Wie sollte ich ihm begreiflich machen, auf welche Weise meine Kunststücke mir irgend nützlich wären! Aber ich hatte mich arg getäuscht. Taquirra begriff rasch, außerordentlich rasch. Einen Augenblick lang sah ich seine Augen funkeln, dann aber nahmen seine Züge wieder den gewöhnlichen ruhigen Ausdruck an, und er sagte:

„Deine Kunst ist eine sehr schöne, denn Du hast allein den Nutzen davon.“

„Doch nicht,“ erwiderte ich, „die Anderen, welche zusehen, haben das Vergnügen.“

„Sie bezahlen!“ sagte der Indianer mit einem Ausdrucke, den ich nie vergessen werde.

Am andern Morgen ritt Taquirra fort, während ich Freiheit hatte hinzugehen, wohin ich wollte, da man ohne Zweifel wußte, daß eine

Flucht unmöglich war; aber er kehrte am Abend zurück und brachte verschiedene Anzüge unserer Leute mit, wahrscheinlich Beutestücke anderer Häuptlinge. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß uns die Indianer seit dem Eintritt in ihr Gebiet gefolgt waren, und sich vorher bereits in uns getheilt hatten. Die Uebrigen hatten den ihnen zuständigen Gegenstand erstochen, Taquirra hatte den seinigen lebendig gefangen, um ihn wo möglich auszubeuten. Er war eine Art Industrieller. Ob Einige der Unseren entkommen, habe ich nie erfahren können, denn alle meine Fragen blieben vollständig unbeantwortet.

Nach drei Tagen tanzte ich bereits vor einer ziemlich zahlreichen Versammlung von Zuschauern auf dem Seile. Mit einer Gewandtheit, die mir außerordentlich erschien, hatte Taquirra eine Schaubühne errichten lassen, und einen Platz abgegrenzt, der nur gegen Bezahlung von Geld oder Naturalien betreten werden durfte, und mit einer Schlauheit, die ich noch mehr bewunderte, wußte er seine Landsleute dahin zu bringen, daß kaum Einer, ohne irgend einen Tribut erlegt zu haben, mich bewundern durfte, und da er die meisten der Zuschauer nach Beendigung der Vorstellung mit den eingegangenen Nahrungsmitteln

freihielt, so mehrten sich täglich die Besucher und Taquirra machte ausgezeichnete Geschäfte, denn das baare Geld, meist spanische Münze, welches einging, und welches unter den Indianern keineswegs selten war, behielt er für sich. Was mich betrifft, so war ich nie in meinem Leben schlimmer daran als in jener Zeit, und befand mich vollständig in der Stellung eines jener Affen, welche die Savoyardenjungen mit sich führen, und die, sobald sich die Gelegenheit bietet, ein paar Pfennige zu verdienen, aus ihrem Käfige gezogen werden, um ihre Sprünge zu produciren; und ich mußte in der That, so oft Indianer aus den benachbarten Dörfern kamen, auf mein Seil, selbst wenn nur eine Kleinigkeit verdient wurde und häufig blos wegen zwei oder dreien dieser Schufte; denn Taquirra schien meine Kraft für so unerschöpflich zu halten, wie seine Habsucht ohne Grenzen war. In dieser jämmerlichen Lage schien mich indessen nach einigen Wochen die Liebe trösten zu wollen.

Unter den Frauen Taquirra's befand sich eine, welche als Kind etwa von zwölf Jahren an der Grenze des Landes geraubt worden war, und welche mich offenbar mit günstigen Augen ansah. Da sie spanisch sprach, konnte ich mich mit ihr

unterhalten, und Taquirra schien, so ziemlich gegen die Gewohnheit seiner Landsleute, kaum eifersüchtig zu sein, und vielleicht sogar einen kleinen, unschuldigen Liebeshandel nicht ungern zu sehen, wenn ich nur wacker zu jeder Zeit auf meinem Seile bei der Hand war, ja ich bin überzeugt, daß er mir später selbst die Gelegenheit bot, ungestört mit Aka, so hieß sie, zu sprechen.

Doch ich muß vorher noch andere Dinge berichten. Fast zu derselben Zeit, in welcher ich begann eine Neigung zu Aka zu fassen, schienen mehrere der fremden Häuptlinge mich mit anderen Augen zu betrachten als früher. Sie sprachen jetzt bisweilen mit mir und gaben mir nicht selten Geschenke, wobei sie in Anwesenheit Taquirra's stets und fast in auffallender Weise bemerkten: „Dies darf Dir Niemand nehmen!" Ich konnte mir dies Betragen nicht wohl erklären, aber ich hatte bereits eine ganz artige kleine Summe beisammen, welche Taquirra wirklich nie beanspruchte, und mein sehnlichster Wunsch wäre gewesen, weit weg von diesen einfältigen Wilden unter rechtschaffenen Christenmenschen zu sein, wenn ich nicht mich täglich mehr und mehr in Aka verliebt und mich nicht bereits in der Periode befunden hätte, in welcher ich sie, wie alle meine

Geliebten, bei jeder Gelegenheit von Emilien unterhielt.

Eines Tages befanden sich einige der Häuptlinge, von welchen ich in letzter Zeit am freundlichsten behandelt worden war, bei Taquirra und zechten, während ich, nur durch ein dünnes, die Decke des Gemaches bildendes Rohrgeflecht von ihnen getrennt, todmüde, von den Anstrengungen des Tages ausruhte. Unter den Häuptlingen der Araucaner besitzen einige bisweilen Kenntnisse, welche die Europäer in Verwunderung und eben so oft in Verlegenheit gesetzt haben; so sprechen zum Beispiel viele von ihnen spanisch, französisch und eben so auch englisch, welcher Sprachen sie sich, wenn sie es für nöthig halten, bei Anwesenheit der übrigen Indianer bedienen. Es fiel mir daher nicht auf, daß, als Taquirra sich auf eine Zeitlang entfernt hatte, aber einige Frauen desselben, welche die Gäste bedienten, anwesend waren, diese letzteren sich in gemischtem Spanisch und Französisch besprachen, aber ich wurde aufmerksam und begann sogleich zu lauschen, als ich das Wort Keschniona, das heißt „das springende Thier" aussprechen hörte, da ich wohl wußte, daß diese übermüthigen und eingebildeten Menschen mich mit diesem Namen zu benennen pflegten.

„Das springende Thier darf nicht länger bei ihm bleiben," sagte einer der Häuptlinge, „er hat seinen Vortheil gehabt, wir wollen jetzt den unsern haben." —

„Er wird es tödten," sagte ein Anderer. Der, welcher zuerst gesprochen hatte, machte eine verächtliche Geberde. „Er soll es nur wagen!" rief er, „das käme ihm theuer zu stehen, theurer, als wenn er drei seiner Weiber erschlagen hätte, denn er müßte das Thier, da er einmal sein Gastfreund ist, wie einen großen Häuptling begraben lassen."

„Das ist richtig, er darf ihm nicht nehmen, was wir ihm schenken," erwiderte der Zweite, „und darf es auch nicht tödten, schon der Aeltesten halber, aber Keschniona soll jetzt auch zu uns. Auf vier Monden zu Dir, dann zu mir, und nachher kann er zu den Anderen kommen, denn dieser geizige Taquirra hat ihn lange genug gehabt." Der erste Häuptling erwiderte einige zustimmende Worte, aber da der Hausherr wieder eintrat, wurde ihr Gespräch abgebrochen. Welch' eine reizende Zukunft bot sich mir! Welches angenehme und unterhaltende Leben in der Mitte dieses harmlosen und unschuldigen Naturvolkes! Araucanien zählte sechsunddreißig bis vierzig Häuptlinge. Nehmen wir nur die erste

Zahl an, so hatte ich, vier Monate bei jedem Häuptlinge gerechnet, eine Beschäftigung auf zwölf Jahre und die Aussicht, nicht getödtet zu werden, wenn ich nicht vielleicht so viele Geschenke bekommen sollte, daß derjenige, der mich todtschlagen würde, als mein muthmaßlicher Erbe hinsichtlich der Begräbnißkosten gedeckt wäre. Ich hatte indessen nicht Zeit, mich in diese angenehmen Betrachtungen zu vertiefen, denn bald nach dem Eintritte Taquirra's entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen ihm und seinen Gästen, und obgleich ich nur wenige Worte von ihrer Sprache verstand, hörte ich doch, daß es sich um meine Wenigkeit handelte. Wahrscheinlich drangen die beiden Gäste darauf, daß das springende Thier in die Hände eines andern Menageriebesitzers übergehen sollte, und bald darauf entfernten sich Beide, offenbar stets noch grollend.

Am andern Morgen bestieg Taquirra sein Pferd und ritt ebenfalls fort, und kaum hatte er den Rücken gekehrt, als Aka zu mir trat und im höchsten Grade liebenswürdig gegen mich war, und als ich ihr mein Bedenken äußerte wegen der Eifersucht Taquirra's, sagte sie lachend: „Er hat seine Augen mitgenommen.“

„Aber er kann mit denen Anderer sehen?" versetzte ich.

„Du meinst seine anderen Frauen? Sie sind blind und hören nicht, weil sie wissen, daß, wenn ihre Freunde kommen, ich ebenfalls blind und taub bin."

„Es ist also bei diesen Kerlen wie bei uns," dachte ich, indem ich beschloß mein Glück zu benutzen. Aber — in diesem Augenblicke, und als ich eben Aka zärtlich in die Augen blickte, war es mir, als fielen plötzlich Schuppen von meinen Augen. Das war Emilie! Ich sprang zurück. „O mein Gott," rief ich, „Du bist meine Schwester Emilie, die lange Verlorene, lange schmerzlich Vermißte!"

Die junge Frau wendete sich hastig ab und trat an die Fensteröffnung; ich glaube, sie weinte, es kann aber auch sein, daß sie heftig lachte, denn sie machte allerlei sonderbare Bewegungen, aber bald kam sie wieder vollkommen ruhig auf mich zu.

„Meine theure Emilie!"

Mein lieber Keschniona!"

Ich bat sie, mich Andreas zu nennen und ihr Gedächtniß anzustrengen, um vielleicht irgend eine Erinnerung aufzufinden, welche meine Vermu-

thung bestätigte, aber sie schien nur sehr unvoll-kommene Erinnerungen bewahrt zu haben, und brachte selbst das, was ich ihr bereits vorher erzählt hatte, nur sehr verworren zum Vorschein. Indessen war ihre Tugend gerettet, denn ich brachte den ganzen Tag damit zu, sie zu fragen, ob sie sich nicht an dies oder jenes erinnere, an Mathias, an unsern Vater und an tausend ähnliche Dinge aus unserer Jugendzeit, an die Reitschule. „Ja, es kann sein," sagte sie dann, und endlich schien sie fast ungehalten zu werden; als aber Taquirra gegen Abend zurückkehrte und eben vor dem offenen Fenster vom Pferde sprang, umschloß sie mich plötzlich und küßte mich mit zärtlicher Heftigkeit. Ich erschrak auf den Tod und verwünschte die Leidenschaftlichkeit der Weiber, die sich so wenig mäßigen können, denn Taquirra mußte Alles mit angesehen haben, aber er sagte kein Wort, obgleich er schon, ehe mir Aka um den Hals fiel, ungehalten aussah. Als wir aber später wie gewöhnlich beim Abendessen saßen, während die Frauen uns stehend bedienten, sagte er plötzlich:

„Aka, meine Frau, gefällt Dir?" Er bediente sich ohne Zweifel dieses oberflächlichen Ausdrucks, da das Wort „lieben" nicht recht bekannt bei

den Araucanern zu sein schien, und da ich auf etwas Aehnliches gefaßt war, so erschrak ich nicht sonderlich, sondern erwiderte: „Aka ist meine Schwester!"

„Sie ist eine theure, eine sehr theure Frau," sagte Taquirra.

„Ja," rief ich unerschrocken, „das ist sie, ein liebes Wesen."

„Sie kostete mich vier große Brendas und drei kleine, und ich glaube auch noch etwas an baarem Gelde."

Da ich nicht wußte, was ich sagen sollte, so schwieg ich, und Taquirra fuhr nach einigen Augenblicken fort:

„Allein Dir würde ich sie billig geben, denn ich glaube, daß Du sie kaufen willst."

„Ja," sagte ich, „gern, wenn mein Geld reicht."

„Wie viel hast Du?"

Ich leerte meine Taschen, und Taquirra nahm sich die Freiheit, mir hülfreiche Hand zu leisten, indem er mich sorgfältig durchsuchte, und Alles zusammen, was er fand, vor sich auf den Tisch legte.

„Es ist wenig," sagte er, „sehr wenig, aber

— Du sollst sie dennoch haben, obgleich ich mein Geld verliere."

Er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern gab einer seiner andern Frauen einen Befehl, worauf sich diese entfernte und nach kurzer Zeit mit drei Bewohnern des Dorfes zurückkehrte, drei Menschen, welche, allem Anscheine nach, die Rolle von dem spielen mußten, was man bei uns „achtbare Nachbarn, Zeugen" oder dergleichen zu nennen pflegt. Ich mußte jetzt Taquirra ich weiß nicht mehr wie viele Schafe, Pferde, Rinder, einen Sattel und drei Lanzen abkaufen, welche ich natürlich nicht zu sehen bekam, und hierauf nannten die Nachbarn die Brendas, welche ich nun wieder Taquirra für seine Frau anbieten mußte. Er weigerte sich anfänglich, aber die drei Zeugen redeten ihm eindringlich zu, und endlich willigte er ein und umarmte mich, indem er seinen Kopf auf meine rechte, und hierauf auf meine linke Schulter legte, dann thaten die Zeugen ein Gleiches, und jetzt rief Taquirra: „Und nun rasch fort!" Ich glaube kaum, daß eine Vermählung, wenn man das, was geschehen war, so nennen will, jemals rascher vor sich gegangen ist, auch glaube ich nicht, daß je eine Frau das Haus ihres Gemahls gleichgiltiger verlassen hat, als

diese gute Aka an jenem Abend es that; denn als ich von Taquirra vor die Thür geschoben wurde, saß sie bereits auf ihrem Pferde und rief mir zu, mich zu beeilen. Ich sprang mechanisch auf ein anderes, für mich bereit gehaltenes Pferd, und jetzt trat Taquirra an mich heran und sagte mit ernster, ja drohender Miene: „Europäer, wenn Du jemals in unser Land zurückkehrst, werden Dich unsere jungen Leute tödten. Merke Dir das!“ Ich hatte keine Zeit zu antworten, denn Aka hatte bereits den Zügel meines Pferdes ergriffen und jagte mit mir wie toll davon. In einiger Entfernung von dem Orte warf sie mir jedoch den Zügel wieder zu, indem sie, die Pfade suchend, voranritt, und jetzt sah ich, daß meine Brautfahrt, oder die Rettung meiner Schwester aus den Händen der Indianer, mehr einer Flucht als einer Reise glich.

Wir durchstrichen mit unseren Pferden Gestrüppe, dann jagten wir wie toll auf einer Ebene dahin, und plötzlich schlugen wir einen Haken und somit eine andere Richtung ein. Bisweilen ritten wir im weichen und feuchten Sande eines Flußufers eine Zeit lang dahin, um dann, im Wasser selbst, in entgegengesetzter Richtung wieder zurückzureiten, und einmal entzündete Aka

ein Feuer, welches wir, nachdem es brannte, so eilig als möglich wieder verließen. Dann eilten wir eine gute Strecke geradeaus, und etwa einige Stunden nach Mitternacht machten wir Halt, und Aka bereitete ein Lager aus unseren Satteldecken, auf welches wir uns niederlegten. Ich küßte Aka auf die Stirn, indem ich sie liebe Schwester Emilie nannte, und da ich todmüde war, entschlief ich bald. Als eben die Sonne aufging, weckte mich indessen Aka wieder, und sah mich einige Augenblicke ernsthaft an. „Du bist ein Narr!" sagte sie hierauf, indem sie aus ihrer Satteltasche einige Speisen nahm, welche sie mit mir theilte, aber ich hatte keine Gelegenheit mit ihr weiter zu sprechen; denn gleich darauf saßen wir wieder im Sattel und setzten eilig unsere Reise fort, indem Aka stets vorausritt, um den Weg zu finden, und bei der Eile, mit welcher wir über Ebenen hinwegjagten, durch Schluchten galoppirten, Waldpfade durchschlüpften und über Flüsse setzten, fand ich nicht einmal Zeit, klar darüber nachzudenken, was ich mit Aka beginnen wolle, wenn wir wieder bei cultivirten Menschen angekommen sein würden.

Die zweite Nacht verging wie die erste, nur daß, als wir erwachten, Aka zu mir sagte: „Du

bist ein g r o ß e r Narr!" worauf wir unsere Reise fortsetzten wie den Tag vorher. Als die Sonne eben untergehen wollte, hielt Aka plötzlich an: „Siehst Du jenen dunkeln, großen Baum dort?" sagte sie. Ich bejahte, und sie theilte mir nun mit, daß wir uns auf der Grenze ihres Landes befänden, und daß wir, wenn wir morgen diesen dunkeln und mächtig großen Baum erreicht haben würden, nur noch einige Stunden bis zu den nächsten Ansiedelungen der Spanier hätten.

Wir aßen stets noch von den Vorräthen, welche man uns mitgegeben hatte, und als wir uns, etwas früher als die vergangenen Tage, auf unser Lager streckten, dachte ich darüber nach, ob morgen, beim Erwachen, Aka nicht wahrscheinlich sagen würde: „Du bist ein sehr großer Narr!" Aber sie sagte am andern Morgen weder das, noch etwas Anderes, denn sie war fort. Mein Pferd stand neben mir, vollständig gesattelt, und ich sah, daß sie unsern Proviant mit mir getheilt hatte, und an der Spur ihres Pferdes sah ich, daß sie sich bereits seit einigen Stunden entfernt und im Schritt reitend dorthin begeben hatte, von wo wir hergekommen waren, ohne Zweifel zu Taquirra, dem großen Häuptling, um ihm zu berichten, daß sie das springende

Thier glücklich bis an die Grenze gebracht. Ich bestieg mein Pferd, ritt auf den großen dunkeln Baum zu und kam nach mehreren Tagen, außerordentlich abgerissen, und ohne einen Realen in der Tasche, in Valdivia an, woselbst ich mir ein Seil zu verschaffen wußte und, um nicht zu verhungern, so wackere Sprünge machte, als bei den Araucanern.

Nach einigen Wochen erzählte ich einem alten Spanier einen Theil meiner Abenteuer. „Diese araucanischen Weiber haben den Teufel im Leibe," sagte er, „und lassen um keinen Preis von ihren mörderischen und blutgierigen Schurken von Männern. Wenn diese, was nicht selten vorkommt, Frauen oder Mädchen von unseren Leuten rauben, und nach einigen Jahren sich den Angehörigen derselben Gelegenheit bietet, dieselben auszulösen, so ziehen in den meisten Fällen die Entführten vor, im Kreise ihrer neuacquirirten gelbbraunen Familie zu bleiben, anstatt zu ihren rechtschaffenen christlichen Eltern zurückzukehren. In jenem Falle aber," setzte der alte Spanier hinzu, „hat man nichts weiter beabsichtigt, als Ihnen Ihr Geld abzunehmen auf indianisch-gesetzliche Weise, und zugleich hat der ehrenwerthe Häuptling Taquirra Sie lieber über die Grenze geschickt, als

daß er Sie denen gönnte, welche Sie ihm abspenstig machen wollten."

Das Manuscript des alten Andreas war hier zu Ende, und da ich neugieriger auf die ferneren Erlebnisse desselben war, als wie es (leider fürchte ich das) der geehrte Leser ist, so schrieb ich dem Alten. Aber ich bekam keine Antwort.

Ein Bekannter, dem ich die Geschichte vorlas, wollte wissen, daß der alte Andreas nie in seinem Leben eine Reise über die See gemacht habe. Er sei ein Seiltänzer gewesen und durch einen unglücklichen Sturz vom Seile das geworden, was man ein wenig „gestört" nennt, dann habe ein Herr, dem er einmal früher einen Dienst geleistet, ihm jene Stelle als Forstwart verschafft.

Mir selbst kamen aber viele andere Dinge in den Weg, und ich kam nicht dazu, den Alten im folgenden Jahre wieder zu besuchen. Als jedoch später das Schicksal mich selbst in jene Länder führte, die er gesehen haben wollte, fand ich, daß er der Wahrheit getreu berichtet hatte. Und dann, wieder nach Jahren, führten mich Geschäfte in jene Gegend, in welcher der Alte gehaust hatte,

und in welcher ich, mit wenigem Erfolge, als jung Narren gesucht, die ich jetzt als alt wider Willen fand, in reichlicher Zahl. Als ich aber das alte Forsthaus aufsuchen wollte, sah ich, daß der Wald ringsum geschlagen war, und durch die kahlen Flächen zog sich ein Fahrweg, der jedoch auch schon wieder halb verfallen. An der Stelle, wo das Forsthaus gestanden, fand ich die Ruinen eines industriellen Gebäudes, das man aus dessen Steinen erbaut und dessen Besitzer bankerott gemacht hatte. Niemand wohnte jetzt mehr dort, und den alten Andreas, der längst gestorben war, kannten die Leute im Walde nur noch von Hörensagen.

Ein Meineidiger.



Eigentlich waren die Bäume dem Schlosse über den Kopf gewachsen, denn das kleine alte Nest war allenthalben überragt von den Wipfeln der mächtigen Eichen, und mit ihren knorrigen Armen hätten diese wohl selbst in die obersten Fenster des Schlößchens reichen können, wären sie nur ganz dicht bei demselben gestanden. Aber das war nicht der Fall, denn ein tiefgrüner, üppiger Rasenplatz schied die grauen Mauern vom moosigen Waldboden.

Die Eichen und Buchen halten sonst meist gute Kameradschaft. Sie stehen zusammen auf demselben Boden, sie zanken und streiten sich nicht, weil der einen Rindenkleid derb und rauh, und das der andern glatt und glänzend. Sie feinden sich auch nicht an, weil ihr Blattwerk verschiedene Form hat, und weil ihre Aeste nicht auf gleiche Weise zum Himmel streben. Sie wissen

ohne Zweifel, daß sie beide wackere Bäume sind, jede nach ihrer Art, und wenn der Abendwind durch ihre Blätter schlüpft, plaudern sie friedlich zusammen, wie es gute Nachbarn zu thun pflegen; fliegt aber die Windsbraut durch den Wald und will sie beugen und brechen, so stehen sie auch da wacker zusammen, sich schützend und schirmend, damit der Sturm sie nicht schädige an Ast und Stamm.

Auf dem großen Waldfelsen da, von dem ich spreche, war das aber nicht so. Vorn, wo die Felswand steil abfällt in den See, standen die Eichen, und einige von ihnen blickten hinunter in das Wasser und spiegelten sich wohlgefällig in dessen Fläche, wenn der Wind das eben erlaubte und keine Wellen schuf, oder gar noch ärgeren Unfug trieb. Am hintern Theile des Felsens aber, wo ein mächtiger Berg sich thürmte, umkränzten die Buchen die Trümmer der alten Abtei, an welche, gegen die Eichen und den See zu, das Schlößchen sich angelehnt hatte.

Freilich, ich weiß es wohl, hätte ich alles das mit wenig Worten sagen können, und was kümmert es endlich Euch, ob die Eichen und Buchen getrennt oder zusammen gestanden! Aber, ach, Ihr wißt nicht, welche tollen und doch so frohen

Tage ich verlebt auf jenem bewaldeten Felsen! Und wie gern spricht man von solchen vergangenen Zeiten, und wie hängt das Herz am Kleinsten, und wie bewahrt es sich fast unbewußt die geringfügigiste Erinnerung! Dennoch aber will ich Euch jetzt nur mit flüchtigen Zügen erzählen, wie es weiter aussah in der Umgebung des Waldfelsens, denn so nannte man dort in der Gegend den riesigen Felsblock, der das Schlößchen trug und die Klosterruine.

Der See, der seinen Fuß benetzte, hatte eben dort sich ziemlich weit ausgebreitet, und hohe und meist steile Berge umschlossen fast kreisförmig seine Ufer. Dann durchschnitten tiefe, dunkle Waldschluchten hier und da die Bergeskette, und wo die Berge selbst nicht allzu steil anstiegen, hatte auch dort der frische grüne Wald Besitz ergriffen und sein lustiges Reich fest begründet. Trat man oben auf dem Waldfelsen an eine Lichtung der Eichen, so konnte man das Alles übersehen, die bewaldeten Berge und das klare dunkelgrüne Wasser des Sees; gegen die Berge zu aber, gegen das Innere des Gebirges verengte sich plötzlich der See, und verschwand endlich zwischen hohen und dunkeln Felsen.

Man nannte jene finstere Schlucht das Nebel=

loch, und in der That schien dort die Heimath der Nebel zu sein, denn sie zogen des Abends hervor aus derselben, um über den See zu fliegen, oder bergan zu steigen und ihren Schleier über Fels und Wald zu breiten, und im Herbste kam es wohl häufig vor, daß der alte Nebelmann hartnäckig sitzen blieb in der Schlucht, und seinen grauen Mantel an ihre feuchten Steinwände legte; unverdrossen den ganzen Tag hindurch hatten droben auf den Bergen seine leichtsinnigen Kinder sich gleichwohl wegküssen lassen von den Strahlen der Sonne, oder waren sie unten am See, tändelnd mit dessen Wellen, allmälig in die dunkle Fluth versunken.

Auf der andern Seite des Waldfelsens lag ein Dorf. Nur einzelne Waldbäume standen dort noch. Das andere Baumvolk, das dort herrschte, Frucht- und Obstbäume und ein paar langweilige italienische Pappeln, sahen verdrießlich auf jene Kinder des Waldes. Man fällte auch jährlich ein paar von ihnen, und jetzt werden sie wohl ganz verschwunden sein. — Hinter dem Dorfe endlich begann sich eine Ebene zu entwickeln, und auf ihr Gemüsegärten und Getreidefelder, Dinge, die unentbehrlich sind, wenngleich weniger romantisch als nützlich. — Das war die

Gegend. — Sehen wir jetzt ein wenig nach den Menschen, welche sie bewohnten, und zu diesem Zwecke verlassen wir die soeben berührte ökonomische Partie unserer Landschaft, und kehren in die romantische zurück.

Es war eine klare warme Sommermondnacht. Der Nebelkönig schien sich in seine innersten Gemächer zurückgezogen zu haben, und die Oberfläche des Sees glänzte im Lichte des Mondes rein und klar, das Silber seiner Strahlen tausendfältig färbend und brechend. Droben auf den Bergen war Alles ruhig und still, nur bisweilen zog ein seltsamer Laut durch die Luft, wie das vorkommt in stiller, nächtlicher Waldeinsamkeit. War es der Schrei eines Vogels oder eines andern Waldthieres, hantierten noch irgendwo Menschen im Forste, zog ein Lufthauch durch zerklüftete Felsen? Es war nicht möglich es zu unterscheiden, ja man wußte nicht einmal, kam das Geräusch aus weiter Ferne geflogen, oder war in nächster Nähe vielleicht ein Stückchen Dürrholz auf die Blätterdecke des Bodens gefallen, oder hatte ein Steinchen sich losgebröckelt von der verwitterten Felswand.

Klar und vernehmlich aber klang durch die Stille der Nacht eine weibliche Stimme, die ein

Lied sang, und wer auf dem See in einem Boote gefahren wäre, hätte oben auf einem Vorsprunge des Waldfelsens ein Mädchen sitzen sehen, das die Sängerin war. An die Lorelei hätte aber zur Zeit, wo das geschah, wohl kaum Jemand gedacht, denn jene alte Mär' war durch den genialsten Dichter seiner Zeit noch nicht so zu Ehren gekommen wie jetzt, und war auch das Lied, welches sie sang, nicht ähnlich der verführerischen Liebesklage, die vom Lorelei-Felsen klingt, war gleichwohl seine Weise eintönig und schwermüthig. Es war eines jener alten Lieder, wie sie fast allenthalben heimisch sind beim deutschen Landvolke, und deren Melodie fast stets klagend oder ernst ist, selbst wenn der Text nicht eben traurig.

Aber jetzt verstummte die Sängerin, erhob sich, kletterte leichtfüßig aufwärts, und nachdem sie das Plateau erreicht hatte, auf dem die alten Eichen standen, schritt sie auf das Schlößchen zu und verschwand bald unter dessen Thür. Dieses Mädchen war das Fräulein Josephine von Dähnen, eine vater- und mutterlose Waise und die Besitzerin des Schlößchens und des Waldfelsens.

Einige Tage vorher zogen zwei derbe Ackerpferde eine alte schwerfällige Carrosse den steilen

Weg hinan, der vom Dorfe aus auf die Höhe des Waldfelsens führt, und oben sprang das Fräulein Josephine mit einem Satze aus dem alten Kasten und in die Arme eines Mannes, der wohl eben so alt war als jener, und streichelte die gebräunte Wange des Alten. „Das vergesse ich Dir nicht, lieber alter Tobias," hatte sie gerufen, „das vergesse ich Dir nicht, daß Du mich nicht hast sitzen lassen in dem geschraubten Wesen da drinnen, in der Langeweile und — in den anderen Dummheiten!"

Sie hatte die letzten Worte nur gemurmelt, aber der Alte hatte sie dennoch verstanden. Indeß fragte er nicht, was sie damit wohl gemeint habe, sondern stand steif da und sagte etwas von „schuldigem Respect", und von „allerunterthänigstem Befolgen erhaltener hoher Befehle," worauf ihn das Fräulein lachend „einen alten Bärenhäuter" nannte, ihn mit Kisten und Schachteln belud, und den Rest derselben dann eigenhändig in's Schloß schleppte.

Aber schon am andern Tage sagte der alte Tobias zu sich selbst: „Es ist was passirt drinnen in der Stadt. Das Kind ist nicht mehr wie früher. Das mit dem Proceß ist's nicht, das

molestirt sie wenig, aber ich glaube, es ist eine Herzensangelegenheit.

„Ja," fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „sie hat sich vergafft in der Stadt, ich lasse mich hängen, wenn's nicht so ist!"

Bei diesen letzten Worten aber schüttelte er sich, als sei plötzlich ein häßlicher Gedanke über ihn gekommen, nahm seine Flinte, und eilte in den Wald.

Der erfahrene und wohlgeneigte Leser hat längst errathen, daß Tobias der alte Diener des Fräuleins war, der dasselbe fast allein erzogen hatte und jetzt, nachdem er den Dienst einer Wärterin und Bonne nicht mehr zu versehen brauchte, Haushofmeister, Förster, Silberdiener, kurz alles Mögliche geworden war und alle Stellen bekleidete, welche man sonst in guten Häusern mit einer großen Anzahl von Individuen besetzt. Daß das Fräulein Josephine nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegnet war, erräth sich ebenfalls leicht, denn leider trifft man solche arme Fräuleins nicht eben selten im Leben, noch häufiger aber — und abermals leider, da wir den gleichen Stoff zu bearbeiten haben — nützlich und angenehm verwendet in Erzählungen und Geschichten.

In der That aber war Josephine wirklich

eigenthümlich verändert von der Stadt zurückgekommen. Die frische Jugendlust, das fast noch kindliche Gebahren des jungen Mädchens war einem träumerischen, bisweilen beinahe schwermüthigen Wesen gewichen, und der alte Tobias, welcher schon nach vierundzwanzig Stunden diese Veränderung bemerkt hatte, war nach acht Tagen in Verzweiflung über dieselbe. Früher war Josephine mit der Flinte im Walde gestreift, sie hatte am Ufer des Sees geangelt, oder auf ihrem Boote dessen Oberfläche durchfurcht, keck ihr kleines Segel gebrauchend, oder ihr Ruder. Dann hatte sie ihre Stube mit frischen Waldblumen geschmückt, und fast immer kam sie von ihren Ausflügen phantastisch mit Blumen geziert und bekränzt nach Hause. Dabei hatte sie stets irgend eine Melodie gesummt, oder ein Liedchen geträllert, ja sie hatte selbst bisweilen gepfiffen, was freilich höchst unanständig für ein Fräulein war.

Aber jetzt hingen die Kränze vertrocknet an den Wänden ihres Schlafgemaches, und die Blumen in der chinesischen altväterischen Vase waren gewelkt und wurden nicht durch neue ersetzt. Sie ging stumm aus dem Hause und kehrte trübselig wieder, und was das Schlimmste war, oder wenig-

stens dem alten Tobias so erschien, sie suchte vor ihm diese Stimmung zu verbergen.

„Daß sie sich verliebt hat," sagte er, „importirt nichts. Der reiche, vornehme Herr, den sie sich ausgesucht hat, wird seiner Zeit schon kommen, sie heimzuführen auf sein herrliches Schloß, und den Waldfelsen hier besuchen wir dann nur noch höchstens im Sommer auf ein paar Wochen. Aber — sie haben drinnen in der Stadt dem Kinde einen Floh in's Ohr gesetzt, sie haben ihr Alles gesagt! Oh, sie hat kein Vertrauen mehr zu mir, zu mir, der ich — —" er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und murmelte unverständliche Worte.

Wir wissen nicht, hatte das junge Mädchen wirklich das Vertrauen zum Alten verloren, oder hatte sie einen andern Grund, ihm ihr Herz nicht aufzuschließen, aber so viel war sicher, ihre heitere Laune kehrte nicht wieder, und ihre ganze Freude schien jetzt darin zu bestehen, des Abends, auf den Felsen am See sitzend, jene melancholischen Weisen zu singen, deren wir oben gedachten.

Wie man sieht, ging's oben auf dem Waldfelsen nicht eben besonders lustig zu; werfen wir aber einen Blick auf das Dorf unten, so finden wir schon mehr Munterkeit. Es war ein Sonntags-

morgen, die Kirche war zu Ende, und die männlichen Mitglieder der christlichen Gemeinde waren im Begriffe, einem, wenn auch vielleicht nicht rührenden, doch wenigstens alten Gebrauche zu huldigen, der darin bestand: nach der Predigt ein Gläschen Schnaps zu sich zu nehmen, oder ein Glas jener dunkelbraunen bittern Flüssigkeit, welche man schon zu jener Zeit fälschlich ein Getränk nannte und mit dem Namen Bier bezeichnete, wie man es noch in unseren Tagen thut, in welchen die Wissenschaft und Industrie, der Syrup und die Quassia, jene Flüssigkeit wieder auf ihren ursprünglichen bäuerlichen Standpunkt zurückgebracht haben. Aber man war nach Kräften heiter beim Genusse des braunen Saftes, wieder wie man es heute ist, ohne die katzenjämmerlichen Folgen zu bedenken, und dabei besprach man an jenem Morgen die Predigt, die der neue Vicar gehalten, und man sprach länger über dieselbe, als das vielleicht sonst der Fall war.

Der Grund, warum dies geschah, war wohl der, weil Jemand eins abgekriegt hatte in dieser Predigt, und das war möglichst auch der Grund der ziemlich allgemeinen Heiterkeit, denn wieder vermöge eines alten Gebrauches erfreut es des Menschen Herz, wenn irgend ein Mitmensch einen

moralischen Klapps bekommt, nur mit dem Unterschiede, daß in seiner Gesellschaft jene Freude mehr innerlich und vorsichtig schweigend genossen wird, während derbe Gesellen sich weniger Zwang anthun.

Die Bauern lobten daher offen den Vicar und schalten eben so ungescheut über den alten Tobias, den sie einen Dieb nannten und einen falschen Schwörer, und nur einige der älteren Leute blieben still, obgleich man nicht wußte, ob dies aus Vorsicht geschah, oder weil sie vielleicht nicht von den Sünden des Alten überzeugt waren.

Vollständig überzeugt von denselben war man indessen ohne allen Zweifel in der Familie Mählig, vor deren Fenster Tobias eben langsam vorüberging. Das Oberhaupt derselben, der Ackerbürger, Oekonomie- und Gutsbesitzer Karl Benedict Mählig, gewöhnlich sich mehr der höheren Politik hingebend, schien heute ganz in's geistliche Fach gerathen zu sein. Er sprach mit dem näselnden Tone, welcher fromme Leute bisweilen so wohl kleidet: „Ihr sollt nicht stehlen noch lügen, noch fälschlich handeln Einer mit dem Andern. — Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen und

entheiligen den Namen Eures Gottes, denn ich bin der Herr."

Sein Sohn Zacharias deutete mit dem Zeigefinger seiner unförmlichen, mit röthlichen Haaren und Sommerflecken reichlich versehenen Hand auf den vorüberschreitenden Tobias und sagte, weniger mit frommem Tone, als mit dem Ausdrucke unendlicher Bosheit: „Und er sprach zu mir: Das ist der Fluch, welcher ausgeht über das ganze Land, denn alle Diebe werden nach diesem Briefe fromm gesprochen, und alle Meineidigen werden fromm gesprochen nach diesem Briefe. Aber ich will's herfürbringen, spricht der Herr Zebaoth, daß es soll kommen über das Haus des Diebes und über das Haus derer, die bei meinem Namen fälschlich schwören, und soll Feuer werden in ihrem Hause und soll es verzehren sammt seinem Holz und Steinen."

Seine Schwester Susanna blickte ihn höhnisch an. „Was Du bibelfest bist," sagte sie, „oder besser, was Du für ein gutes Gedächtniß hast, und wie Du, so einfältig Du auch bist, doch trefflich nachplauderst, was der gute Herr Ribonisius vor einer Viertelstunde auf der Kanzel gesagt hat!"

Man darf nicht glauben, daß Susanna etwa auf Seiten des von Vater und Bruder offenbar

gehaßten Tobias gestanden, und noch weniger, daß sie irgend ein Vorurtheil gegen den „guten Herrn Ribonisius" gehabt. Nichts von dem Allen war der Fall. Sie haßte Tobias so gut wie ihre Angehörigen, und was den Candidaten Ribonisius betrifft, so hegte sie selbst eine gewisse Art von Liebe gegen denselben, indem sie beabsichtigte, ihm ihre Hand zu reichen, im Falle es ihm gelingen würde, die Pfarrei des Dorfes zu erhalten. Da sie aber ein unschuldiges Vergnügen daran fand, bei jeder Gelegenheit Thier und Menschen zu quälen, so konnte sie die gegenwärtige nicht vorübergehen lassen, den langen Zacharias zu ärgern, und dieser seinerseits nahm sogleich den Kampf auf, indem er ihr einige Namen beilegte, welche weniger höflich klangen als derb, wenn sie gleich vielleicht nicht vollkommen unbezeichnend waren.

Der Vater Mählig schien sich nicht im entferntesten um diesen Hader seiner Nachkommenschaft zu kümmern. Dergleichen war ohne Zweifel zu alltäglich, um ein besonderes Bedenken zu erregen. Als aber der Streit bald von beiden Seiten so laut geführt wurde, daß die auf der Straße Vorübergehenden aufmerksam wurden, klopfte er einige Male mit dem Absatze des

Stiefels heftig auf die Diele und gab einen zischenden Laut von sich. Zacharias verstummte augenblicklich, während Susanna anfänglich nicht die geringste Notiz von dem väterlichen Befehle nahm und wacker fortschalt. Plötzlich aber und nachdem sie einen Blick auf die Straße geworfen hatte, schwieg auch sie und schien sich angelegentlich mit einer Hauspostille zu beschäftigen, welche sie rasch zur Hand genommen hatte, ohne indessen aufzuhören, Grimassen gegen ihren Bruder zu schneiden und denselben schweigend zu verhöhnen, während Zacharias, welcher sich jetzt erst eigentlich zu ärgern schien, ihr hinter dem Rücken des Vaters mit der Faust drohte.

Jetzt wurde leise und behutsam an die Thür geklopft, und alsbald betrat Herr Achazius Barnabas Ribonisius die Stube.

„Gesegnet sei das Wohnhaus des Friedfertigen," sprach er, „denn der Herr ist unter ihrem Dache."

Hierauf ging er auf Mählig zu, reichte ihm die Hand, welche er einige Augenblicke festhielt und dabei bedeutungsvoll in seine Augen blickte, dann gab er auch Zacharias die Hand, und hierauf schritt er auf Susanna zu.

Der Herr Candidat Ribonisius hatte die Ge=

wohnheit, bei ähnlichen, halb feierlichen Begrüßungen den Kopf und die Brust möglichst zurückzubeugen, vielleicht um die ihm vollständig fehlende Körperfülle, wenigstens scheinbar und wenn auch nur auf kurze Zeit, zu ersetzen und einem beleibten, würdevollen, älteren Herrn einigermaßen zu ähneln. Er näherte sich jetzt in dieser Stellung, welche ihm Zacharias hinterrücks nachäffte, Susannen und fragte, auf die Postille deutend: „Und mit was erquickt meine sanfte Taube ihr frommes Gemüth?“

Susanna schlug rasch das Buch zu. Ein Gespräch über ihre Lectüre schien ihr wenig erfreulich, und sie sagte deshalb zu Ribonisius: „Gegen Ihre treffliche Predigt gehalten, kommt mir alles Andere heute nur wenig bedeutend vor.“

Offenbar fand sich der Candidat höchlich geschmeichelt und begann jetzt unaufgefordert einige Stellen aus der Predigt zu wiederholen, mehr auseinanderzusetzen, und dann entspann sich ein allgemeines Gespräch über dieselbe. Endlich aber sagte er, gegen den Vater Mählig gewendet:

„Wie sind denn aber, verehrtester Herr, die näheren Verhältnisse dieses alten, lasterhaften Sünders, des Tobias, dem ich heute auf Ihren Wunsch in's Gewissen geredet habe, und zu dessen

Besserung mir, wenn es der Wille des Herrn, vielleicht vergönnt ist, etwas beizutragen?"

„Oh," erwiderte Mählig, „das wegen des Besserns wird gute Weile haben, liegt mir auch gar nichts daran, aber eins hat er abkriegen sollen, der alte Spitzbube, das war mir die Hauptsache."

Der Candidat unterdrückte mit Anstrengung eine mißvergnügte Miene, und wiederholte seine obige Frage.

„Das ist eine lange Geschichte," versetzte Mählig, „und hängt da Allerlei daran, was, nun — was eben zu weitläuftig wäre, wollte ich es Ihnen vollkommen auseinandersetzen. Die eigentliche Sache ist die, daß der Alte ein Testament unterschlagen, und eine sehr würdige Dame um ihr Eigenthum gebracht, ferner daß er eine bedeutende Summe und einen Schmuck gestohlen hat. Dann befreite er sich von der gerechten Strafe durch zwei falsche Eide, und in der jüngsten Zeit hat er das einfältige Gänschen droben auf dem Waldfelsen, die Josephine, gegen meinen Zacharias aufgehetzt, welcher beabsichtigte, ihr seine Hand zu reichen."

Ribonisius blickte einige Secunden mit schlecht verhehlter Verwunderung auf den langen Zacha=

rias, welcher ihm mit seinen fahlblonden Haaren, seiner Unzahl von Sommersprossen, seinen unmäßig großen Händen und Füßen, und mit seiner täppischen und ungelenken Gestalt stets wie ein Muster von Häßlichkeit vorgekommen, während Josephine in der That ein reizendes Mädchen war. Dann aber schlug er die Hände zusammen und sagte: „Ist es möglich, daß der Herr solche Greuel dulden kann!“

„Was der Herr duldet,“ rief Mählig heftig, „geht mich nichts an; aber das weiß ich, daß ich dem alten Schurken noch eins anhänge, früher oder später, und vielleicht eher, als er es denkt.“ Er verließ die Stube und schlug unsanft die Thür hinter sich zu.

Auch Zacharias entfernte sich, indem er sagte: „Ich hätte das hochmüthige Ding gar nicht haben mögen.“

Susanna aber, welche eine gewisse Obergewalt im Hause zu haben schien, blickte ihm spöttisch nach, lud aber dann den Candidaten zum Mittagstische, was dieser dankbar annahm, indem er sagte, daß ihm das Benehmen des alten Pfarrers und dessen Lebensweise von Tag zu Tag weniger behage.

„Dieser Mann ist lau,“ setzte er hinzu, „und

es will mich bedünken, als säe er Unkraut unter den Weizen, statt zu jäten auf dem Acker des Herrn. Oh wenn —"

„Machen Sie nur, daß Sie die Stelle bekommen," meinte die praktische Susanna, „das Uebrige wird sich finden." Dann verließ auch sie die Stube mit dem Versprechen, sogleich wiederzukommen, wenn sie in der Küche das Nöthige besorgt haben würde.

Ribonisius sah ihr mit einem zärtlichen Blicke nach. Als sie verschwunden war, warf er einen Blick um sich und sagte dann halblaut: „Unbedingt haben die Leute Vermögen." Dann stellte er sich an das offene Fenster und grüßte mit würdevoller Freundlichkeit die Vorübergehenden. Es däuchte ihm vortheilhaft, für einen Hausfreund Mählig's gehalten zu werden, der den größten Grundbesitz im Dorfe hatte, und wohl sicher die bedeutendste Stimme.

Der alte Tobias hatte während der Predigt des Candidaten kein Auge von demselben verwendet, und ihn starr und unverwandt angeblickt. Aber die Farbe hatte er bisweilen gewechselt und war einmal glühend roth, dann wieder todtenblaß geworden. Er wußte genau, von wem der Schlag kam, der gegen ihn geführt wurde, aber

er warf keinen Blick nach Mähling's Sitze, und als der Gottesdienst zu Ende, ging er langsam und in aufgerichteter militärischer Haltung, wie er es als alter Soldat gewohnt war, aus der Kirche und durch das Dorf. Er wußte, daß die Bauern von ihm sprachen, als er an der Schenke vorüberging, ja er hörte zum Theil selbst die Reden der Mählig, aber er schien sich um Beides nicht zu kümmern, sondern schritt kerzengerade weiter, und als er den Bergpfad erreicht hatte, setzte er auch dort seinen Weg auf gleiche Weise fort. — Es wäre ja möglich gewesen, daß ihm Jemand nachgesehen hätte!

Als er jedoch endlich oben angekommen und in seine Stube getreten war, brach er zusammen und sank vor seinem Lager in die Kniee, während er den Kopf in die Kissen desselben barg. Der alte Mann weinte und schluchzte eine Zeit hindurch wie ein Kind. Dann sprang er plötzlich auf und schien in grenzenlose Wuth zu verfallen. „Meineidiger!" rief er, „falscher Schwörer, Dieb!" Er raufte wild seine grauen Locken. — „O Gott, o großer Allbarmherziger, wie lange noch soll ich diese Schmach tragen? Aber darf ich Dich anrufen, ich, der ich falsch geschworen bei Deinem Namen? Ich, ein Meineidiger?" — Er

trat an's offene Fenster und starrte, stumm und dumpf brütend, hinaus in den sonnigen Sommertag.

Aber er sah nicht den prachtvollen blauen Himmel über sich, nicht den Spiegel des tief dunkelgrünen Sees zu seinen Füßen, und nicht den lustigen Wald, der die jenseitigen Ufer des Sees schmückte und bekränzte. Er hörte auch nicht, daß Josephine die Thür geöffnet und hinter ihm eingetreten war.

Das junge Mädchen beobachtete eine Zeit lang schweigend ihren alten Diener. Dann schritt sie auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter. Er fuhr heftig zusammen, und sie sagte ruhig:

„Du hast wohl wieder einmal Deinen Rappel!"

Er schien sich einige Augenblicke zu besinnen, dann aber erwiderte er in gleichem Tone: „Ja, ich habe wieder meinen Rappel!"

„Du gestehst also, daß Du ein Narr bist?"

„Freilich, ja wohl, ich bin ein Narr."

„Höre einmal," sagte jetzt das Fräulein, indem sie ihm starr in die Augen blickte, „höre, es ist richtig, daß Du ein Verrückter bist, ein Narr, aber kein solcher, wie Du mich willst glauben machen. Gieb das tolle Zeug auf, Du

alter Mensch, und sage mir endlich, wo Dich der Schuh drückt."

Er schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich bin kein Kind mehr," fuhr das Mädchen fort, „denn Du hast mich groß gezogen, aber denke, ich sei noch Deine kleine Peppi, die Du gehegt und gepflegt und gefüttert wie eine Wärterin, nein wie eine Mutter. Hast Du kein Vertrauen mehr zu Deinem kleinen Kindchen? Magst Du mich nicht mehr leiden?" Sie ging dicht an ihn heran und wollte seine Hand ergreifen, aber er trat, stets schweigend, zurück. Indeß ließ sie sich nicht zurückschrecken. „Tobias," sagte sie, „Du hast was auf dem Herzen. Was, weiß ich nicht, aber sag' mir's. Sieh', wir sind doch eigentlich die zwei einzigen vernünftigen Menschen hier oben auf dem Waldfelsen, denn die alte Liese ist nicht wohl zu rechnen, und wir müssen wohl Vertrauen haben zu einander. Zu wem denn sonst? Vertraue Dich mir an. Jede Last ruht leichter auf vier, als auf zwei Schultern!"

Er schüttelte abermals das Haupt, aber endlich sagte er:

„Ich habe nichts."

„Oh," erwiderte rasch das Fräulein, „Du

hast nichts? Ich weiß schon, was Du hast. Da hat ohne Zweifel der Heimtücker, der fremde Vicar, in der Predigt wieder von Meineid und Diebstahl und weiß Gott von was noch mehr gesprochen, und das hat Dir den Kopf verdreht."

Ein Schauer schien den alten Mann zu schütteln. „Glauben Sie," fragte er endlich mit erstickter Stimme, „daß ich ein Meineidiger, ein Dieb bin?"

„Ei," versetzte Josephine anscheinend mit großer Ruhe, „es ist leicht möglich, daß Du falsch geschworen hast, daß Du stahlst, und eben so gut hast Du vielleicht auch einen Mord begangen, aber deswegen bist Du doch die treueste Seele von der Welt und der ehrlichste Kerl."

„Ach mein Gott," rief Tobias, der jetzt gesprächig zu werden schien, „ach mein Gott, wie kann man alle diese Sünden begangen haben und dennoch ein ehrlicher Kerl sein? Das paßt ja nicht zusammen."

„Ob's paßt oder nicht, ist mir gleichgiltig," sprach Josephine mit der den Damen eigenen Logik, „aber es ist dennoch so, und jetzt," setzte sie scherzend hinzu, „jetzt, alter Mörder, nimm Deine Flinte und gehe mit mir in den Wald."

Sie glaubte ihn auf dem Punkte zu haben,

wo er ihr Vertrauen schenken werde, denn als sie ihn treu und ehrlich genannt, hatte Freude und Glück aus seinen Augen geleuchtet. Aber er schien sich besonnen zu haben.

„Geht nicht," sagte er, „ich muß in die Küche. Die alte Liese verdirbt uns sonst unser ganzes Mahl."

Das Fräulein schien die Richtigkeit der Sache zu begreifen, indessen war sie offenbar ärgerlich.

„Ich brauche nicht zu essen," meinte sie, „ich habe keinen Hunger."

„Aber ich und die Liese sind hungrig," versetzte Tobias, „ausnehmend, wüthend hungrig. Wir Dienstboten müssen unsere ordentliche Kost haben."

„Du bist ein alter Spitzbube," sagte Josephine, „aber von morgen an werde ich kochen."

Tobias lächelte gutmüthig, und versetzte hierauf: „Das werden Sie nicht thun, denn einmal schickt sich das nicht, und zweitens können Sie's nicht."

Er entfernte sich schnell bei diesen Worten, als fürchte er einen Ausbruch ihrer Heftigkeit; als er aber die Stube verlassen hatte, lächelte Josephine zufrieden vor sich hin. „Er hat sich's wieder aus dem Sinne geschlagen," sagte sie, „und wenn ich ihn dahin brächte, daß er mir

mittheilte, was sein Gewissen beschwert, würde ich ihn schon zu trösten wissen, denn etwas wirklich Unrechtes hat der gute alte Kerl gewiß nicht gethan."

Tobias aber stand mit vergnügter Miene in der Küche, hantierend mit Töpfen und Tiegeln. „Gott sei Lob und Dank," murmelte er, „das Kind wird wieder wie früher! Gewiß hat sie gute Briefe bekommen aus der Stadt von ihrem vornehmen Liebhaber oder Bräutigam!"

An seinen Kummer schien er nicht mehr zu denken in diesem Augenblicke, auch fiel ihm nicht ein, daß etwaige Briefe aus der Stadt durch seine Hände gegangen sein müßten.

Leider geschah das in den nächsten Tagen und Wochen nur allzu häufig, und die Briefe, welche Tobias aus der Stadt erhielt, große, schwere Schreiben mit mächtigen Siegeln, schienen schlimme Botschaften zu bringen, denn der Alte öffnete dieselben mit zitternden Händen, und legte sie, meist tief seufzend, nachdem er sie gelesen, bei Seite. „Sollte Alles, Alles umsonst gewesen sein?" hatte er einmal ausgerufen, indem er sich verzweifelnd vor die Stirn schlug, „und soll denn Noth und Armuth über das Kind kommen?"

Die Sache war die, daß Mählig schon seit

Jahren, ja selbst bald nach dem Tode des alten Dähnen, mit einer ziemlich bedeutenden Schuldforderung aufgetreten war, indessen, wie es den Anschein hatte, die Angelegenheit nur lässig betrieb. Vor einiger Zeit aber war er als Brautwerber für seinen Sohn Zacharias bei Josephinen aufgetreten, und als diese seinen Antrag zurückgewiesen, hatte er seine Klage mit verdoppelter Heftigkeit wieder aufgenommen, und jetzt stand die Sache schlecht für Josephine.

Dähnen hatte allerdings eine für seine Verhältnisse nicht geringe Summe bei Mählig aufgenommen, das war aller Welt bekannt; auch wußte man, daß er dieses Geld fast gänzlich auf Ankauf von Feldern und zur Herstellung des Schlößchens auf dem Waldfelsen verwendet hatte, und daß er später eine ihm gehörige entfernter liegende Mühle verkauft, um mit dem Erlöse die Schuld an Mählig zu decken. Eben so war bekannt, daß er die Zahlung für jene Mühle erhalten hatte. Niemand aber wußte, wo dieses Geld hingekommen war. Einige wollten behaupten, Mählig habe es erhalten und läugne den Empfang, aber die Mehrzahl warf die Schuld auf den alten Tobias, der das Geld gestohlen haben sollte.

In jener Zeit konnte man bei ähnlichen Dingen, und bei mangelnden Zeugen und Beweisen, sich durch einen Eid reinigen, und Tobias schwor diesen Eid — falsch, wie jetzt Jedermann behauptete; aber Josephine, welcher, als sie allmälig heranwuchs, dienstfertige Zungen dieses Gerücht zutrugen, fragte einfach den Alten:

„Höre, Tobias, ist es wahr, hast Du das Geld gestohlen?"

Und Tobias hatte eben so einfach geantwortet:

„Nein, auch den Schmuck Deiner seligen Mutter nicht, der ebenfalls fehlt, und von dem nur Wenige wissen."

Das junge Mädchen hatte ihm geglaubt und glaubte ihm auch später. Die Sache, die sein Gewissen beschwerte, war eine andere, aber welche, das wußte sie nicht.

Jetzt, als der Rechtsstreit sich zu Gunsten Mählig's zu entscheiden drohte, sprachen Beide wieder von der Sache.

„Am Ende hat Mählig doch das Geld erhalten," sagte Josephine.

Tobias schüttelte mit dem Kopfe. „Ich glaub's nicht recht," versetzte er, „Mählig läßt keinen Pfennig todt liegen, und er hat seit jener Zeit

keinen größeren Kauf gemacht und kein Capital angelegt. Was er erwarb, geschah durch Sparsamkeit. Ich ließ ihn nicht aus den Augen."

Daß er halb und halb glaubte, die Stiefmutter Josephinens, mit welcher ihr Vater nur wenige Jahre gelebt, habe den Schmuck an sich genommen nach dem Tode Dähnen's, sagte er nicht. Auch jetzt nicht, nachdem sie etwa vor einem Jahre gestorben war. Er sprach nicht gern von der Frau, und Josephine hatte bemerkt, daß er sich stets einige Tage lang in gedrückter Stimmung befand, wenn einmal das Gespräch auf sie gekommen, oder wenn er ihr den Wittwengehalt gesendet, den sie bezog.

Den Proceß mit Mählig, der fast schon so gut wie verloren war, schien Josephine mit Gleichgiltigkeit zu betrachten, so sehr sich Tobias darüber kümmerte.

„Er hat ihn lau betrieben," sagte sie, „weil er glaubte, wenn ich erwachsen, würde er mich zwingen können, seine lange Vogelscheuche, den rothen Zacharias, zu heirathen, aber ich mag nicht. Ich werde mich einschränken, und wir werden ihm das Geld bezahlen."

Tobias lächelte trübselig: „Einschränken, Kind, wie, auf welche Weise? Wir leben ohnedies schon

sparsam genug, und es wird uns wenig bleiben oder nichts. Das Einzige, was man thun kann, ist, daß man hinauszuschieben, zu verzögern sucht."

„So verzögere!" versetzte Josephine, und nahm ihre Flinte, um in den Wald zu gehen.

Ist es möglich, daß man so leichtsinnig sein kann? fragt der liebe und hochgeehrte Leser. Auf mein Wort, Verehrtester, es ist möglich! Ich kann das mit der größten Bestimmtheit versichern, aus Gründen, die ich nicht anführen will, aber ich kann hinzusetzen, daß wohl die Hälfte aller jungen Leute, in deren Adern frisches und gesundes Blut strömt, eben so leichtsinnig ist wie unsere Josephine, und — — am Ende ist das nicht einmal so schlimm, wie es lautet.

Tobias verzögerte wirklich nach Kräften. Er ging zur Stadt, und diesmal nicht als Köchin, als Kinderwärterin oder Jäger, welche Stellen er alle auf dem Waldfelsen bekleidete, sondern als „herrschaftlicher Verwalter," und theilte dem Advocaten mit, daß seiner Herrschaft wenig daran läge, den Proceß rasch beendigt zu sehen, sondern daß, im Falle andere, wichtigere Arbeiten vorlägen, man sich getrost diesen widmen solle, worauf ihm der Advocat einfach zur Antwort gab, daß es ihm im besten Falle möglich sei, den Ausgang

des Processes auf ein halbes Jahr hinauszuschieben, dann aber sei das schlimme Ende desselben nicht länger mehr aufzuhalten.

Der Alte begnügte sich vorläufig mit dieser Galgenfrist. Dann ging er in das Haus einer entfernten Anverwandten Josephinens, bei welcher diese in der letzten Zeit einige Wochen zugebracht hatte. Er hatte den Doppelzweck, das Lob seines Lieblings dort zu hören, und zugleich zu erkunden, wer der Cavalier sei, dem seine Josephine ihr Herz geschenkt habe, denn er ließ es sich nicht nehmen, daß sie dasselbe in der Stadt verloren habe. Allein die Herrschaft, bei welcher er sich melden ließ und Empfehlungen von seinem Fräulein ausrichtete, nahm ihn ersichtlich kühl auf, und bei den Dienstboten konnte er eben so wenig ausrichten. Man schien zwar in der Gesindestube nicht eben ungehalten auf Josephine, aber man sagte ihm, daß sie sich schlecht gefallen habe in der Stadt, das auch allenthalben ungescheut ausgesprochen. Sie sei eben eine wilde Hummel.

Einestheils freute es den Alten, daß sie sich zurückgesehnt in ihre ländliche Heimath, auf der andern Seite aber kränkte und ärgerte es ihn, daß nicht alle Welt seinen Liebling angestaunt

und verehrt wie er selbst. Mißmuthig und verstimmt verließ er die Stadt, und klagte unverhohlen Josephinen sein Leid. Sie lachte ihn aber aus, ohne sich indessen auf Weiteres einzulassen.

Wieder waren Wochen vergangen, der Sommer fing bereits an dem Herbste zu weichen, im Dorfe aber, und oben auf dem Waldfelsen, hatte sich kaum etwas Bemerkbares ereignet, wenn man nicht etwa in Betracht ziehen will, daß Ribonisius anfing den Bauern des Dorfes weniger zu gefallen als früher, und daß seine Hoffnung, als ständiger Vicar dem alten Pfarrer zugegeben zu werden, täglich schwächer wurde. Er hatte allerlei neue Arten von Frömmigkeit mit aus der Stadt gebracht, die den schlichten Leuten dort an See und Wald täglich weniger gefielen. „Er quält unsern alten Herrn mehr, als daß er ihm hilft und ihn stützt," sagten sie, „und uns ist der Alte gut genug." Sie hatten vielleicht nicht ganz unrecht.

Der alte Habermann hatte die Hälfte der Bevölkerung des Dorfes getauft, und mit Allen schlimme und gute Zeiten getheilt, wohl auch, that es noth, sein bischen Habe, denn er hatte sein Weib früh verloren und war kinderlos: für wen sollte er sparen? Daß er bisweilen Fünf gerade sein ließ und durch die Finger sah, statt

zu donnern von der Kanzel, wie der Vicar, that er wohl mehr aus gutem Herzen, als aus Schwäche, und schlichte Menschen und Kinder fühlen das und schätzen es, wie billig. —

Josephine finden wir eines Nachmittags in ihrem kleinen Boote, das sie trefflich zu steuern verstand, und indem sie ihr Segel benutzte, flog sie über die Oberfläche des Sees einer Stelle zu, an welcher sich die Berge theilten und einen Blick über die Ebene gestatteten, wenn eben auch keine weite Fernsicht, denn ein Erlengebüsch, das sich längs des Baches hinzog, hemmte die Aussicht. Aber eben dorthin richtete sie ihre Blicke, sinnend, schwermüthig fast. Sie hatte ihr Segel eingezogen, und fuhr nur bisweilen leise mit dem Ruder über das Wasser, um sich eben auf der Stelle zu halten, an welcher sie sich befand. — Die Sonne hatte bald den Saum des Gebüsches erreicht und schien dasselbe in flüssiges Gold getaucht zu haben, und gleichzeitig begann ein leichter Nebel vom Bache aufzusteigen, der die Erlen in die Ferne zu rücken und zum Theil ihre Umrisse zu verwischen schien.

„Ich bin ein Kind, — nein, ich bin eine Thörin," rief endlich das junge Mädchen aus; „hier sitze ich nun und bilde mir ein, ein Bild zu

sehen von etwas, das ich in der Wirklichkeit floh. Warum? Ich weiß es selbst nicht, aber ich verließ die Stadt, und jetzt zaubere ich mir sie vor in jenen Bäumen. Und in der That, dort ist die runde Kuppel des Domes, dort die fernen Pappeln sind die schlanken gothischen Thürme der alten Klosterkirche, dort ist das Thor, durch welches ich entfloh, und deutlich sehe ich die Dächer und Giebel der Häuser und den Duft, der allabendlich sich über all' das erhebt und endlich Alles verhüllt, wenn einmal die Sonne gesunken ist. Thörin, die ich bin, doppelte, dreifache Thörin! — Und was wäre es nun gewesen, wenn ich geblieben wäre? — Es war besser so, und auch hierher will ich nicht wieder!"

Ein frischer Windstoß flog über das Wasser und kräuselte leichte Wellen. Sie wendete ihr Boot und spannte das Segel, aber dennoch warf sie noch einen Blick zurück auf die Fata Morgana, die sie sich selbst geschaffen. Dann bog sie rasch ein in das Bereich der Felswände; bald war das Stückchen Flachland verschwunden, und der leichte Kahn flog dahin vor dem Abendwinde, daß der Schaum der Wellen ihr Gewand netzte und ein glänzender Streifen den Weg des kleinen Fahrzeuges bezeichnete. Es begann bereits

zu dunkeln zwischen den steilen und hohen Felsenufern des Sees, und Josephine dachte eben daran, ihr Boot zu drehen und quer über das Wasser zu fahren, um den Waldfelsen zu erreichen. Da sie aber die Gewohnheit hatte, vorher eine Felsenecke zu umschiffen und von dort aus erst ihr Boot heimwärts zu lenken, so that sie mechanisch auch heute so.

Eben flog das Boot rasch an jenem Felsenvorsprunge vorüber, und sie hatte die rechte Hand am Steuer, während sie mit der linken die Schnur ihres leichten Segels gefaßt hatte, um, wie sie es liebte, schnell und mit einer einzigen Bewegung den Kahn zu wenden — da stieß sie plötzlich einen lauten Schrei aus, sprang auf, und indem sie einen unwillkürlichen raschen Zug am Segel that, überließ sie das Steuer sich selbst, so daß das Boot einige Secunden lang in der augenscheinlichsten Gefahr war umzuschlagen, und gleichzeitig rasch gegen die vorspringende Felsenkante getrieben wurde.

Das war das Gebahren eines erschreckten und zaghaften jungen Mädchens; im andern Augenblicke aber handelte sie wie ein besonnener und erfahrener Mann, denn sie warf sich rasch wieder auf ihre Ruderbank nieder, faßte gleich=

zeitig Steuer und Segel, hielt ab von dem drohenden Felsen, und indem sie das Boot einen Bogen beschreiben ließ, trieb sie es nach einigen Augenblicken wieder zurück an das Ufer, wo sie das Segel fallen ließ und still hielt. Sie war der augenscheinlichen Gefahr entgangen, sammt ihrem Kahne in den Fluthen zu versinken, und wir gleichzeitig eben so glücklich dem oft gebrauchten Gleichnisse, das Schiff ein Roß zu nennen, das sich stolz bäumt, dennoch aber der kräftig lenkenden Hand gehorcht. — Jetzt blickte sie aufwärts zu einem jungen Manne in Jägertracht, der seine Flinte von sich geworfen hatte, ohne Zweifel, um in's Wasser zu springen und ihr Hülfe leisten zu können, und der jetzt blaß, wie der Tod und keines Wortes mächtig auf sie niedersah.

Das junge Mädchen ihrerseits war einige Augenblicke lang wie mit Purpur übergossen, wie das aber meist der Fall zu sein pflegt, faßte sie sich zuerst wieder.

„Sind Sie es wirklich, Herr Berthold?" fragte sie dann.

Der also Angeredete schien anfänglich noch immer nicht sprechen zu können, dann sagte er mit erstickter Stimme:

„O mein Gott, welch ein Unglück hätte ich anstiften können!“

„Das wäre meine Schuld gewesen, und jetzt ist zudem das Alles vorüber. Aber wie kommen Sie hierher? Wie kommen Sie hierher?“ Sie wiederholte die letzten Worte fast mit Heftigkeit.

Der junge Mann sah sich um, als wolle er sich überzeugen, daß sie nicht belauscht würden, dann sagte er:

„Eine sehr unglückliche Veranlassung hat mich hierher gebracht. Ich hatte ein Duell.“

„Sie?“ rief Josephine mit so unverhehltem Erstaunen, daß dem Jäger das Blut in die Wangen stieg, da die Ursache dieses Erstaunens unschwer zu deuten war.

Er erwiderte indessen ruhig: „Ja, ich.“

Es erfolgte jetzt ein kurzes Stillschweigen, denn wenn der junge Mann sich vielleicht gekränkt fühlte, so schien auf der andern Seite Josephine eine andere Ursache seines plötzlichen Erscheinens erwartet zu haben. Dann aber rief sie:

„Hören Sie, Berthold, das muß ich Alles ausführlich hören. Steigen Sie herunter von Ihrem Felsen und gehen Sie an jene Stelle, wo es mir möglich ist anzulegen mit dem Boote. Ich steige dort aus und komme zu Ihnen an's Ufer.“

„Ach,“ sagte Berthold, denn wir wollen ihn jetzt ebenfalls so nennen, „ach, gnädiges Fräulein, das schickt sich aber nicht.“

„Warum nicht gar!“ rief Josephine heftig, „bei uns hier auf dem Lande schickt sich Alles, oder“ setzte sie lächelnd hinzu, „doch wenigstens Vieles, was sich in Eurer einfältigen Stadt nicht schickt. Vorwärts!“

Da Berthold nicht Zeuge war, wie sie vor kurzer Zeit sich das Bild dieser „einfältigen“ Stadt zusammengeträumt hatte aus Pappelbäumen und Erlengesträuche, so schien ihn der rasche Wechsel ihrer Ansicht keineswegs zu befremden, sondern er leistete ihrem Befehle jetzt rasch Folge, kletterte abwärts, und traf fast gleichzeitig mit Josephinen an der bezeichneten flachen Stelle des Ufers ein, und da sich nach ihrer soeben ausgesprochenen Ansicht die Zusammenkunft vollkommen schickte, so wollen wir die beiden jungen Leute sich jetzt selbst überlassen. —

Einige Wochen später sehen wir auf dem Waldfelsen, und in dessen Nähe, einige in ihrem Wesen ziemlich verschiedene Personen, welche indessen einer und derselben Beschäftigung obzuliegen schienen. Vom Waldfelsen selbst aus lugte der alte Tobias hinter einem Buchenstamme her=

vor, aufmerksam über den See hinüber, und beobachtete zwei Personen, welche am entgegengesetzten Ufer zu lustwandeln und in eifrigem Gespräche begriffen schienen. Bisweilen verdeckt durch Gesträuch oder Felsengruppen, kamen sie, auf und nieder gehend, doch häufig so in's Freie, daß der alte Mann mit Sicherheit sein Fräulein erkennen konnte, welches mit einem ihm unbekannten Jäger sich trefflich zu unterhalten schien. Er rieb sich vergnügt die Hände. „Es ist richtig," sagte er, „der fremde, reiche Herr von vornehmem Stande, der sich, wie es nicht anders sein konnte, in meine kleine Peppi verschossen hat, ist ihr nachgereist, und da er des Anstandes halber sie auf unserem Schlosse nicht besuchen kann, treffen sie sich dort drüben." Er machte eine Grimasse nach dem Dorfe zu: „Mählig, alter Spitzbube, Du sollst Deine paar lumpigen Groschen erhalten, verlaß Dich darauf, und was das Andere betrifft, nun, das ist und bleibt meine Sache!"

Auf der Bergwand, welche hinter dem Schlößchen und den Ruinen der alten Abtei anstieg, geborgen durch Gesträuche, standen zwei Andere, welche ebenfalls die drüben Lustwandelnden beobachteten. Sie hatten einen etwas entfernten

Standpunkt, dafür aber war der Eine von ihnen mit einem Fernglas versehen, welches er bereits mit dem besten Erfolge gebraucht zu haben schien. Es waren der Candidat Ribonisius und der lange Zacharias, welcher sich, eben so vergnügt wie Tobias, ebenfalls die Hände rieb und grinsend seine Freude über seine Schlauheit ausdrückte. Auch Ribonisius schien, gleich dem alten Diener, bezüglich der Spazierenden seiner Sache gewiß zu sein, hatte er gleichwohl eine von jenem in etwas verschiedene Ansicht.

„Es ist keinem Zweifel unterworfen, lieber Zacharias," sagte er, „dieser verkappte Jäger ist kein Anderer, als der gott- und pflichtvergessene Candidat Berthold, der sich nicht entblödete, das Schwert zu zücken gegen seinen Nebenmenschen, welcher Nebenmensch noch dazu des Herrn Präsidenten Sohn." Ribonisius schlug bei diesen Worten die Augen gegen den Himmel und fuhr dann fort: „Sie fahnden auf den unchristlichen Mörder, denn es soll schlimm stehen mit dem Verwundeten, und es ist unsere Pflicht, uns seiner zu bemächtigen, und das zwar schleunigst."

„Zeigen Sie's an," sagte Zacharias; „Sie kriegen hernach die Pfarre, das wird der Präsident schon durchsetzen können."

„Ich ziehe vor," erwiderte Ribonisius, „mich selbst mit Hülfe der Bauern seiner zu versichern; er könnte Nachricht bekommen und uns entwischen."

Zacharias schien mit diesem Plane nicht recht einverstanden. „Er ist drüben beim alten Förster," sagte er; „das ist ein rabiater Kerl, der giebt ihn nicht heraus, und scheert sich den Teufel darum, uns eins auf den Pelz zu brennen."

„Wenn der Gerechte sich das Schwert umgürtet, wird der Herr sein Schild sein," versetzte Ribonisius mit Salbung; „übrigens," setzte er hinzu, „werden die Landleute das Werk der Gefangennehmung vollziehen, sie werden die Truppen vorstellen, und ich selbst werde blos als das leitende Princip auftreten."

Zacharias erwiderte nichts mehr, hatte aber seine eigenen Gedanken.

Er hatte spionirt bei Tag und Nacht, um zu erfahren, was wohl die Gründe der täglichen Gänge des Fräuleins an's jenseitige Ufer wären, und endlich war er so glücklich, die Zusammenkünfte Josephinens mit dem Jäger zu erspähen. Wie es bei ähnlichen Dingen zu gehen pflegt, war man am Anfange außerordentlich vorsichtig, nach einiger Zeit aber unendlich sorglos, und

deshalb war es dem langen Zacharias, den Eifersucht und Bosheit stachelten, möglich geworden, seine ungelenken Gliedmaßen hinter einem Felsen zu verstecken, und sogar Einiges aus dem Gespräche der Beiden zu belauschen.

Er erfuhr, daß Josephine Berthold schon in der Stadt kennen gelernt und denselben liebgewonnen habe, und es war nicht schwer zu errathen, daß der junge Mann zu schüchtern gewesen, sich ihr zu nähern, und daß sie zum Theil aus Unwissenheit hierüber, zum Theil, weil ihre Verwandten gespöttelt über ihre Neigung, so rasch die Stadt verlassen habe. Was aber dieser Berthold in der Stadt für eine Stellung eingenommen, und auf welche Weise er dazu kam, hier als Jägerbursche aufzutreten, das gelang erst später seinen und Ribonisius' vereinten Bemühungen auszuspüren.

Berthold war Erzieher im Hause von Josephinens Verwandten, und die gedrückte Lage, in welcher sich der junge Mann jenen hochmüthigen Leuten gegenüber befand, trug vielleicht nicht wenig dazu bei, das anfängliche Wohlgefallen Josephinens in Liebe zu verkehren. Man weiß, daß Mitleid und Liebe sich die Hände reichen. — Einige Zeit nach der Abreise Jo-

sephinens wurde Berthold in ein Duell mit dem Sohne des Präsidenten verwickelt, mußte in Folge dessen seine Stellung verlassen, und nach dem für seinen Gegner unglücklichen Ausgange der Ehrensache aus der Stadt fliehen.

Dies erfuhr Ribonisius durch briefliche Mittheilungen aus der Stadt, während Zacharias erkundete, daß der ehemalige Candidat im Forsthause, unweit der Nebelschlucht, eine Zuflucht gefunden, da der Förster ein alter Freund seines verstorbenen Vaters war. Das Alles war, wie man zu sagen pflegt, Wasser auf Ribonisius' Mühle.

Schon auf der Hochschule hatte er Berthold gehaßt, da dieser ein flotter Studio gewesen, wie zu jenen Zeiten das bei den Theologen nicht selten der Fall, während er selbst schon als Student den Pastor gespielt, wie auch das heute noch vorkommt. Es war ihm höchst erfreulich, den „Renommisten“ jetzt in die Patsche bringen zu können. Ohne Zweifel aber war die Sache auch nutzbringend für ihn selbst; denn wenn es seinen Bemühungen gelang, den flüchtigen Duellanten einzufangen und in die Stadt zu liefern, so hielt er sich der Dankbarkeit des Präsidenten für gewiß. — Er verließ also Zacharias und ging

auf Seitenwegen in's Dorf, um mit Hülfe des alten Mählig und des Schulzen einen Trupp Bauern aufzubringen, mit welchen er noch in dieser Nacht vor das Forsthaus zu ziehen, und die Auslieferung Berthold's zu bewirken gedachte.

Zacharias blieb zurück und kaute an den Nägeln. Wie wir bereits bemerkten, hatte er seine eigenen Gedanken. Wenn es Ribonisius vorzugsweise auf Berthold abgesehen hatte, so hatte er selbst das Fräulein im Auge. „Der Ribonisius," dachte er, „hat im Sinne, sich drinnen in der Stadt herauszubeißen, um später Pfarrer in unserem Dorfe zu werden, aber ich will dem hochmüthigen Dinge, dem Fräulein, einen Schabernack spielen. Dieser einfältige Hofmeister mit seinem weißen Gesichte, seinen schwarzen Haaren und langen schmalen Fingern kümmert mich weniger. Er soll auch was abkriegen, aber sie, die abgeschmackte Person, ist die Hauptsache. Der Hofmeister muß auf dem Waldfelsen gefangen werden, bei ihr, von ihr verborgen, daß es nachher bekannt werden soll, in der ganzen Gegend, dafür will ich sorgen. Es ist auch allenthalben herumgekommen, daß ich den Korb von ihr gekriegt habe! Ich muß sie merken lassen, daß er drüben beim Förster nicht mehr sicher ist, daß sie ihn

heute schon fassen wollen. Ich denke, es ist nichts natürlicher, als daß sie ihn dann verbirgt!"

Er begriff indessen, daß Eile nöthig, wenn ihm Ribonisius nicht zuvorkommen sollte. Er lief rasch den Weg hinab in's Dorf, um seine Maßregeln zu treffen, aber der Zufall kam ihm günstig entgegen, in Gestalt eines kleinen Jungen, dessen Verschlagenheit er kannte, und welchen er selbst schon zu allerlei kleinen Spitzbübereien benutzt hatte. Er rief den Kleinen zu sich und instruirte ihn.

Peter blinzelte pfiffig. „Dumm stellen," sagte er, „lauschen und wiedersagen, ich habe Alles begriffen."

Zacharias riß ein Blatt aus seiner Schreibtafel und schrieb mit Bleistift einige Zeilen auf dasselbe. Daß das Blatt unreinlich und seine Schrift nicht die beste, beachtete er nicht, und auch hierin war ihm der Zufall günstig, wie wir sogleich sehen werden.

Nachdem der Junge den zusammengefalteten Zettel erhalten hatte, kletterte er zwischen den Felsen hinab zum See, löste ein kleines Boot, das dort zwischen einigen Weiden befestigt war, und ruderte über das Wasser. Als er sah, daß Josephine und ihr Begleiter ihn bemerkt hatten,

gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er ihnen etwas zu sagen habe, und nach kurzer Berathung gingen Beide nach dem Ufer.

Nachdem Berthold das an ihn adressirte Blatt gelesen hatte, gab er es schweigend an Josephine. Es lautete:

„Sie sind im Forsthause keinen Augenblick mehr sicher. In einigen Stunden vielleicht schon wird man es umzingelt haben, um sich Ihrer zu bemächtigen. Verlassen Sie überhaupt das jenseitige Ufer des Sees. Man wird jeden Winkel dort nach Ihnen durchsuchen. Ein Freund."

„Wer gab Dir den Zettel, Junge?" sagte Josephine.

„Ein Mann."

„Nun ja," rief Josephine ungeduldig, „aber wie sah er aus?"

„Jawohl," versetzte Peter, indem er ein einfältiges Gesicht machte.

„Höre einmal," rief das Mädchen, indem sie hastig einen Schritt auf ihn zuging, sie schien sich indessen zu besinnen und reichte ihm ein kleines Geldstück: „Wie sah er aus?"

Der Knabe lächelte blödsinnig, dann sagte er aber dennoch: „Wie ein Stadtherr."

Josephine trat einige Schritte mit Berthold

bei Seite. „Wer kann Sie gewarnt haben? Haben Sie eine Ahnung? Die Schrift ist kaum die eines Gebildeten, und das schmutzige Blatt selbst ist aus einer Brieftasche gerissen."

Berthold sann einige Augenblicke nach. „Ich habe kaum einen Freund, der sich meinetwegen der Gefahr aussetzen würde, mich zu warnen. In der Stadt wenigstens nicht. Auch ist mir die Schrift vollkommen unbekannt. Aber halt!" setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, „ich glaube, ich bin auf den Grund der Sache gekommen. Wellenberg selbst, mein Gegner, läßt mich warnen. Man schlägt sich, aber man hilft sich wohl auch wieder, besonders wenn es darauf ankommt, der Justiz ein Schnippchen zu schlagen."

„Dann hat er einen Diener geschickt," sagte Josephine, „das paßt zu Papier und Schrift." Sie wandte sich, um Peter näher zu befragen, aber dieser war verschwunden.

Die beiden jungen Leute sannen Beide eine kurze Zeit lang nach. Dann sagte Josephine:

„Wir müssen rasch handeln, denn später werden wir ohne Zweifel beobachtet, und die Nacht schützt nicht, da heller Mondschein ist. Wir müssen jetzt sogleich über den See."

„Wohin?" fragte Berthold erstaunt.

„Wohin?“ erwiderte Josephine, „wohin? Zu mir auf den Waldfelsen, in mein Haus. Dort sucht Sie Niemand, und wenn, so wird Sie Niemand finden.“

„O mein Gott, Fräulein,“ versetzte der junge Mann, „das geht nicht! Wenn man mich dennoch fände, oder wenn man nur erführe, daß ich mich bei Ihnen verborgen — bedenken Sie das Gerede der Leute, bedenken Sie die Folgen!“

Josephine sah ihn mit leuchtenden Blicken an.

„Bedachten Sie die Folgen,“ sagte sie mit vor Aufregung zitternder Stimme, „als Sie sich mit diesem Wellenberg schlugen, weil er über mich spöttelte? Bedachten Sie da das Gerede der Menschen? Bedachten Sie Ihren verscherzten Beruf als Geistlicher —?“

„Ach Fräulein Josephine,“ rief Berthold, „das ist das Geringste. Sie wissen ja selbst, daß ich nach der Kanzel nie besondere Sehnsucht hatte.“ —

Aber wir wollen das Gespräch der jungen Leute nicht länger belauschen, sondern nur einfach erzählen, daß Beide kurze Zeit danach auf dem Boote Josephinens über den See und nach dem Waldfelsen fuhren, und daß Zacharias, der oben auf der Lauer stand, vergnüglich mit den

Fingern schnalzte, als er hierdurch die Gewißheit erhielt, daß sein Anschlag gelungen sei, noch ehe sein Bote, der sie behorcht hatte, ihm die gleiche Nachricht mündlich überbrachte. „Sie sind in der Falle," sagte er, „und später kann's losgehen." —

Leise rauschend zog ein Lufthauch durch die mächtigen Buchen, die ihre belaubten Arme über die Ruinen der Klosterkirche ausstreckten, und ihre Blätter erzählten sich flüsternd, was sich begeben des Tages über. Wie die Sonne sich vergeblich bemüht, durch ihr grünes Laubdach auf den moosigen Boden zu blicken unter ihnen, wie die Schwalben auf den alten Klostermauern Allerlei von einer langen Reise gesprochen, die sie bald zu unternehmen gedächten, und wie andere Vögel sich von einer Zeit erzählt hätten, die bald kommen würde, welche man den Winter nenne, und in welcher alle Blätter sterben müßten. Die Vögel wären wohl falsch berichtet, meinten die Blätter. So lange sie sich erinnern könnten, und das sei lange, lange her, sei es immer so gewesen wie jetzt. Graue Aeste, grüne Blätter. Es werde wohl auch in der Folge so bleiben, ja es sei lächerlich, sich einen Baum zu denken ohne Blatt. Freilich fiel hier und da ein einzelnes Blatt zu

Boden, in dieser Nacht schon, aber die anderen beachteten das nicht. Was machte e i n fallendes Blatt gegen die vielen Tausende anderer, die noch fest an den Aesten saßen und grünten und lustig schwatzten.

Wo aber die Buchen sich nicht die Arme reichten über der verfallenen Mauer der Abtei auf dem Waldfelsen, da drangen die Mondstrahlen durch die gothischen Bogen und legten sich drinnen hin auf den Boden der Kirche, das Gras, das ihn bedeckte, bläulich färbend und sich so ruhig und ernsthaft stellend, als wären sie gar nicht die beweglichen Kinder des Mondmannes droben am tiefblau gefärbten Himmel, der lächelnd hinabsah auf die schöne Welt und die närrischen Menschen, und wartete auf eine recht absonderliche Thorheit in Diebes-, Liebes- oder anderen Angelegenheiten, die sie ihm aufführen wollten. Dazu wollte er leuchten, wie er das gewohnt war und gern that.

Seine anderen Kinder saßen nicht so still. Einige von ihnen liefen draußen auf und nieder an der alten Steinhauerarbeit und belebten die wundervollen Gedanken des alten Meisters, der das Kunstwerk erdachte. Sie ließen die steinernen Blumen, die sein Meißel geschaffen, erblühen in

mancherlei Farben, verwandelten die schlanken Steinschäfte in glänzendes Elfenbein, sie glätteten, was der Zahn der Zeit benagt und uneben gemacht, und bargen wohl auch, wo fast allzu viel Reichthum des Gedankens und Fülle des Schmuckes. Denn solches ist dem Mondlichte eigen, und es ist das nicht die geringste seiner zauberischen Gaben.

Andere kosten mit den Blumen, die Josephine hegte und pflegte außen an der Klostermauer. Sie schlüpften in die duftenden Kelche der Nachtviolen, und küßten die späten Levkoyen, deren Wohlgeruch die Luft erfüllte, dann schufen sie spielend die wenigen Tropfen des abendlichen Thaues, die noch an den Spitzen der Gräser zitterten, um in funkelnde, blitzende Juwelen, um gleich darauf zu tanzen um die Sterne der herbstlichen Astern und ihnen hundertfältigen Farbenschmuck zu leihen. Wieder Andere wanden sich durch den Epheu, der die Wand bekleidete, und diese zeigten erst recht ihre Kraft und Kunst, wie sie luftige Träume weben könnten und Märchen schaffen. Betrachtet Euch nur einmal eine grüne Epheuwand, die der Mond anblickt mit seinen zauberischen Augen. Da taucht vor den Eurigen wohl auch allerlei Blendwerk auf, und Ihr seht Höhlen sich öffnen und zierliche Pforten, aus

denen fremde und wunderliche Gestalten treten, wohl aber auch liebe alte Bekannte, die längst schon schlummern in der Erde. —

Das Alles sah man in jener Nacht auf dem Waldfelsen, und um, und in den Trümmern der alten Abtei.

Unsere Freunde aber? Josephine und Bertholb, ihr Schützling? — Nun diese wandelten dort, Arm in Arm, und schienen sich jetzt gegenseitig klar geworden mit der Sprache des Mundes, wie wohl früher schon mit jener der Augen. Er erzählte ihr, wie sein Vater ein Förster gewesen und er als Knabe lustig gestreift in Wald und Feld, gedenkend später wohl auch ein tüchtiger Jäger zu werden. Da sei plötzlich sein Vater gestorben, und seine Mutter sei ihm bald gefolgt, und ein Oheim habe ihn auf eine Schule gethan und ihn bedeutet, daß er für ihn sorgen wolle, als sei er sein eigen Kind, aber — er müsse ein Pastor werden.

Freilich sei ihm, dem Berthold, die Schulbank anfänglich ein harter Sitz gewesen, und er habe übel gewürgt an den lateinischen Brocken. Doch habe er das überwunden, und bezüglich des Pastors, so sei ihm solches das Geringste gewesen, denn die Zeit, bis er in den schwarzen Rock kriechen

mußte, sei ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen. Als sie aber allmälig nähergekommen, diese Zeit, und er dem Oheim Vorstellungen gemacht, habe dieser erwidert: „Ganz nach Belieben, mein Sohn, ganz nach Belieben. Die Welt ist groß und offen für Jedermann. Mein Beutel aber ist zu für Dich, wenn nicht die Bibel Dein Streitroß wird. Rechtsverdreher und Giftmischer haben wir genug gehabt in der Familie. Ich will auch einmal einen Berthold auf der Kanzel sehen. Aber ganz nach Belieben."

So sei er denn Theologe geworden und ein flotter Bursche dazu, was ihm der Oheim keineswegs schlimm vermerkt, sondern behauptet, daß ausgetobte Bursche die solidesten Pfarrer gäben. Doch habe er sein Taschengeld beschnitten, als die Studienzeit vorüber, um ihm den Weg zur Solidität zu erleichtern und anzubahnen, und er, der beginnende Candidat, sei Hofmeister geworden, um sich abzutödten und sich vorzubereiten auf spätere schlimme Zeiten, gleich von vornherein, durch das bitterste Brot, das es geben könne. Als Wellenberg schlimme Reden geführt über das „verrückte Fräulein vom Waldfelsen", habe er sich mit ihm, seinem alten Studiengenossen, geschlagen, und nachdem er ihn übel ver-

wundet, sei er zu jenem Förster geflohen, der ein Freund seines Vaters gewesen. Das wäre, so schloß er endlich, so ziemlich Alles, was er erlebt.

„Und ich,“ sagte Josephine, „kann Dir nur sagen, daß ich Dir gut war, als ich Dich sah, und daß ich Dich zu lieben begann, als ich Deine Bescheidenheit und Schüchternheit bemerkte.“

„Ach mein Gott,“ rief Berthold, „konnte ich es denn für wahr halten, daß das reiche und vornehme Fräulein sich in mich verliebt haben könnte, in mich, den armen Teufel von Hofmeister, der nicht Fisch und nicht Fleisch ist, nicht zu der Herrschaft gehört und nicht zu den Dienstboten, und den deshalb Alles quält im Hause, vom dummen Stalljungen an bis zu den boshaften Rangen, die er erziehen soll, von der fetten Köchin bis zur magern gnädigen Frau, und endlich von deren Kammerjungfer an bis zum gnädigen Herrn, zwei Größen, die sich näher standen in unserem Hause, als die vorher genannten!“

„Eben darum,“ versetzte Josephine, „eben darum gewann ich Dich lieb, denn ich wußte, daß Du Dich nicht hudeln ließest von den Männern, obgleich sie alle über Dir waren; aber gegen

mich warst Du schüchtern, ja fast scheu. Und jetzt hast Du gar noch eine Lanze für mich gebrochen, ganz wie die alten Ritter, von denen ich Mancherlei gelesen."

Berthold wiegte traurig lächelnd das Haupt.

„Ein prächtiger alter Ritter!" sagte er, „ein Ritter ohne Burg und Graben, ohne Roß und Schwert, ohne Groschen und Pfennig, ja fast ohne Schuh und Wamms, denn ich bin arm wie eine Kirchenmaus, und habe nicht einmal mehr die Aussicht, zehn Jahre als Candidat zu hungern, und dann mich auf einer magern Pfarre kümmerlich zu behelfen, denn das theologische Gnadenpförtlein ist jetzt für mich geschlossen und mit ihm des Oheims milde Hand."

„Das paßt sich trefflich," erwiderte Josephine ruhig, „denn es wird höchstens noch acht Wochen dauern, bis der ehrliche Mählig den Waldfelsen wird verkaufen lassen, um zu seinem Gelde zu kommen. Dann bin ich arm wie Du."

„Und was bleibt uns dann? Welche Hoffnung haben wir?"

„Unsere Liebe," sagte das Mädchen, „unsere Treue und das Vertrauen auf Gott, welcher — — Horch!" —

Sie hob hastig den Finger, Stille gebietend und horchend.

Auch Berthold stand lauschend, es däuchte ihm indessen, als sei Alles still und ruhig; Josephine aber faßte ihn jetzt an der Hand und zog ihn eilig durch die Ruinen des Klosters nach dem Schlößchen. Dort trat sie mit ihm ein und schob die schweren Riegel der Thür zu. „Sie kommen,“ sagte sie, „Dich zu fangen; wie und warum sie, jener Warnung entgegen, hierher kommen, weiß ich nicht, aber ich hörte den Tritt mehrerer Männer, die den Felsen heraufschleichen, und jetzt, in der Nacht, kommt Niemand zu uns, wenn nicht in schlimmer Absicht.“

Sie waren mittlerweile in das erste Stockwerk gegangen und hatten sich hinter den Vorhängen des Fensters verborgen, und jetzt hörte auch Berthold, war gleich sein Ohr nicht so geübt wie das Josephinens, das Herankommen mehrerer Menschen, wenn diese gleichwohl offenbar sich leise und geräuschlos zu nähern suchten.

Der junge Mann runzelte die Stirn, und sein Auge suchte nach einer Waffe. „Ich werde mich hinausstürzen und ihrer so Viele erwürgen, als ich vermag, und dann werde auch ich sterben,“ sagte er düster.

„Und was würde das helfen?" versetzte das junge Mädchen.

„So will ich durch das Fenster steigen und durch das Eichenholz zu entkommen suchen, denn unter keiner Bedingung dürfen sie mich hier finden bei Dir."

Josephine schüttelte das Haupt: „Das geht nicht! Ohne allen Zweifel haben sie das Schloß umstellt. Aber ich werde sie selbst einlassen, und dennoch soll Dich Niemand finden. Komm!"

Sie führte ihn hinweg.

Als sie nach kurzer Zeit wiederkehrte, fand sie Tobias in der Stube. Wie sie am Abend Berthold in's Haus gebracht, hatte der Alte sich ehrfurchtsvoll verneigt, dennoch aber unverhohlen seine Bedenken geäußert, ob es passend sei, daß der Herr Graf v o r seiner Vermählung mit dem Fräulein auf längere Zeit, er betonte das Wort, das Schloß besuchten. Auf die Aeußerung Josephinens, daß Herr Berthold kein Graf, sondern ein Candidat sei, stutzte er anfänglich, dann aber beruhigte er sich.

„Ein Candidat," sagte er geringschätzig, „kann hier sein, so lange er will, da wird Niemand etwas Schlimmes denken."

Als ihm aber Josephine eröffnete, daß eben

dieser Candidat ihr Geliebter sei, ward er wüthend und schwur, daß, da er ohnedies schon ein schwerer Verbrecher sei, es ihm auf einen Mord nun auch nicht ankommen solle, um eine solche Schande und ein solches Unglück zu verhindern. Josephine lachte ihn aus und erzählte ihm den Grund, warum Berthold habe fliehen müssen, und in welcher Gefahr er sich gegenwärtig befinde. Das besänftigte ihn in etwas, aber dennoch erklärte er, daß er nie zugeben werde, daß das Fräulein von Dähnen eine Pfarrerin werden solle.

„Nein," hatte das Fräulein erwidert, „sei nur zufrieden, Alter, Pfarrleute werden wir nicht." Und dann hatte sie ihn fortgeschickt. — Jetzt fand sie ihn am Fenster stehend, eine Büchse in der Hand, und in gebückter Stellung durch die Vorhänge spähend; er hatte vollkommen begriffen, was im Werke war.

„Was willst Du thun?" fragte sie ihn.

„Ich will zuerst dem alten Schurken, dem Mählig, der sich dort an einen Pfeiler duckt, eine Kugel durch den Schädel jagen, dann dem jungen, den ich zwar nicht sehe, der aber gewiß dabei ist, nachher —"

„Gerade wie der Andere!" sagte Josephine,

„Ihr Mannsleute seid zu gewissen Zeiten alle verrückt. Du wirst nicht schießen, sondern wirst die Thür öffnen.“

„Auch gut, aber ich werde unter der Thür den Ersten niederschießen, der die Schwelle betritt.“

„Nein!“

„Auf Ehre, ich thu's!“ sagte Tobias mit seltener Hartnäckigkeit.

„Ei,“ erwiderte Josephine, „wirklich? Du wirst niederschießen? Komm einmal!“

Er folgte ihr mechanisch, und sie führte ihn durch mehrere Zimmer bis in eine Stube, deren eine Wand an den noch stehenden Theil der Abtei angebaut war. Da der Mond hell durch die Fenster schien, konnte er auch ohne Kerze deutlich sehen, daß sie an einer Stelle des mit alter Holzvertäfelung versehenen Gemachs stehen blieb, mit einem eigenthümlichen Griffe das Capital einer Säule entfernte, und hierauf an eine Feder drückte. Es öffnete sich eine kleine Thür.

„Da krieche hinein!“ sagte Josephine.

„O Fräulein, ich soll mich verstecken, jetzt, in diesem Augenblicke —!“

„Marsch, hinein!“ rief sie heftig.

Er machte jetzt Anstalt, ihren Befehl zu be=

folgen, als er aber schon zur Hälfte in der Oeffnung verschwunden war, rief er plötzlich:

„Da sitzt schon Einer, der Schwarzrock, ich will nicht! Der ist an Allem schuld.“

Sie schob ihn vollends hinein und klappte rasch die Thür zu. Dann lauschte sie einen Augenblick, und hörte, wie Berthold höflich sagte: „Nehmen Sie Platz, Herr Tobias, es ist ein Bänkchen da,“ und wie Tobias eine brummige Antwort gab.

„Seid stille da drinnen,“ rief sie, „sie werden gleich da sein!“

Damit sprang sie fort, denn sie hörte in diesem Augenblicke an die Hausthür pochen.

Als sie ein Fenster oberhalb der Thür öffnete und unbefangen fragte, wer da sei und was man wolle, sah sie an der Thür einige Bauern stehen, welche sich aber alsbald schleunig zurückzogen, da sie vielleicht nicht vollkommen von ihrem eigenen Rechte überzeugt waren, und die Büchse des alten Tobias fürchteten, die derselbe fast allenthalben mit sich trug. Als sie aber Josephinens Stimme hörten, traten sie wieder näher.

„Machen Sie auf, Fräulein Josephe,“ sagte Einer derselben, „wir müssen hinein.“

Josephine spielte die Verwunderte. „Ihr

müßt herein?" sagte sie, „aus welchem Grunde? Und was haben so viele fremde Menschen des Nachts in meinem Hause zu suchen?" Dann setzte sie hinzu: „Ich sehe dort an den Pfeilern und Bogen des Kreuzganges noch mehrere Männer stehen, welche sich, wie es scheint, verbergen wollen? Was habt Ihr vor? Was wollt Ihr?"

Der Schulze trat jetzt hervor, und sagte ziemlich höflich:

„Wir sind die Streifer, Fräulein Josephe, und suchen einen großen Räuber und Mörder, der sich hier oben verborgen hat, wie mir von zuverlässigen Leuten angezeigt worden."

„Ach, Ihr seid es, Herr Vorsteher," erwiderte jetzt das Mädchen mit scheinbar erfreutem Tone, „was bin ich froh! Und jetzt kenne ich auch die Anderen. Ich dachte schon, daß fremdes Diebsgesindel Einlaß begehre, und ich bin ganz allein im Hause, da Tobias heute Abend, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in's Holz ging."

„Ja, Fräulein, aber Sie müssen uns einlassen, wir müssen uns jenes gefährlichen Menschen bemächtigen."

„Heiliger Gott!" rief Josephine, „sollte wirklich sich so ein Mensch hier versteckt haben? Und ich bin ganz allein! Aber ich will sogleich öffnen."

Sie that dies wirklich, aber unter der Thür trat sie dem Schulzen entgegen und bat ihn, das Haus umstellen zu lassen, damit der gefährliche Mensch nicht etwa während der Durchsuchung durch ein Fenster entfliehe.

„Unten in den Felsen stecken schon ein Paar," erwiderte der Schulze pfiffig, „aber das Haus hier oben, und selbst die Abtei wollen wir dennoch umstellen, das gnädige Fräulein hat recht."

Er war ungemein höflich, da ihn Josephine „Herr Vorsteher" genannt hatte, was er gern hörte, und das eben zu jener Zeit anfing, Mode zu werden, statt des alterthümlichen Schulzentitels, den er den Bauern nicht abgewöhnen konnte.

Josephine lag daran, so wenig Menschen als möglich in das Hans zu lassen. „Vier Augen sehen weniger als acht," dachte sie. Der Schulze bestimmte jedoch vier Männer, welche mit ihm eintreten sollten, während er den Anderen befahl, das Schloß und die Abtei zu umzingeln. — Jetzt aber trat der alte Mählig, der bisher entfernt gestanden hatte, heran. „Ich will mit hineingehen," sagte er mit eigenthümlichem Tone. „Ich kenne, von früher her, alle Ecken und Winkel da drinnen, und steckt der Bewußte irgendwo, so finde ich ihn sicher."

Josephine erschrak tödtlich. Sie erinnerte sich jetzt plötzlich an Gerüchte, die früher und nur dunkel bis zu ihr gedrungen waren, daß der alte Mählig zu Zeiten ihrer Stiefmutter häufiger das Haus besucht, als wohl so ganz in der Ordnung gewesen. Kannte er ihr Versteck, das sie als ein kleines Kind einmal erlauscht, später mit Mühe wieder aufgefunden, und fast instinctartig vor Jedermann geheim gehalten? Sie fühlte, wie ihr Herz so gewaltsam pochte, als wolle es die Brust zersprengen, und wie der Schreck ihr fast die Sprache raubte. Aber sie faßte sich kraftvoll. Die Frauen sind darin Meister. „Schön, Herr Mählig," sagte sie, „kommen Sie mit herein und helfen Sie uns suchen!" —

Während dieser Verhandlungen fand zwischen Ribonisius und Zacharias, welche sich in einiger Entfernung hinter einem Pfeiler halb versteckt hatten, ein Austausch von Meinungen statt. „Gehen Sie mit hinein, Zacharias," hatte Ribonisius gesagt, „und helfen Sie suchen. Sie waren als Junge öfters im Schlößchen und kennen die Schliche besser als die Bauern."

Zacharias aber, dem das Gewissen schlug und der den alten Tobias, trotz Josephinens Angabe, dennoch drinnen vermuthete, fühlte keinen Beruf

mit einzudringen. Er fürchtete den Alten von jeher und heute mehr als je. „Da sei Gott vor, daß ich meinen Vater verlasse," hatte er gesagt. „Ich will an seiner Seite bleiben, um ihn zu beschützen, im Falle der Mörder da drinnen und der alte Meineidige einen Ausfall machen, und ihre Rache an uns auslassen wollen!"

Als jetzt der alte Mählig sich anschickte, einzutreten, forderte Ribonisius Zacharias auf, jenen zu begleiten und ihn im Falle der Noth zu beschützen. „Ich werde außen bleiben," fügte er hinzu, „und die Umzingelung der Baulichkeiten leiten. Ein kluger Kopf ist in solchen Fällen von mehr Werth als zehn Fäuste."

„Ich will auch die Umzingelung leiten," versetzte Zacharias ärgerlich; „ich bin ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen, und zwei kluge Köpfe —"

„Sie fürchten sich," unterbrach ihn Ribonisius. Aber eben als Zacharias ihm diese Aeußerung mit Heftigkeit zurückgeben wollte, war man eingetreten, hatte die Thür geschlossen, und zwei Bauern hatten vor derselben Posto gefaßt, während sich die übrigen um das Schlößchen und in den Ruinen vertheilten.

Innen begann jetzt die Durchsuchung des Hauses. Man zündete die mitgebrachten Laternen und

Lichter an, und Josephine, welche ihre ganze Fassung wieder gewonnen hatte, öffnete bereitwillig und geschäftig alle Schlösser und Thüren, während sie unbefangen sich erkundigte, was der Flüchtige, den man suche, begangen, wer ausgekundet habe, daß er sich hier oben versteckt, und andere naive Fragen stellte. Man gab ihr indessen kaum Antwort, indem der Schulze die geheimnißvolle Miene einer wohlunterrichteten, aber schweigsamen Gerichtsperson annahm, und Mählig in der That auf das Eifrigste mit Durchsuchung aller Winkel beschäftigt schien. Daß die beigegebenen Bauern nicht wußten, wen man suche, und eben so wenig besonderes Interesse hatten, den ihnen Unbekannten zu greifen, war aber augenscheinlich, und Josephine hatte bald die Ueberzeugung gewonnen, daß die Durchsuchung ihres Hauses ohne alle Gefahr gewesen wäre, wenn Mählig sich nicht mit eingedrängt hätte. Dieser indeß pochte an alle Wände, untersuchte an verschiedenen Stellen die Dielen, und ließ sich jedes, wenn auch noch so kleine Behälter öffnen.

Endlich kam man in das Gemach, in welchem sich unser Flüchtling versteckt befand. Mählig schien eben auf diese Stube gewartet zu haben. Aber er ging nicht, wie bisher in den übrigen,

sogleich auf die Wände zu, um dieselben auf allerlei Weise zu untersuchen, sondern er stellte sich in die Mitte der Stube unter einen dort an der Decke befestigten Kronleuchter, und ging dann in schiefer Richtung auf eine gewisse Stelle der Wand zu, indem er die Schritte abzuzählen schien. Josephine erbleichte. Es unterlag keinem Zweifel, er hatte Verdacht, ja wohl vielleicht mehr als Verdacht, er kannte ihr Geheimniß zum Theil, wenn nicht ganz.

Er traf indessen nicht auf die Stelle, hinter welcher Berthold und Tobias saßen, war gleich der von ihm aufgesuchte Ort nicht weit vom wirklichen Versteck entfernt. Jetzt pochte er an das Täfelwerk, es klang hohl, und er sah triumphirend um sich. Dann ging er einen Schritt weiter, wieder pochend und mit demselben Erfolge, es klang auch hier hohl. Der Versteck selbst gab den gleichen Ton, und so alle die mit Vertäfelung bekleideten Wände. Josephine konnte trotz ihrer Angst ein Lächeln nicht unterdrücken. Es ward ihr klar, daß man mit verständiger Umsicht Sorge getragen hatte, auch das übrige Holzwerk in einem gewissen Zwischenraume von der Mauer anzubringen, und sie begann sich sicherer zu füh-

len in dem Grade, in welchem Mählig offenbar den Boden verlor.

Die Bauern lachten ihn indessen ungescheut aus, und während sie allerlei plumpe Späße trieben, befahl der Schulze das Gemach zu verlassen und weiter zu suchen. „Wir können mit diesen Narrheiten nicht die ganze Nacht zubringen," sagte er. — Natürlich fand man auch im übrigen Schlosse nichts, und nach einiger Zeit verließen die Bauern dasselbe, indem sich der Schulze höflich bei Josephinen entschuldigte. Diese reichte ihm freundlich die Hand, und machte gegen Mählig eine tiefe und ernsthafte Verbeugung.

„In ein paar Wochen vielleicht," sagte dieser mit einem bösen Blicke, „habe ich in meinem Eigenthume gefunden, was ich heute in fremdem vergebens suchte."

Das junge Mädchen erwiderte nichts, sondern trat, auch die abziehenden Bauern freundlich grüßend, zurück in die Hausflur, ohne indessen die Thür derselben zu schließen. Dann aber folgte sie ihnen heimlich in einiger Entfernung und hörte, wie Zacharias und Ribonisius sich schlimme Worte gaben. Sie vernahm, daß Zacharias sich den bereits aufgebotenen und auf dem Wege, befindlichen Männern in den Weg gestellt

nach dem Forsthause und die Anzeige gemacht, daß er bestimmt wisse, der flüchtige Mörder befinde sich im Schlosse. Deshalb schalt ihn jetzt Ribonisius, indem er ihm allerlei spitze Reden gab, und zugleich verlangte, daß man jetzt noch nach der Försterei aufbreche.

Der Schulze schien plötzlich das Gehör verloren zu haben, aber die Bauern erklärten ungestüm, daß ihnen das nicht einfiele, es seien jetzt genug Narrenspossen getrieben worden. Sie wollten schlafen, und bezahlten nicht deshalb die schweren Abgaben und Steuern, um bei nachtschlafender Zeit Spitzbuben zu fangen, die vielleicht gar nicht vorhanden. Der Respect gegen Ribonisius schien bedeutend erschüttert, und der ganze Troß entfernte sich geräuschvoll und unaufhaltsam immer weiter,. bis endlich Alle im Dorfe verschwanden. Wachen oder Späher auszustellen, fiel Niemand ein, und das war es eigentlich, was Josephine wissen wollte.

Sie flog jetzt zurück in das Schloß, verschloß die Thür, und nachdem sie eine Blendlaterne angezündet und vorsorglich ihr eigenes Licht gelöscht hatte, eilte sie nach dem Verstecke, indem sie hastig und mit zitternden Händen die Vertäfelung bei Seite schob. Aber sie fuhr entsetzt zurück.

Ihre beiden Getreuen waren verschwunden, und statt des Bänkchens, dessen Berthold gegen Tobias erwähnt, gähnte sie eine dunkle Höhlung an. — Sie leuchtete hinab in die Tiefe, aber sie konnte nichts erblicken, und unten blieb Alles still „O mein Gott, mein Gott," rief sie entsetzt, „sie sind Beide verunglückt, und ich, ich trage die Schuld! Berthold! Tobias!" rief sie dann, „wo seid Ihr? Gebt Antwort, wenn Ihr noch lebt!"

„Juchhei!" scholl es jetzt von unten, und zwar nicht aus besonderer Tiefe, „juchhei! Es ist die Josephine, das Fräulein, und allein, die Bauern sind fort! Gott segne Dich, kleine Peppi! Gott segne Dich!"

Es war Tobias, das unterlag keinem Zweifel, obgleich sich Josephine die große Heiterkeit des alten Mannes keineswegs erklären konnte.

„Wo ist Berthold," rief sie jetzt hinab. — Sollte der Alte verrückt geworden sein und ihrem Liebling ein Leid zugefügt haben? — Aber auch Berthold gab jetzt Antwort.

„Liebe, herzige Josephine," rief er, „so glücklich war ich in meinem Leben nicht! Wirf nur gleich einen tüchtigen Strick herunter, dann wird Alles gut."

Josephine war bisweilen, wie man zu sagen pflegt, kurz angebunden, und trotzdem, daß sie sich einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren konnte, rief sie jetzt doch mit ärgerlichem Tone hinunter: „Was sind das für Tollheiten! Laßt die Possen und kommt augenblicklich herauf!“

„Ja, Fräulein,“ schrie jetzt unten Tobias, „anders geht's nicht, und auf dem Schranke in meinem Zimmer liegt einer. Der reicht aus.“

„Freilich, Josephine, hole ihn, den Strick nämlich, und dann kommen wir, oder —“

Es schien dem Mädchen, als werde Berthold am Weitersprechen verhindert, obgleich sie den Grund nicht begreifen konnte, da die Beiden offenbar in gutem Einverständniß waren, ja ersichtlich in einem bessern als vorher. Doch lief sie jetzt, ohne weiter etwas zu sprechen, nach der Stube des Alten, und fand richtig an der bezeichneten Stelle ein Endchen eines Seiles von einigen Ellen Länge. „Da werden sie nicht viel damit anfangen können,“ dachte sie, doch eilte sie rasch zurück, und warf es hinunter:

„Da, Ihr Narren!“

Sie hörte eine kurze Zeit lang, wie Beide offenbar beschäftigt waren, irgend eine Arbeit vorzunehmen.

„Ihr seht ja nichts," rief sie hinab, „ich will eine Schnur holen und Euch ein Licht hinunterlassen."

„Brauchen's nicht, wir kommen schon!" rief Tobias, und in der That hörte sie jetzt ein eigenthümliches Knarren und Schnurren. Ohne Zweifel zogen sie sich aufwärts und hatten des Seiles bedurft, um irgend einen Schaden am Mechanismus der Versenkung zu bessern. — Josephine trat zurück, und jetzt erschien das Bänkchen, aber auf demselben saßen nicht Tobias und Berthold, sondern es lagen auf demselben vier mächtige Geldsäcke.

Sie hatte im Augenblicke den ganzen Zusammenhang begriffen und sprang hinzu, um die Säcke hinwegzunehmen, sie waren so schwer, daß dies nicht ohne eine gewisse Anstrengung von ihrer Seite geschehen konnte; als sie aber das Bänkchen von seiner Last befreit hatte, versank dasselbe, um kurze Zeit darauf, mit der gleichen Anzahl von Säcken beschwert, aufzusteigen. Sie that wie vorher, und als jetzt die Bank zum dritten Male emporstieg, saßen Tobias und Berthold auf derselben. Sie erwartete einen stürmischen Ausbruch der Freude von Seite ihres alten treuen Tobias, aber er schien die Heiterkeit

verloren zu haben, welche vorhin unten in der Tiefe über ihn gekommen war, und seine Miene war ernst und feierlich.

Nachdem er aus dem Verstecke gestiegen war, schritt er auf Josephine zu und sagte, indem er ihr ein Kästchen von getriebenem Silber überreichte, mit zitternder Stimme:

„Da, Kind, da, kleine Peppi, da hast Du den Schmuck Deiner Mutter, von dem alle Welt geglaubt, daß ich ihn gestohlen, und da liegt das Kaufgeld für die Mühle, das ich auch gestohlen haben soll.“

Josephine sah ihm ernsthaft in die Augen und entgegnete:

„Laß die ganze Welt! Ich, Deine kleine Peppi, hab's nie geglaubt, das weißt Du, alter Narr, und,“ setzte sie hinzu, „und das hast Du auch wohl gewußt, Du liebe, treue Seele!“ Und dann flog sie auf ihn zu, umschlang ihn und küßte die Thränen hinweg, die reichlich über seine gebräunten Wangen flossen. —

Als man sich erholt und wieder zurecht gefunden in seinen Gefühlen, den Schatz in Sicherheit gebracht, und, da Alle der Schlaf floh, in Josephinens Zimmer den Anbruch des Tages

erwartete, erfuhr Josephine, wie die beiden Männer den Fund gemacht.

„Wir saßen da drinnen," sagte Tobias, „wie zwei Finken im Bauer, und ich war voll Aerger auf den Berthold da, der jetzt doch einzig und allein an unser Aller Glück schuld ist. Ich brummte und knurrte daher, als er unruhig wurde, hin und wieder rückte und endlich mit einem Gegenstande zu klappern anfing, den ich nicht sehen konnte, obgleich etwas Mondlicht durch die Luftlöcher fiel, die im Schnitzwerke der Vertäfelung angebracht waren."

„Ich konnte schon in der Schule nicht lange still sitzen," fiel Berthold ein, „das hat mir manche schlimme Stunde gemacht."

„Ja," fuhr Tobias fort, „dort in unserem Kasten trieb er's immer ärger, und ich sagte ihm, unter uns klingt es hohl, vor uns ist die dünne Wand, und die Dummköpfe, die Bauern, sind auch schon im Hause. Wenn Sie so fortlärmen, so finden sie uns, ohne daß sie zu suchen brauchen. — Ich habe da eine Schnur mit einem Ringe, erwiderte er, „ich möchte wohl wissen —" „Lassen Sie in's Teufels Namen die Schnur gehen," rief ich, das ist eine Mausefalle.

„Aber er zog dennoch daran, wir fingen an zu sinken, im Anfange ganz langsam, plötzlich aber blitzgeschwind, das heißt, wir plumpten mitsammt unserem Bänkchen hinab in ein kleines Gewölbe, und ich fiel mit der Nase auf ein Ding, das ich sogleich für einen Sack mit Geld erkannte. Dann fanden wir auch die anderen und das Schmuckkästchen, welches ich früher oft in Händen gehabt. Ich theilte dem Berthold, dem Glückskinde, mit, wie die Sachen ständen, wir umarmten uns schweigend, denn wir hörten oben die Bauern rumoren, aber ich glaube, wir haben Beide geflennt wie kleine Jungen, aus Freude und Vergnügen, während die oben voll Aerger und Bosheit nach uns suchten.

„Als wir glaubten sie abziehen zu hören und uns wieder rühren durften, fanden wir das morsche Seil gerissen, durch welches das Bänkchen auf und ab gezogen wurde. Aber das war leicht herzustellen, als jedoch später der Schein von des Fräuleins Laterne in unser Gewölbe fiel, hielten wir uns anfänglich still, da wir doch nicht sicher überzeugt waren, ob die Luft ganz rein. Das ist die Geschichte."

Josephine theilte nun den Männern mit, daß sie als kleines, kaum dreijähriges Kind einmal

gesehen, wie ihr Vater jenes Versteck geöffnet, und daß es ihr schon jenes Mal aufgefallen sei, wie da eine Thür in der Wand, ohne Schloß und Riegel. Indessen sei ihr erst nach Jahren die Sache wieder in's Gedächtniß gekommen, sie habe dann gesucht und gefunden, wenngleich nicht den Ring mit der Schnur, habe aber, sie wisse selbst nicht genau warum, Niemand etwas von ihrem Funde gesagt. Dann sprach man die Vermuthung aus, daß Josephinens Vater jene bedeutende Summe dort auf kurze Zeit geborgen, aber vom Tode überrascht worden sei, ehe er an Mählig seine Schuld habe tilgen können. „Er hat," sprach Tobias mit einem tiefen Seufzer, „er hat vielleicht auch so nicht recht getraut."

„Warum?" fragte Josephine. Aber der Alte machte ein abwehrendes Zeichen, und schwieg hartnäckig. Sie kannte ihn und wußte, daß er jetzt keine weitere Auskunft geben werde, und da eben die ersten Strahlen der Sonne die Wipfel der Eichen zu vergolden begannen, so sagte sie, daß man sich nun trennen wolle, und daß sie Fürsorge treffen werde, daß Berthold für das Erste unentdeckt im Schlosse bleiben könne, bis auf bessere Nachrichten aus der Stadt.

„Gott gebe, daß sie eintreffen," sagte Ber-

thold, plötzlich ernst geworden. „Was mußt Du von mir denken, Josephine, daß ich hier so heiter und sorglos erscheine, während drinnen in der Stadt mein Gegner, jener Wellenberg, schlimm verwundet liegt, ja vielleicht mit dem Tode ringt!“

„Gott wird helfen,“ versetzte das junge Mädchen. „Hat er denn nicht auch heute die Last von der Brust unseres alten Tobias genommen, die ihn so lange gedrückt?“

„Zur Hälfte!“ entgegnete Tobias. — Dann trennte man sich. —

Am selben Morgen verließ Ribonisius mit dem Frühesten das Dorf, und begab sich nach der Stadt. „Er ist jetzt gewarnt, und es wird kaum möglich sein, ihn zu fangen. Ich mache also jetzt beim Präsidenten die Anzeige. Der Mann empfängt mich mit offenen Armen, wenn ich ihn mit dem Aufenthalte des Flüchtigen bekannt mache.“ — Es sah aber schlimm aus mit dem guten Empfange beim alten Präsidenten Wellenberg.

Er bot Ribonisius höflich einen Stuhl, dann ließ er ihn ruhig reden, ohne eine Miene zu verziehen, und als dieser endlich schwieg, sagte er einfach:

„Nun?“

Ribonisius war ein guter Redner und ein kluger Mann, nichtsdestoweniger wurde er verdutzt, durch dieses einfache „Nun." Wußte der Mann bereits Alles, oder war er durch alle die Dinge, die ihm hier gesagt wurden, so in Erstaunen versetzt, daß er keines Wortes mächtig war? — Er begann jetzt weiter zu sprechen, schilderte ausführlich den vergeblichen Versuch, sich Berthold's zu bemächtigen, und mengte zuletzt allerlei Dinge in seine Erzählung, die er besser weggelassen hätte; und als der Präsident noch immer schwieg, schloß er endlich, indem er hinzufügte, daß alle die Schritte, die er gethan habe, lediglich entsprungen seien aus seinem Eifer, dem Hause Seiner Excellenz einen Dienst zu erweisen.

„Was die beabsichtigte Inhaftirung des jungen Berthold betrifft," sagte jetzt der Präsident trocken, „so ist dieselbe nicht von mir ausgegangen, und es liegt auch kaum in meinem Interesse, daß dieselbe stattfindet."

Ribonisius verbeugte sich mit einem süßen Lächeln. „Er will den Unparteiischen spielen," dachte er.

Der Präsident aber fuhr fort: „Was hilft es uns, wenn der junge Mann eingezogen wird? Mein Sohn, ob verwundet oder nicht, ist eben

so schuldig als jener und müßte so gut wie Berthold zur Rechenschaft gezogen werden; und übrigens," setzte er etwas lebhafter hinzu, „kümmern sich anständige Väter nicht um die Ehrensachen ihrer Söhne."

„Du hochmüthiger Narr!" dachte Ribonisius, verbeugte sich indessen abermals, und sagte: „Ich weiß, daß unter Edelleuten bezüglich des Zweikampfes andere Ansichten — "

Der alte Wellenberg ließ ihn nicht aussprechen. „Ich bin kein Edelmann," rief er heftig; „glauben Sie, daß man adelig sein muß, um Präsident werden zu können, oder um sich zu schlagen?"

Ribonisius hatte die schwache Seite des Präsidenten getroffen, die nicht weiter entwickelt zu werden braucht; er bemerkte das zu spät und gerieth in bedeutende Verlegenheit, und als dieser ihm hierauf bemerkte, er brauche sich nicht weiter in der Sache zu bemühen, und er selbst, Wellenberg, wolle Schritte thun, um Alles auszugleichen, entfernte er sich schleunigst. —

Es ging ihm nicht viel besser bei einem Consistorialrathe, zu dem er sich später verfügte. Der wackere alte Herr sagte ihm, daß man vollständig von Allem unterrichtet sei, und gab ihm deut=

lich zu verstehen, daß man seine weitere Einmischung nicht bedürfe, nicht wünsche, und daß er selbst von der Lauterkeit seiner Absicht nur höchst unvollkommen überzeugt sei.

Als er am nächsten Tage um die Mittagszeit zurückkehrte in's Dorf, vollkommen unverrichteter Sache, müde und voll Aerger, kam ihm unter der Thür des Pfarrhauses Josephine entgegen, am Arme Berthold's.

„Grüß' Dich Gott, Ribonisius!" sagte der Letztere, und schritt dann flotten Schrittes mit seiner schönen Begleiterin durch's Dorf. Die Bauern grüßten höflich, und der Schulze, der unter der Thür seines Hauses stand, trat auf Beide zu, sich entschuldigend wegen der Durchsuchung des Hauses von gestern. Gestern am Abend habe er aus der Stadt einen Expressen bekommen, und da erst habe man ihm reinen Wein eingeschenkt, sagte er, aber er habe schon vorher halb und halb gemerkt, woher der Wind.

Josephine reichte ihm die Hand: „Adieu, Herr Vorsteher!"

„Man merkt doch gleich, was Leute sind, die Bildung haben," sagte der Schulze, nachdem sich die beiden jungen Leute entfernt hatten, und da=

bei blickte er nach dem Hause Mählig's, der weniger Umstände machte.

Auch Josephine hatte einen Expressen erhalten vom alten Wellenberg. Mit der Candidatschaft des jungen Berthold stände es freilich schlimm, schrieb er, doch wolle er sehen, was zu thun sei auf diese oder jene Weise. Doch aber dürfe sich Berthold ungescheut allenthalben zeigen. Die Justiz drücke weder ein Auge zu, noch blicke sie durch die Finger, sondern sie sehe mit beiden Augen nach anderen Dingen. Wo kein Kläger sei, sei kein Richter, und sein Sohn sei auf bestem Wege der Besserung. — Auch von diesem lagen ein paar Zeilen an Berthold bei, deren Schluß war: „Du hattest recht, und ich unrecht. Entschuldige mich bei dem Fräulein; wir, wir bleiben die Alten!"

Das Glück pflegt es zu halten wie das Unglück, selten kommt es allein, und wenn das im Leben schon der Fall ist, so ist's wohl recht und billig, wenn wir in einer Erzählung ebenfalls nicht allzu sparsam sind mit seinen Gaben, da wir doch einmal daran sind, sie zu verschenken. Erzählen wir also, daß nach einigen Wochen ein einfaches, aber fröhliches Hochzeitsfest gefeiert wurde auf dem Waldfelsen, und daß, da

Ribonisius abgerufen worden war aus dem Dorfe, der alte Pfarrer Habermann Berthold und Josephine zusammengegeben.

Als sich gegen Abend die wenigen geladenen Hochzeitsgäste entfernt hatten, da ihr Heimweg weit und die Tage schon kurz geworden waren, sprach Josephine zu Tobias: „Da, alter Freund, der Du mich gehegt und gepflegt von der Wiege bis zum Traualtar, liebreich wie eine Mutter, treu wie ein Vater, da setze Dich her zu uns, für heute und für alle Zeiten. Sei heute zum letzten Male ein Diener gewesen, und laß Dich jetzt pflegen von uns in Deinen alten Tagen, wie es dankbare Kinder thun sollen mit lieben und getreuen Eltern."

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe: „Für heute ja, für später nein! Ein anderer Bedienter? Das wär' mir eine schöne Bescherung! Sollt' ich meiner gnädigen Frau Brot umsonst essen, und sollt' ich alter einen jungen Esel neben mir herumtrotten sehen im Schlosse? Ich mag nicht!"

Josephine schalt ihn, aber es half nichts, doch setzte er sich neben den alten Habermann, und dem gab die junge Frau einen verstohlenen Wink, und dann sagte sie:

„Und jetzt, Tobias, sei vernünftig und sag' uns, was Dir auf dem Herzen liegt, was Dich drückt. Gewiß, Du wirst es leichter tragen, wenn Du Vertraute hast, und vielleicht ist's nur eine Tollheit, eine Einbildung.“

„Ich hab' nichts,“ versetzte der Alte.

„Willst Du lügen an meinem Ehrentage? Hast Du nicht jüngst gesagt, daß nur die Hälfte Deines Knmmers von Dir genommen sei?“

„Nun denn, ich habe freilich einen Kummer, aber ich sag' ihn nicht.“

Als aber Habermann und eben so Berthold nicht nachließen, in ihn zu dringen, daß er sein Herz erleichtern solle, sprach er endlich:

„Heute oder nie. Ich will beichten! Aber ich muß von vorn beginnen, denn eines von den Herrschaften weiß das, das andere jenes, alles — keines. —

„Wir waren Soldaten, mein alter Herr Gottfried von Dähnen und ich, wackere Soldaten, und wenn er ein braver Herr war, so war ich ein treuer Knecht. Basta! Dann, als Frieden geworden, zogen wir uns zurück hierher auf den Waldfelsen, den des Herrn Vater schon gekauft. Mein Herr von Dähnen zählte die Gamaschenknöpfe nicht gern, drum ging er, und nach einem

Jahre holte er sich unserer Peppi Mutter als seine liebe Frau. Ich glaube, er hat sie schon früher gekannt, und sie war ein Engel, hat aber dem Herrn nur wenig zugebracht, wie das die adeligen Fräuleins häufig thun. Der Schmuck war wohl die Hauptsache, an Geldeswerth wenigstens, und nach einem Jahre schenkte sie dem Herrn die kleine Peppi, und drei Jahre darauf haben wir sie begraben.

„Sie hat wohl eher gewußt, daß sie Mann und Kind verlassen müsse, als wir Alle nur daran dachten, denn als ich einmal allein war mit ihr, sagte sie: „Tobias, ich glaube, ich mach's nicht mehr lange. Aber mein Herr muß wieder heirathen, wenn ich todt bin. Er ist gut und klug, doch kann's sein, daß er fehl greift. Halt' Du der Peppi die Stange gegen die Stiefmutter, wenn's schief geht und noth thut." — Ich habe ihr das ausreden wollen, aber sie sagte: „Gieb mir die Hand darauf, daß Du mein Kindlein schützen willst, und schweige." — Ich gab die Hand und schwieg."

„Du alter, treuer Knecht," sprach Josephine, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte, „und wie hast Du Wort gehalten!"

Aber Tobias sah sie nicht an, Niemand über=

haupt, sondern blickte starr vor sich nieder, so lange er sprach.

„Als die Peppi drei Jahre alt war," fuhr er fort, „trugen wir ihre Mutter den Felsenweg hinab, und als sie fünf zählte, führte mein Herr von Dähnen eine zweite Frau aufwärts. Wo er sie hergeholt, erfuhr ich nicht, denn er war in Liebeshändeln schweigsam wie das Grab. Aber weither war sie nicht, wenn sie gleich schön war von Angesicht, und eine herrliche Gestalt hatte. Sie schmeichelte dem Herrn und schund die Leute, und wenn sie knauste und knickerte auf der einen, so verschwendete sie doppelt dafür auf der andern Seite. Was aber mich verdroß und kränkte bis auf den Tod, war, daß sie den Herrn betrog und mit dem Mählig, der doch eigentlich nichts weiter war als ein ungeschlachter Bauer, schön that, mehr als recht und ehrlich. Ja, sie hat es mit ihm gehalten, und man munkelte, daß er sie dem Herrn zugeführt und sie wohl selbst genommen, hätte er nicht schon ein altes häßliches Weib gehabt, die ihm sein Geld zugebracht. Aber er war täglich bei uns im Hause, und endlich borgte er dem Herrn Geld, für das der Herr freilich Land und Feld kaufte, aber — es muß ihn doch gedrückt haben, denn er verkaufte eine

Mühle, um die Schuld abzustoßen, und ich selbst habe dazumal den Kaufschilling in's Haus gebracht.

„Gemerkt hat mein Herr von Dähnen wohl nichts von der Liebelei, denn sonst wäre Feuer gewesen im Dache, aber so recht muß er seiner Gnädigen doch nicht getraut haben von wegen Geld und Geldeswerth, und so mag's wohl gekommen sein, daß er das Geld für die Mühle, sammt dem Schmucke seiner ersten Seligen, geborgen in jenem Verstecke, bis er die Schuld an Mählig zurückzahlen wollte. Aber ehe das geschehen konnte, brachte man ihn auf einer Trage auf's Schloß. Er war gestürzt mit dem Pferde und hatte sich schwer verletzt. Freilich, im Anfange dachte Niemand an's Schlimmste, aber es ward ärger und ärger, und jetzt — jetzt kommt die Hauptsache.

„Er hatte, das wußte ich, ein Testament gemacht, ehe er seine Zweite genommen, in welchem dieser ein Wittwengehalt bedungen und der Peppi das Vermögen zugesprochen worden. Aber der Stiefmutter gefiel das übel, und sie lag ihm Tag und Nacht an um ein anderes Testament. Da hab' ich gelauscht, wie's wohl fast alle Dienstboten thun, aber ich that's dazumal als ein ehr=

licher Kerl. Wie hat sie da geschmeichelt, und was für süße Worte hat sie gegeben, und wie geklagt!

„Er stürbe nicht, das sage ihr ihr Herz, aber sie kränkte, daß er sie so wenig liebe. Wenn er später dann vielleicht sterben würde vor ihr, solle sie da abhängen von der Gnade des Fräuleins, das sie jetzt schon nicht leiden möge? Wenn das die Leute erführen, so würde sie alle Welt verhöhnen. Sie habe ihm ihre Jugend geopfert, und jetzt wolle er sie in Noth und Elend stoßen! Es solle halt ein armes Ding, wie sie, nie einen reichen Mann heirathen! Niemand gönne ihr das glänzende Elend, und im eigenen Hause sei sie stets kaum angesehen. Dazwischen viele Ach! und Oh! und dann wieder „Herzens-Gottfried" auf und nieder, und: „Stirb nur nicht, sonst muß ich ja gleich auch in die Grube fahren!"

„Mählig, der Spitzbube, der zu jener Zeit buchstäblich Tag und Nacht im Schlosse war, half getreulich mit. Zuerst that er, als wär' er ganz für das erste Testament, dann trat er so nach und nach auf die Seite der Gnädigen, als habe er sich erst überzeugen lassen, und endlich drang er in den Herrn so gut als sie. Als Beide einmal den Herrn allein gelassen hatten, setzte er

richtig ein anderes Testament auf. Darin war die Frau die Erbin, und meine Peppi auf kaum mehr als auf den Pflichttheil gesetzt. Der Herr war halt schon schwach, und die Beiden ließen ihm nicht Ruhe und Frieden.

„Ich vergesse aber die Augen nicht, die sie sich zuwarfen, als er ihnen vorlas, was er da geschrieben, denn ich war dabei, obgleich ich ihnen ein Dorn im Auge. Der Herr aber verschloß das zweite Testament zusammt dem ersten in seinem Schreibpult, und wie es oft zu gehen pflegt, es schien besser mit ihm zu werden von Tag zu Tag. Ich aber wäre in jener Zeit fast ein Narr geworden, so lag mir mein kleines Kindlein am Herzen, dem es so übel gehen sollte, wenn der Herr dennoch sterben würde, und ich dachte an allerlei schlimme Dinge, schlimmer noch als das, was ich bald darauf wirklich that.

„Es war etwa drei Wochen später, nachdem er dem Mählig und der Gnädigen sein zweites Schriftstück vorgelesen, und da es ihm besser zu gehen schien, waren die Beiden wenig mehr um ihn, und ich schlief des Nachts allein in seinem Vorzimmer. Da hörte ich plötzlich in einer Nacht drinnen einen eigenthümlichen, gurgelnden Ton, und als ich rasch aufsprang und hineineilte,

schnappte der Herr noch ein paarmal nach Luft, dann lag er ruhig da und war gestorben. Später hat der Doctor den lateinischen Namen gesagt von dem, was da plötzlich dazugekommen sei, ich hab's aber niemalen merken können.

„In jener Nacht aber, und als er so starr und stumm vor mir lag, mein alter Herr und Kriegskamerad von Dähnen, war mir's, als müsse ich auch gleich mit ihm fortziehen in die andere Welt, wie ich in dieser ihm so lange gefolgt, war er gleich in der letzten Zeit nicht ganz so gegen mich wie früher. Es war aber nöthig, daß ich dablieb, und so blieb ich an seinem Bett stehen und heulte zuerst, und dann betete ich, nicht für mich, sondern für ihn, und dann nahm ich den Schlüssel unter seinem Kopfpolster, schloß sein Schreibpult auf und nahm das zweite Testament, schob's in den Ofen, und als kein Stäubchen mehr da war von dem Wische, machte ich Lärm. — Als sie es aber später von mir wollten, schwor ich, daß ich nicht wisse, wo es sei, und daß ich nicht wisse, was darin gestanden. — Da galt das erste, das man fand, die Stiefmutter zog ab, und die Peppi blieb."

Der Alte schwieg jetzt. Auch die Anderen

blieben eine Zeit lang stumm. Endlich sagte Josephine:

„Aehnliches habe ich vermuthet, das aber nicht. Und warum hast Du mir nicht längst das Alles anvertraut und hast Dein Herz erleichtert?"

„Weil dann meine junge gnädige Frau der Stiefmutter in der Stadt Alles überlassen, und das zweite Testament aufrecht gehalten hätte."

Josephine nickte schweigend mit dem Haupte, und Tobias setzte hinzu:

„Jetzt ist die Stiefmutter todt und hat nicht Kind noch Kegel. Da kann ich beichten."

Die junge Frau sah bei diesen Worten den alten Pfarrer an.

Nun begreifen wir, der Erzähler dieser Geschichte, daß der wackere alte Pastor einen schweren Stand und eine schwierige Aufgabe gehabt, zu trösten in diesem Falle, denn uns selbst fällt es schwer, den Tobias auf eine halbwegs reputirliche Art herauszubeißen. Moral bleibt immer Moral, und ein falscher Eid immer verzweifelt unmoralisch. Der alte Pastor Habermann aber sagte ganz ruhig: „Das habe ich längst gewußt, daß der Tobias das Testament bei Seite geschafft hat, und eben so habe ich gewußt, daß er das Geld und den Schmuck nicht gestohlen hat."

„Woher?" fragte Tobias.

„Von daher," versetzte der Pfarrer, indem er auf sein Herz zeigte, „und weil ich jetzt bald fünfzig Jahre lang die Menschen lehre, und sie kennen gelernt, und ehrliche Leute von Spitzbuben unterscheiden kann."

„Und dennoch waren Sie mit mir, dem Meineidigen, immer so freundlich und gut?"

„Ich habe Schlimmere als der Herr Tobias ist," sagte Habermann, „lieb und gern gehabt." Er reichte ihm lächelnd die Hand.

„Was die Leute im Dorfe betrifft, fiel jetzt Berthold ein, „so werden sie wohl schweigen, da der Schmuck und das verlorene Geld sich gefunden hat."

„Und was Gott anbelangt," sagte Habermann, „so mißt er mit anderm Maße als die Menschen, und vor Allem ist er der höchste Inbegriff der Liebe, der Güte und der Barmherzigkeit!"

Wir könnten jetzt füglich zu Ende sein, wenn nicht von sehr verehrter und sehr liebenswürdiger Seite uns der dreifache Vorwurf gemacht worden wäre, als schlössen wir unsere Geschichten entweder zu plötzlich und zu unerwartet, oder mit irgend einem mißliebigen, oder gar bösartigen Haken, und endlich, als ließen wir zu wenige

unserer Helden und Heldinnen in den heiligen Ehestand treten.

Wir vermeiden vielleicht die ersten dieser Fehler, wenn wir bemerken, daß Frau Berthold mit ihrem Manne lange und glückliche Jahre durchlebt hat, daß der Letztere ein wackerer Landwirth geworden und, nachdem Mählig's Schuld mit dem gefundenen Gelde gedeckt worden, sich Hab und Gut gemehrt auf dem Waldfelsen. Der alte Tobias schlummerte, als ich jene trefflichen Menschen kennen lernte, längst schon den ewigen Schlaf, ohnweit des alten Pfarrers Habermann, der viel mit ihm verkehrte, und ihm wohl auch durchgeholfen haben wird beim letzten Examen an der Himmelsthür.

Bezüglich des letzten uns gemachten Vorwurfes befinden wir uns, für diesmal wenigstens, in der Lage, allen an uns gemachten Ansprüchen genügen zu können.

Ribonisius verehelichte sich, weil er später, wenngleich nicht auf unserem Dorfe, Pastor wurde, und weil ein unbeweibter Pastor ein Ding ist, das nie Jemand gesehen hat, noch je sehen wird. — Susanna bekam einen Mann aus dem Grunde, weil sie Geld hatte, und Zacharias bekam eine reiche, und selbst hübsche Frau aus

der Ursache, weil er ein wenig einfältig war, und weil mit dieser Eigenschaft begabte Personen männlichen Geschlechts meist gute Partien machen.

Was endlich die Bauern betrifft, denen wir bei jener nächtlichen Streife begegneten, so können wir berichten, daß alle schon vorher in den Stand der heiligen Ehre getreten und vielfach mit Kindern gesegnet waren, da zu ähnlichen Expeditionen nur ansässige und verheirathete Gemeindeglieder verwendet wurden.



Streifzüge um Valparaiso.



Bereits acht Tage war ich in der berühmtesten Hafenstadt Chiles, in Valparaiso angekommen, und kaum hatte ich mehr gesehen, als die Stadt selbst und ihre allernächste Umgebung. Ein junger Deutscher, der einige Tage nach mir aus Brasilien angelangt war, und den ich Bombach nennen will, da er sich unter diesem Namen erkennen wird, sollten ihm je diese Skizzen zu Gesicht kommen, war bei mir und hatte sich eben neben meiner höchst bescheidenen Wohnung nicht minder einfach eingemiethet. Wir versprachen uns gute Nachbarschaft zu halten, und lachten herzlich darüber, daß unsere beiden Röcke, in zwei verschiedenen Zimmern, an einem und demselben Nagel hingen, indem ein starker Schiffsnagel, welchen ich in dem meinigen in die Wand geschlagen, diese durchdrungen hatte und drüben von Bombach sogleich benutzt worden war.

Da öffnete sich meine auf den Balcon führende Thür ein wenig, die kleine Hand der Sennorita Carolina, des zwölfjährigen Töchterchens meiner Hausfrau, erschien und ließ den Riesencolibri Chiles, den Trochilus gigas, in meine Stube fliegen, ohne Zweifel, weil ich des Tages vorher den Wunsch äußerte, diesen Vogel einmal lebend zu sehen, und das Kind mir gewogen war, weil ich es mit europäischem Spielwerk beschenkt hatte. Der Trochilus gigas, der größte unter den drei in Chile einheimischen Colibris, mißt vom Anfang des Schnabels bis zur Schwanzspitze acht Zoll, aber freilich hat der Schnabel einen und einen halben und der Schwanz drei Zoll Länge; Rücken und Kopf sind goldgrün, jedoch nicht so lebhaft gefärbt, wie bei vielen anderen Colibris. Hals, Brust und Bauch sind hellbraun, die Flügel braun mit schwach violettem Schimmer.

Meine kleine Freundin hatte den Vogel ohne Zweifel auf dem Markte gekauft, denn nicht selten werden sie lebend dahin gebracht, obgleich ich nie erfahren konnte, wie man ihrer habhaft wird. Noch häufiger aber bringt man sie todt zu Markte, immer zwölf an ein Hölzchen gespießt, und man brät sie dann nach Art der Lerchen. Da bei allen Colibriarten, welche ich

sah, das Brustbein und die Brustmuskeln stark entwickelt sind und fast gänzlich die Eingeweide des Unterleibes bedecken, so ist der Braten nicht so klein, als man wohl glauben möchte.

Bei Bombach aber und mir entstand fast gleichzeitig ein und derselbe Gedanke, eine Colibrijagd! In Brasilien hatten wir Beide zwar bereits diese lebenden Juwelen des Vogelgeschlechts gesehen und erlegt, in den Umgebungen von Rio de Janeiro aber, welche mich wenigstens die Verhältnisse nicht weit überschreiten ließen, ist der Colibri in Wahrheit immerhin eine rara avis, eine täglich größer werdende Seltenheit, da eine Menge Naturalienhändler fortwährend ihre Sclaven aussenden, um alles Lebende einzufangen und zum Verkauf nach Europa zu senden, und namentlich die glänzenden Colibrifedern häufig zu künstlichen Blumen und Federschmuck verwendet werden. Hier in Chile aber, wo sie dutzendweise zu Markte gebracht werden, konnte kein Mangel sein, und es stand eine ergiebige Jagd in Aussicht. Bald jedoch erweiterte sich unser ursprünglicher Plan. Wir wollten einen größeren Streifzug in die Umgegend vornehmen und wurden einig, schon den nächsten Tag aufzubrechen.

Etwa zwei Stunden von Valparaiso, auf dem

Wege nach Santjago, liegen auf dem höchsten Punkte des Küstengebirges einige Windmühlen, und bei ihnen stand, wie uns gesagt wurde, eine Schenke, eine Art Mittelding zwischen Kramladen und Wirthshaus, und dort verabredeten wir Abends uns zu treffen; dort sollten des andern Tages die erlegten Vögel zum späteren Ausstopfen abgebalgt und überhaupt das Erworbene geordnet werden. Dann wollten wir weiter sehen.

Als wir des andern Morgens um sechs Uhr unsern Auszug begannen, um ihn zuerst einige Stunden gemeinschaftlich fortzusetzen, betrachtete uns der Theil der Bevölkerung von Valparaiso, welcher bereits erwacht war, mit fast mitleidigen Blicken. Wir gingen zu Fuß! Dort aber geht kaum ein Caballero über die Grenzen der Stadt, nicht einmal ein Lump! Alles reitet, denn ein Pferd ist dort kein Gegenstand, wie man zu sagen pflegt. Wir mußten also *sehr* arm sein, oder sehr närrisch, denn daß wir weiter wollten, konnte man uns ansehen. Aber gleichviel, wir wollten Colibri schießen, und das Urtheil des Sennors, mit struppigem Haupthaar und bloßen Füßen, kümmerte uns vorläufig wenig.

Bald hatten wir, rasch das Küstengebirge ersteigend, auch die letzten vereinzelt stehenden

Wohnungen hinter uns, und befanden uns auf einem jener kahlen braunen Hügel, die von der See aus die Umgegend der Stadt so öde und monoton erscheinen lassen. Die Oberfläche des Bodens ist hart von der Sonnenhitze, an vielen Stellen rissig und zerklüftet, und nur selten hat sich irgend eine kümmerlich lebende Pflanze dort angesiedelt. Verwitterter Granit bildet jenen sterilen Boden, der wohl so ziemlich jeder Cultur spotten würde, da der Regen fast zehn Monate im Jahre fehlt und künstliche Bewässerung dort nicht möglich ist.

Eine lebende Creatur war in dieser sonnverbrannten Einöde nicht zu finden, und wir schlugen uns endlich, nachdem wir eine größere, ziemlich steile Felspartie überstiegen hatten, wieder nordwärts auf den Abhang des Hügels zu.

Jetzt begann einiger Pflanzenwuchs. Zuerst in einzelnen Gruppen der Cereus peruvianus, ein Cactus, der häufig eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreicht und prachtvolle Blüthen trägt, dann die Pourretia coarcata, el Carton der Eingeborenen, ebenfalls eine Pflanze, die ein „südliches Ansehen" hat. Sie blüht im August und September. Der Blüthenstengel wird zehn bis zwölf Fuß hoch, und trägt tausend bis funfzehnhundert

sich nach einander entfaltende und sehr wohlriechende Blüthen. Er wird durch eine große Menge drei bis vier Fuß langer, mit spitzen und gegenseitig gekrümmten Stacheln besetzten Wurzelblättern geschützt, und die Wurzeln selbst, welche oft mehrere Fuß über dem Boden frei hervorstehen, werden häufig zur Feuerung gebraucht. Andere Pflanzen folgten bald und bildeten kleine Gehölze. Mimosen und Laurusarten walteten vor; auch eine Fuchsia (F. lycioides), ein zierlicher Strauch, wurde getroffen, und einige andere Gesträuche mit wohlriechendem Holze. So waren wir wenigstens im Grünen, und ließ sich auch noch kein Wild sehen, so war jetzt doch Hoffnung da, bald welches zu erspähen, denn dem kleinen Gehölze folgte eine ziemlich steile Felspartie, und nach deren Uebersteigen befanden wir uns am Abhange eines jener reizenden Thäler, welchen Valparaiso ohne Zweifel seinen Namen verdankt.

In ihnen wuchert die üppigste Vegetation, und ihre Wände sind, erlaubt es die Steile des Abfalls, allenthalben mit Gesträuchen, mit Blüthen und Blumen geschmückt. Die Quila (Coliquea Quila) bildet hier oft die zierlichsten Partien, und wohl auch manchmal ein undurchdringliches

Buschwerk. Es ist eine Bambuse, welche feuchten Boden liebt, wie er sich auf der Sohle jener Schluchten findet, und sie erreicht eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß. Zierliche Farrn bedecken den Boden, und ich habe, nebenher gesagt, später eben in jenem Thale eine reiche Ausbeute an diesen lieblichen Kindern der Flora erworben. Unter den Hundert von Pflanzen aller Art, welche zu nennen theils der Raum verbietet, welche aber wohl auch zum Theil noch überhaupt gar nicht benannt sind, ragt hier und da die Repräsentantin der tropischen Pflanzenwelt hervor, die königliche Palme. Nicht häufig zwar, aber doch eben keine Seltenheit, wird sie in jenen Schluchten getroffen, meist vereinzelt stehend, das niedere Buschwerk überragend mit ihrem glatten und glänzenden Stamme, und ihre mächtige Blätterkrone vornehm entfaltend über die andere Pflanzenwelt. Sie erwecken tausendfältige Erinnerungen diese Palmen, Erinnerungen an die Jugend, und an das Drängen und Hoffen in der Knabenbrust, nach jenen fernen Ländern, an mancherlei Glauben, Hoffen und wohl auch Liebe, an Poesie, an Robinson Crusoe und an Paul und Virginie. Aber: „Vorbei!" Robinson Crusoe hat in Hamburg ein

Tischlergeschäft etablirt, Virginie ist ertrunken, wo Paul hingekommen, weiß ich mich wirklich im Augenblicke nicht mehr zu erinnern. Drum vorbei!

In Wirklichkeit war auch keine Zeit zum Schwärmen. Der Abhang führte ziemlich steil abwärts, und man bedurfte nicht selten die Hände, um, sich oben irgendwo anhaltend, unten wieder festen Fuß fassen zu können. Da, im unpassendsten Augenblicke, plötzlich ein Teufelslärm zu meinen Füßen, und fast dicht bei mir standen zwei Exemplare von Attagis Gayii auf, mit all jenem ungebührlichen und renommistischen Geräusche, welches auch unsere Waldhühner beim Aufstehen vollführen. Bis ich die Flinte vom Rücken brachte, war mein Wild außer Schußweite, und so war es ein Fehler, daß ich dennoch schoß, aber verzeihlich, daß ich fehlte. Uebrigens hätte im glücklichen Falle jene Attagis einen guten Braten gegeben, denn das Thier hat ein sehr wohlschmeckendes Fleisch und ist etwas größer als unser deutsches Feldhuhn, lebt aber nicht wie dieses haufenweise beisammen, sondern in einzelnen Paaren.

Endlich unten in der Schlucht angelangt, schoß ich eine Wildente, deren Species ich aber

nicht mehr angeben kann, und fast gleichzeitig Bombach einen Geier (Haliaetus aguia), den wahrscheinlich mein Schuß aufgeschreckt hatte. So war der Anfang zur Jagd gemacht, Colibri aber hatten wir noch keine gesehen. Da erblickte ich plötzlich am Abhange des Thales, welches sich eben, indem wir ihm gegen das Innere der Berge folgten, etwas erweiterte, an den tausendfältigen Blüthen einer Pourretia einen glänzenden Schimmer. Es war ein Colibri, Trochilus sephanoides, der in jener Gegend von Chile noch häufiger als der Trochilus gigas ist. Einen Augenblick funkelte und blitzte die glänzende Erscheinung vor den gelben Blumen der Pourretia, dann war sie verschwunden. Aber ich folgte ihr mit den Augen und sah das zierliche Vögelchen auf einige Momente um eine Amaryllis schweben, und sich dann zu einer andern Pourretia wenden, welche mir näher als die erste stand. Im andern Augenblicke hatte ich Feuer gegeben, und hatte das Glück, das getroffene Thierchen sogleich am Stamme der Pourretia, auf deren stacheligen Blättern liegend zu finden.

Es mag auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß man ein so kleines Thierchen als einen Colibri mit Schroten zu erlegen vermag,

ohne das zarte Gefieder gänzlich zu verderben. Allein es geht ganz gut an, wenn man die feinsten Schrote, den sogenannten Vogeldunst, anwendet und zur Ladung selbst wenig Pulver und viel Schrote nimmt, da hierdurch die letzteren beim Schusse weiter auseinander gestreut werden, und meist nur eines der Körner sein Ziel erreicht.

Man behauptet häufig bei uns, daß die Colibri gewöhnlich mit Blasrohren geschossen würden, wohl auch mit einer Wasserladung anstatt der Schrote. Allein ich glaube, daß die Kugel eines Blasrohres in den meisten Fällen ärgere Verwüstungen im Gefieder anrichten wird, als ein feines Schrotkorn, wenn es auch die Haut durchdringt, ganz abgesehen von der Geschicklichkeit, welche erforderlich ist, einen schwebenden Colibri mit einem so unzureichenden Instrumente zu treffen. Das Schießen mit Wasser aber, wenigstens in Betreff des Colibri, halte ich geradezu für eine Fabel. Ich habe schon früher in Deutschland Versuche angestellt, Vögel mittelst Wasser zu schießen, allein abgesehen von der steten Gefahr, daß die Flinte springt, wenn das Mindeste an der Ladung versehen ist, kann auf solche Weise nur auf eine so geringe Entfernung mit

Erfolg geschossen werden, daß bei einer Colibrijagd die Methode sicher nichts helfen würde.

Feiner Vogeldunst aber erfüllt, wie ich erwähnte, den Zweck vollkommen gut. Eine weitere Schwierigkeit indeß besteht im Finden des wirklich erlegten Vogels. Es ist kaum daran zu denken, einen Colibri während des wirklichen Fluges zu schießen. Man sieht in diesem Falle entweder nichts, oder höchstens einen glänzenden Punkt mit Blitzesschnelle durch die Luft schwirren. Hingegen ist es nicht schwer, den Vogel wegzuschießen, wenn er, ganz nach Art unserer Abendschwärmer, vor irgend einem Blumenkelche schwebend in der Luft steht und mit seiner langen Zunge kleine Insecten aus dem Kelche holt. Aber der getroffene Vogel fällt meist in das hohe Gras und ist häufig nur mit vieler Mühe und bisweilen gar nicht zu finden, indem schon seine grüne Farbe das Suchen unendlich erschwert.

Der Trochilus sephanoides mit seinem prachtvoll goldgrün glänzenden Gefieder war in der von uns besuchten Schlucht kein seltener Gast, und Bombach sowohl als ich schossen in kurzer Zeit mehrere Exemplare. Dann aber trennten wir uns und versprachen wo möglich des Abends in der Schenke bei den Mühlen zusammenzutreffen.

Es blieb natürlich Jedem überlassen, seinen Weg dorthin selbst zu finden, indem Keiner von uns noch bei den Mühlen gewesen. Doch schien das nicht unmöglich, indem man von manchem der Hügel aus deutlich ihre schwingenden Flügel gewahren konnte. Während mein Freund den andern Abhang des Thales erkletterte, folgte ich der Sohle des letzteren, manchmal auf ziemlich breite Rasenplätze kommend, welche meist durchwässert, ja fast sumpfig waren, bisweilen aber auch gezwungen, mich durch dichtes Schlingwerk von Pflanzen zu drängen, wo ich mir dann mit dem breiten Jagdmesser Bahn hauen mußte.

Es sind die meisten jener Schluchten und Thäler um Valparaiso wohl natürliche Wasserrisse, welche durch furchtbare Ströme des von der Andeskette kommenden Schneewassers in frühester Zeit entstanden sind. Noch heute kommen fast alle Flüsse Chiles von der hohen Cordillera, und verdanken dem dort geschmolzenen Schnee ihren Ursprung; da aber sämmtliche Wasser, welche Chile durchströmen und sich endlich in's Meer ergießen, durch die Gebirgsreihe an der Küste ihren Weg nehmen müssen, so entstehen dadurch jene bewässerten und üppig mit Pflanzenwuchs erfüllten Thäler. Nicht selten verengt sich plötzlich das

Thal und bildet eine enge Schlucht mit steilen, fast senkrecht ansteigenden Wänden, und auf der Sohle selbst stürzen die dort im verengten Bette fließenden Wasser in größeren oder kleineren Absätzen herab.

Ich kam bald an mehrere solcher Stellen, welche ich glücklich überstieg, endlich aber stand ich vor einer etwa fünfzehn Fuß hohen Wand, von welcher das Wasser in Strömen herabstürzte, und sah die vollständige Unmöglichkeit ein, sie zu erklimmen. Es blieb mithin nichts übrig, als entweder umzuwenden, oder eine der ebenfalls ziemlich steilen Thalwände zu ersteigen. Ich wählte das letzte und erreichte bald bequemere Stellen, auf welchen man wenigstens ansteigen konnte, ohne mit Hand und Fuß zugleich zu klettern. Hier zeigten sich auch wieder einzelne Vögel, und auch einen Trochilus gigas sah ich endlich, aber nur vom Abhange um einige Blumen schweben. Ich schoß, er fiel; ich merkte mir die Stelle und begann aufwärts zu steigen, um ihn zu holen. Jeder Jäger weiß, daß es viel weniger ärgerlich ist, gänzlich zu fehlen, als das geschossene Wild zu verlieren. Ich stieg also immer hitziger aufwärts, obgleich die Thalwand an manchen Stellen fast senkrecht abfiel. Dort sah ich ein, daß man

nicht immer Löwen und Tiger zu jagen braucht, um zu Schaden zu kommen, und daß auch die Jagd des kleinsten Thieres gefährlich werden kann. Indessen erreichte ich doch glücklich genug die Stelle, wo mein Colibri lag. Aber fast schwebend zwischen Himmel und Erde, mit den Füßen auf Wurzeln von sehr zweifelhafter Haltbarkeit stehend, und mit den Händen mich an eben solchen Zweigen festklammernd, sah ich keine Möglichkeit, den verwünschten Vogel in meine Jagdtasche zu bekommen; zudem lag derselbe sehr verfänglicher Weise auf einem großen Blatte, so daß er bei ungeschickter Berührung in die Schlucht gefallen und verloren gewesen wäre. Ich habe mich dort zwar nicht gefragt, ob es nicht mehr als thöricht sei, sich um eines Colibri halber der Gefahr auszusetzen, den Hals zu brechen, aber die Nothwendigkeit sah ich ein, der Sache ein Ende zu machen, denn ich fühlte, daß ich mit jedem Augenblicke müder wurde. So legte ich mich, auf einen Moment nur mit einer Hand mich festhaltend, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, mit der Brust an die Wand, ergriff rasch den Vogel, nahm ihn am langen Schnabel in den Mund, und als ich wieder so beide Hände frei hatte, kletterte ich so rasch als möglich auf-

wärts, wenig Rücksicht darauf nehmend, daß Erdklumpen und Steine neben und unter mir in die Tiefe rollten.

Ich erreichte glücklich die Höhe, auf welcher sich ein bebuschtes Plateau ausdehnte. Behaglich streckte ich mich auf den Boden, ausruhend von allen Mühen und Fährlichkeiten, und verzehrte mein Mittagsmahl, welches aus roher Charque (an der Sonne getrocknetem Ochsenfleisch), aus Brot und einigen Aepfeln bestand, und trank das frische, aus der Schlucht in der Feldflasche mitgenommene Wasser. Dann suchte ich den höchsten Punkt des Hügels zu erreichen, um mich nach den Mühlen umzusehen, welche ich auch bald in etwa einer Stunde Entfernung liegen sah. Ob und wie viele Schluchten zwischen mir und dem bestimmten Nachtlager sich befanden, konnte ich freilich nicht wissen, doch glaubte ich, das würde sich finden, und richtete, da die Sonne noch hoch stand, meinen Weg noch nicht dahin, sondern seitwärts zu dem Innern des Küstengebirges. Bald über kahle Felsen gehend, bald wieder in niederes Buschholz gelangend, kam ich endlich in die Nähe einer Stelle, an welcher ein Abfall des Berges oder ein Thal sein mußte, denn der Rand der Plateaus grenzte gegen den

Himmel ab. Ich vermuthete dort eine Fernsicht in das Innere des Landes, aber ich hatte eines- theils vergessen, daß ich mich auf einer Art Land- zunge befand, welche theilweise den Hafen um Valparaiso bildet, andererseits hatte ich auch in etwas die Richtung verfehlt.

So stand ich am Ende der Bergfläche an einem steilen Abhange, der den ganzen unbe- schränkten Anblick der See gestattete. Einige Augenblicke wußte ich nicht, wie mir geschah, denn wo ich eine grüne, waldige Fläche, Felder, Felsen und Ströme gedacht, lag plötzlich eine endlose Fläche des feurigsten Ultramarin vor mir, klar, hell, glänzend in südlicher Sonne, nebelfrei und spiegelglatt mit kaum zu bezeich- nender Grenze gegen den Himmel, der wolkenlos mit der See an Farbe und Pracht wetteiferte. Kaum war mir jemals die See so imposant er- schienen wie dort, wo ich nichts weniger erwar- tete als jenen prachtvollen Anblick, der noch ge- hoben wurde durch die pittoresken Felsengruppen vor oder vielmehr unter mir, und überhaupt durch die Folie des Landes.

Aber auch eine reizende Fernsicht über das letzte sollte mir kurz darauf zu Theil werden, als ich jetzt die directe Richtung nach den Windmühlen

zu einschlug und an einen andern, wenngleich weniger steilen Abhang des Plateaus gelangte. Weit hin gegen Osten dehnte sich hier die Landschaft aus und gab sichere Bürgschaft, daß von den kahlen Hügeln um Valparaiso nicht geschlossen werden darf auf das übrige Chile. Zu meinen Füßen lag ein grüner, waldiger Grund, durchzogen mit dunkeln Schluchten, und hier und da unterbrochen durch pittoreske Felspartien, welche in der allmälig sinkenden Sonne phantastische Schlagschatten warfen auf Wald und Gehölze. Gegen die andere Seite der Landschaft hin entwickelten sich fruchtbare Felder, hier und da wurden einzelne Häuser sichtbar, und Alles deutete dort auf Cultur. Der ganze landschaftliche Charakter jener Gegend machte schon jenes Mal einen eigenen Eindruck auf mich, welcher sich später, bei näherem Studium des Landes, auch wirklich bestätigte, den nämlich, daß dort dem Beobachter allenthalben nicht der Kampf der Cultur mit der Wildniß entgegentritt, nicht das stürmische Andrängen mit Axt und Feuer gegen die Titanen des Urwaldes, wie es so häufig in der neuen Welt getroffen wird, sondern ein ruhiges Nebeneinanderbestehen von Feld und Wald, von solider Nützlichkeit und romantischer Pracht.

Der prachtvolle Rahmen, der so viele landschaftliche Bilder Chiles schmückt und hebt, die stolze, königliche Cordillera, fehlte auch hier nicht ganz, und je mehr ich mich wieder gegen Norden wandte, desto mehr erhob sie ihre schneeige Krone über die Cuesta de Zapata, und die Cuesta del Prado, welche beiden Berge meine Fernsicht in einer Entfernung von etwa neun bis zehn Stunden begrenzten.

Indem ich jetzt ein Thal mit ziemlich steilen Abhängen passirte, hörte ich einen eigenthümlichen Laut, und vorsichtig auf den Ort zuschreitend, von wo aus der sonderbare Ton erschallte, kam ich endlich in ein so dichtes Gewirre der Quila, daß an ein Durchschleichen nicht mehr zu denken war. Kam der unbekannte Ruf von einem Vogel, so war nichts natürlicher, als daß derselbe nun aufstehen und mich den Umarmungen der Quilaäste überlassen würde. Kaum war ich auch, um mich durchzudrängen, derber aufgetreten, so stand ein Volk Enten vor mir auf, und es war wahrlich mehr ein glücklicher Zufall, als Geschicklichkeit zu nennen, daß ich durch eine einzige Lücke, welche mir das Buschwerk gelassen hatte, einen der Vögel erlegte. Mit gleichem Glück fand ich denselben auch, lud meine Doppelflinte

auf's Neue, und wollte eben den Rückweg antreten, als keine drei Schritte von mir der fabelhafte Ton, wenn auch nur leise, wieder erklang. Ich rührte mich nicht, und bald wurde mir jetzt an dem immer stärker werdenden Rufe klar, daß derselbe von einem Amphibium ausgehen mußte. Und so fing ich auch einige Augenblicke darauf Männchen und Weibchen einer schönen Krötenart, welche leichtsinnig genug waren, weder durch die Nähe der gefährlichen Enten, noch durch meine Gegenwart sich in ihrem Liebesgeplauder stören zu lassen. Es waren die ersten Amphibien, welche ich in Chile gesehen, und ich habe sie fast drei Monate lang lebend erhalten, bis sie dem Loose verfielen, das den meisten ihres Geschlechts bestimmt ist, welche einem Naturforscher in die Hände gerathen, dem Weingeistglase nämlich.

Aller Orten war jetzt Gehölz und Buschwerk, und wenn auch Felspartien und einzelne holzfreie Stellen sich zeigten, so befand ich mich doch in einem Walde. Von den Mühlen war freilich nichts mehr zu sehen, aber ich hatte nach meinem Compasse die Richtung, und fürchtete im Nothfalle auch ein Lager im Freien nicht. Es war nicht das erste Mal, ich konnte jeden Augenblick ein Feuer anzünden, hatte auch ein Stückchen

Brot, und dabei meine Enten; Wasser war in den Schluchten zu finden. So war im Verirrungsfalle die Aussicht auf die Nacht eine erträgliche, und ich hatte wohl schon schlechtere erlebt mitten im Schooße europäischer Cultur und Uncultur.

Den ganzen Tag hindurch war ich Niemand begegnet, und außer den einzeln in der Ferne zerstreut stehenden Häusern hatte ich keine Spur von Menschen getroffen. Jetzt hörte ich Schritte, und bald stand ein Mann vor mir, der so wie ich bewaffnet war und zu jagen schien. Aber man denke nicht an den ehrwürdigen Lederstrumpf, oder an irgend einen blutdürstigen Indianerhäuptling. Es war ein ehrlicher Chilene, wohl der Besitzer eines benachbarten vereinzelten Gehöftes, der sich auf der Vogeljagd ein erlaubtes Vergnügen machte, indessen immerhin wild genug aussah. Der spitze braune Hut, das dunkle sonnverbrannte Gesicht, langes, rabenschwarzes, flatterndes Haupthaar, und der blaue Poncho, erträglich malerisch um die Schultern geschlagen, erinnerten an einen jener italienischen Räuber, welche an Ort und Stelle ohne Zweifel weniger beliebt sind, als in unseren Galerien und modernen Kunstsammlungen. Seine Bewaffnung erschien

etwas unschuldiger als Kleidung und Physiognomie. Sie bestand aus einer unendlich langen Muskete mit Feuerschloß von gröbster Arbeit, und es schien kaum möglich, irgend ein Thier mit dem unbehülflichen Dinge zu erlegen. Doch hatte der Jagdfreund einige Vögel geschossen und dieselben gerupft, wie es dort Sitte ist, an einer Schnur um den Hals hängen. Wir näherten uns wie es schien ohne Mißtrauen, doch vielleicht auch nicht ganz ohne Vorsicht, aber bald waren wir im Gespräche, obgleich meine Kenntniß der spanischen Sprache, besonders zu jener Zeit, eben noch keine sehr glänzende zu nennen war.

Wie es bei fast allen chilenischen sogenannten Jägern der Fall, hatte mein neuer Freund keinen großen Vorrath von Pulver und Blei bei sich, und sprach mich, da er in mir den fremden, ohne Zweifel gut versehenen Schützen erkannte, um etwas Munition an. Ich gab ihm Pulver, und hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, die Bescheidenheit zu bemerken, welche fast alle Chilenen in solchen Fällen entwickelten. Er nahm durchaus nur die kleinere Hälfte meines Pulvervorrathes an, da er nicht wußte, daß ich noch ein größeres Pulverhorn bei mir führte, und das kleinere, aus welchem ich ihm mittheilte, für

meinen ganzen Reichthum ansah. Auch von gebotenem Tabak nahm er nur eine höchst mäßige Menge und wollte mir einen seiner größten Vögel aufdringen. Als ich ihm aber meine Enten zeigte, bekam er Respect, sie seien selten in den Schluchten, meinte er, und ich hatte auch in der That Glück gehabt, zweimal solche zu treffen, da sie nicht häufig dort einfielen.

Wir schlenderten nun eine Weile zusammen und kamen bald in ein Thal, in welchem bisweilen Gold gefunden wurde, wie mir mein Begleiter sagte. Es war romantisch genug dieses Goldthal, und auch, so viel mich ein flüchtiger Blick belehrte, von geognostischem Interesse. Wollte ich aber noch unter Dach, so war kaum Zeit zu verlieren, denn blos noch die Spitzen der Berge glänzten von der Abendsonne, und Thal und Schlucht waren bereits fast gänzlich in Dunkelheit gehüllt. So stiegen wir rasch, indem wir mehrmals Gebirgswasser durchwateten, gegen die Höhe, und mein Chilene nahm Abschied, nachdem er mir noch freundlich die Richtung bezeichnet. Ich verfehlte sie auch nicht und begrüßte schon nach einer Viertelstunde Bombach, welcher, unter der Thür der Schenke stehend, sich sehr behaglich zu fühlen schien.

Der Herr der Schenke, und des für jene Gegend nicht unbedeutenden Kramladens, kam mir freundlich entgegen und sprach mich französisch an. Speisen und Getränke seien reichlich zu haben, sagte er, aber keine Betten, doch wolle er für ein Lager sorgen, das nichts zu wünschen übrig lasse. Allenthalben, wo ich die Nacht zubringen soll, sei es im Walde oder im ersten Hôtel Europas, liebe ich es sehr, das Bett, oder dessen Stellvertreter vor allen Dingen zu ordnen. So ließ ich mir auch hier die Schlafstätte zeigen, und wurde in ein kleines, fast europäisch ausgestattetes Gemach geführt, welches neben dem Laden lag, und in dem man bereits zwei Matratzen auf den Boden gebreitet und reichlich mit Decken und Sattelpelzen versehen hatte. Nebenan schliefen Herr und Frau in einem andern kleinen Zimmer. Alles war herrlich geordnet und versprach eine treffliche Nacht selbst für Leute, die nicht wie wir, den ganzen Tag gelaufen und geklettert. Als ich in den größeren Raum zurückkehrte, der zugleich als Speisezimmer, Waarenhalle und Verkaufslocal diente, fand ich Bombach beschäftigt, seine Jagdtasche auszukramen und die Federn der zum Abbalgen bestimmten Vögel zu ordnen. Auch er hatte eine Ente geschossen,

und der Wirth versicherte uns, wollten wir zwei derselben opfern, so sollte seine Frau in zehn Minuten ein kostbares Essen bereitet haben. Da ich von europäischen Gasthöfen her die Zeitdauer der zehn Minuten kannte, so capitulirte ich auf eine halbe Stunde, bestellte Bifsteks à la franzeska con papas (mit Kartoffeln), und verlangte vorläufig eine Flasche englisches Bier, welches mir Bombach als gut gepriesen hatte.

Hier entwickelte sich zuerst eine sonderbare Eigenthümlichkeit unseres Wirths, welche uns später viel Vergnügen machte. Wie es in jenen Ländern gebräuchlich, wo meist die Keller mangeln, liegen die in Flaschen aufbewahrten Getränke auf Gestellen, welche längs den Wänden angebracht sind. Unser Wirth hatte in der That eine reichliche Auswahl, und je nach den Umständen war Portwein, Teneriffa, Bordeaux, Pisco, Arak, englisches Ale und chilenisches Bier zu haben. Mit der Ordnung aber war es schlecht bestellt. Es sei Alles neu eingeordnet worden, sagte er, und er könne das Verlangte eben nicht finden. So suchte er jetzt lange nach Ale, und stellte mir dann eine Flasche auf den Tisch, indem er sagte: „Ich weiß nicht, was es ist, aber es wird wohl gut sein."

Aber noch drei Monate später hörte ich dieselbe Redensart, und nur selten wurde das Bestellte wirklich gebracht. Diesmal hatte ich Bordeaux erhalten, der wirklich gut war, und Bombach und ich vertrieben uns mit demselben die Zeit, bis die Speisen bereitet waren. Es darf nicht auffallen, in jener Wildniß ein so gut bestelltes Lager von Spirituosen zu treffen. Zu jener Zeit war der Durchzug von Reisenden nach Californien stark, und da fast alle Schiffe mehrere Wochen im Hafen liegen blieben, und die meisten Passagiere Ausflüge in die Umgegend machten, so war die „Schenke bei den Mühlen" nicht selten besucht, und zudem führte auch der Weg von Santjago nach Valparaiso vorüber.

Nach Ablauf von nicht viel länger als einer Stunde war das Essen fertig, und ich bewunderte aufrichtig die Kochkunst der Sennorita, welche in so kurzer Zeit wirklich Treffliches geleistet. Die Enten waren zerstückt und zugleich mit etwas Ochsenfleisch und einem Huhn gedämpft worden; man hatte in Ermangelung der Butter Fett, dann Zwiebeln und reichlichst spanischen Pfeffer zugesetzt, und alles das gab ein so herrliches Gericht, daß ich mich bewogen fand, den Wirth um das Recept zu befragen, denn welcher Reisende, der

nicht selten in den Fall kommt, sein eigener Koch zu sein, interessirt sich nicht für dergleichen? Ich lud Wirth und Wirthin, welche letztere jetzt auch erschien, ein, uns Gesellschaft zu leisten, und bestellte noch zwei Flaschen Bordeaux, statt dessen ich aber jetzt Ale erhielt.

Nach dem Essen wurde Paráguaythee getrunken, und der Brasero, das Kohlenbecken, statt des Tisches in die Mitte gestellt. Es war des Nachts noch kalt auf den Bergen, und der Wind pfiff unfreundlich durch die mannichfachen Ritzen des Hauses, während oben der Mond durch das Dach von Stroh und Palmblättern blinkte, und melancholisch die Schinken betrachtete, welche dort neben allerlei anderen eßbaren Dingen aufgehängt waren. Und doch war es gemüthlich dort und heimlicher, als ich es kaum irgendwo getroffen auf der ganzen Reise. Bald wurde unsere kleine Gesellschaft durch noch einen Deutschen, Herrn Schmids, vermehrt, der gewöhnlich nur der Müller genannt wurde, da er Oberaufseher auf den Mühlen war. Es war ein freundlicher Mann, der mir später vielfache Gefälligkeiten erwies, und kaum braucht erwähnt zu werden, daß wir rasch bekannt wurden. Man hat auf Reisen nicht lange Zeit zu proben und zu mäkeln.

Mancherlei Geschichten wurden dort erzählt am glimmenden Kohlenfeuer, und erst jetzt erfuhr ich, daß der Wirth ein Italiener war, ein Apotheker seines Zeichens, der Italien verlassen hatte, rasch, wie es schien, und ohne uns einen Grund anzugeben, der aber dann Buenos Ayres eben so schnell den Rücken kehrte, weil er von dort seine Frau entführt hatte, eine niedliche, runde, kleine, kohlenäugige Sennorita, welche so trefflich zu kochen verstand, und sich so gut in das wilde Leben schickte, wie er sagte.

Er war mit seiner jungen Frau über die Cordillera geflohen, verfolgt von „bösen Menschen," wie die Frau einschaltete — ob Gatte, Bruder, Vater, Bandit oder Polizei, blieb unerörtert — und fast wären sie verhungert und erfroren, aber die heilige Jungfrau hatte weiter geholfen, und nun sie gerettet, sprach sich's gar behaglich von den Schneefeldern der Anden. Ich erzählte deutsche Studentengeschichten, wie ich mich da geschlagen und vertragen, und welche Mengen Bier man getrunken als „ordentlicher Kerl" und braver Bursche. Die Sennorita bekreuzte sich und schauderte noch mehr darüber, als über meine Schilderung von Cap Horn, das ich vor Kurzem umschifft hatte.

Bombach gab mildere Scenen: von der Pracht in Hamburg, von den reichen Läden und Verkaufsgewölben und von den unendlichen Reichthümern der Kaufherren dort. Wie funkelten da die Augen der kleinen Frau! Welche Stoffe, welche Geschmeide!

Aber Gespenster schlichen sich nicht in unsere Gesellschaft. Wie kam das? Hätte man so in Deutschland beisammen gesessen, ohne Ahnungen, ohne Todtenuhren, ohne ein graues Männchen oder eine weiße Frau? Aber ich glaube, es giebt keine Gespenster im jungen Amerika. Ich kenne Einen, der sich eben nicht fürchtet, aber wenn er des Nachts über die deutsche Heide ritt, blickte er doch bisweilen nach den grauen Nebelstreifen, die das Mondlicht so sonderbar beleuchtete, und summte halblaut: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?" Derselbe ist in Chile wohl fünfzig Nächte im Freien gewesen, aber auch mit keiner Silbe dachte er dort je an ähnliche Dinge, weder im Freien, noch im geschlossenen Raume. Und wie der Fremde, so auch der Einheimische. Aber dennoch muß das spukfreie Land auch sein Ungeheuerliches haben. Anders will es eben der Mensch nicht. So spricht man dort von mancherlei seltsamem Gethiere, und ich

will nur eine Schlange erwähnen, von welcher der Müller erzählte, und welche sogar schwerlich ganz in das Reich der Phantasie zu verweisen ist.

In den La Plata-Staaten, sagte derselbe, existirt ein sonderbares und gefährliches Thier. Es ist eine Schlange von etwa fünfzehn Fuß Länge, aber von der Dicke eines sehr starken Mannes, vielleicht noch stärker. Dieses Thier hat eine nur langsame Bewegung, aber im Athem eine furchtbare Kraft. Selbst größere Säugethiere, zum Beispiel Füchse, werden, sind sie einmal auf zehn oder zwölf Schritte im Bereiche der Schlange, von ihr angezogen und verspeist. Die Thiere, welche einzig durch das mächtige Einziehen der Luft dem Ungeheuer immer näher gebracht werden, stemmen sich mit aller Kraft dagegen und schreien häufig aus Angst, doch Alles ist vergebens. Die Schlange zieht auf gleiche Weise kleine Kinder an sich und ist deshalb sehr gefürchtet, da sie sich nicht selten in der Nähe von Dörfern und Städten blicken läßt. So bei Mendoza, San Juan, La Bioja. Da sie keine raschen Bewegungen hat, können kräftige Männer ihrer Herr werden, und man erschlägt sie mit Aexten. Ihre Haut giebt Riemen und Lederzeug,

und wird, in Streifen geschnitten, zu Reitpeitschen verwendet.

So weit der Müller. Daß die Geschichte von dem Anziehen durch den Athem eine Fabel ist, begreift Jedermann. Aber daß dort ein Thier in ähnlicher Form und Größe existirt, das von unseren Naturforschern bis jetzt noch nicht gekannt ist, unterliegt fast auch keinem Zweifel. Ich habe später mit einem deutschen Arzte in Santjago, welcher sich vielfach mit der Fauna jener Gegend beschäftigte, über die Sache gesprochen, und er sagte mir, daß jene allgemein verbreitete Sage in Betreff der Größe der Schlange ihre Richtigkeit habe, und ihm selbst sei durch die glaubwürdigsten Zeugen bestätigt, daß kleinere Säugethiere, Vögel und Amphibien sich wirklich der Schlange nähern und ihre Beute würden. Aber die Haut der Schlange sei stets klebrig, so daß eine Menge von Insecten, ja selbst kleine Vögel, auf derselben kleben blieben, und diese sowohl, als die größeren, später zum Opfer fallenden Thiere sähen ohne Zweifel die Schlange selbst für einen liegenden Baumstamm an, dem sie auch wirklich ähnlich sehe. Auf solche Weise, indem sie sich der kleinen festklebenden Thiere bemächtigen wollten, würden sie eine Beute des Unthiers.

Es war spät geworden unter diesen Gesprächen, und wir suchten unser Lager, auf welchem wir ganz vortrefflich ruhten.

Als wir am andern Morgen mit dem Abbalgen unserer Vögel beschäftigt waren, besuchte uns der Müller und schlug uns vor, einige Tage auf den Mühlen zu bleiben und von dort aus Ausflüge in die Umgegend zu machen. Gesammelte Dinge wolle er uns auf's beste verwahren, und Pferde könne er uns schaffen, so oft und so viele wir wollten. Was konnten wir Besseres thun? Schnell entschlossen schlugen wir ein. Für heut' wollten wir das Goldthal und den Wasserfall besuchen, der etwa zwei Stunden von den Mühlen gelegen war, und morgen eine größere Partie zu Pferde in's Innere ausführen. Da aber der Italiener und seine Frau nach Valparaiso ritten und erst des Abends zurückkehrten, so schlugen Beide selbst uns vor, nach der Heimkehr bei einer Frau zu essen, welche etwa einen Büchsenschuß weit vom Italiener entfernt ein kleines Haus bewohnte, wir könnten dort die eigentliche Landessitte beobachten und seien gut aufgehoben.

Als wir eben aufbrechen wollten, wurde unsere Gesellschaft durch einen weiteren Landsmann

vermehrt, einen jungen Kaufmann, W. aus Bremen, welcher direct nach Valparaiso gereist war, um dort eine Stelle zu finden. Da ihm aber dies bis jetzt noch nicht gelungen, so hatte er freie Zeit und war uns gefolgt, weil er von unserem Vorhaben wußte. Der junge, eben nicht sehr kräftige Mann hatte sich mit einer furchtbar schweren Büchse, und mit einem entsprechenden Jagdmesser ausgerüstet, und war fast der Last dieser Waffen erlegen, ehe er die Höhe der Berge erreicht hatte. Da in jenem Theile Chiles eine Kugelbüchse vollkommen überflüssig ist, indem von vierfüßigen Thieren nur einige Rattenarten vorkommen, und größere Raubvögel leicht mit Schroten zu erlegen sind, so nahmen wir ihm dieselbe ab, ließen sie beim Italiener, und gaben ihm dafür Bombach's Botanisirbüchse und meine Mineralienhämmer zu tragen. So war ihm und uns die Last erleichtert.

Wir stiegen fast auf demselben Wege, welchen ich gestern eingeschlagen hatte, wieder abwärts, und erreichten endlich das Thal, in welchem von Zeit zu Zeit Gold gefunden worden sein soll. Ich habe in Valparaiso ein Stück Gold von etwa drei Unzen Gewicht gesehen, aber offenbar durch Wasser abgerundet und eingeschlossen in ein grünes thon-

artiges Gestein, welches Glimmer und Quarz-fragmente enthielt. Es sollte unweit Valparaiso gefunden worden sein, und ich fand jetzt in dem Thale jenes grüne durch Zersetzung entstandene Gestein in allen Stufen seiner Entstehung. Ich zweifle daher nicht, daß jenes Stück gediegenen Goldes aus diesem Thale stammte, das heißt wenigstens dort gefunden wurde. Eigentlich ist das Thal ein Flußbett, aber nur zu gewissen Zeiten, entweder zur Regenzeit, oder wenn plötzlich auf der hohen Cordillera bedeutende Mengen Schnee geschmolzen, ergießt sich ein eigentlicher Strom durch dasselbe. Meistens ist es nur ein kleiner Bach, der sich bald da, bald dort seinen Weg sucht, je nachdem der zuletzt das Thal durchfließende Strom eben Risse und Furchen gezogen. So war es gegenwärtig, und nur an manchen Stellen sammelte sich das Wasser, so daß wir es umgehen mußten.

Mächtige Fluthen aber müssen wohl zu gewissen Zeiten das Thal durchströmt haben, denn die steilen Felswände desselben zeigten allenthalben die Spuren hiervon. Theils fanden sich vollkommen abgeschliffene Stellen, theils Risse und Furchen, welche von großen Steinmassen zeugten, die der Strom vorübergeführt haben mochte.

Eben so lagen allenthalben zerstreut Felsblöcke, vollkommen abgerundet, ja manchmal fast glänzend polirt, welche als kolossale Geschiebe vom Wasser dorthin gebracht worden sind.

Wir beluden uns, oder eigentlich unsern neuen Gefährten W. reichlich mit geognostischen Handstücken, und verfolgten unsern Weg gegen das Ende des Thals zu, wo der Wasserfall war.

Hier und da erlaubten es irgend eine Seitenspalte, oder Klüfte des Gesteins, die Höhe der Felswände zu besteigen, und dort im herrlichen Buschholz schoß ich zuerst den rothbrustigen Staar (Sturnus militaris), einen der schönsten, wenigstens buntesten Vögel jener Gegend, und sah die Quiay (Laurus peumo) oder den Seifenbaum, welcher aber im Innern des Landes noch häufiger vorkommt als hier. Die Rinde wird zur Tuchbereitung benutzt, um demselben Glanz zu geben, und soll, wie man mir sagte, in größeren Quantitäten nach Europa versendet werden, was mich indessen hier eingezogene Erkundigungen bezweifeln lassen. In Chile wird sie ähnlich unserer Saponaria zum Waschen verwendet, und die Damen benutzen einen Absud derselben bei der Toilette, um ihre schönen, glänzenden, schwarzen

Haare noch schöner, noch glänzender, noch schwärzer zu machen.

Während ich nun so auf der einen Seite der Felsen durch Busch und Gesträuche vorwärts kletterte, durchstreifte Bombach die entgegengesetzte, und über das Flußbett riefen wir uns von Zeit zu Zeit zu, damit sich Keiner zu weit entferne. W. hingegen, der an keiner Stelle recht aufwärts konnte, watete auf der Sohle fort und suchte, indessen fruchtlos, nach Goldkörnern. Den Müller hörten wir bald vor, bald hinter uns, bald nahe, bald ferne rufen, singen und schießen. Verfolgten wir nur die Richtung des Thales, hatte er gesagt, so müßten wir uns am Wasserfall treffen. Dies geschah auch endlich, und zwar fast gleichzeitig. Alle aber waren wir erstaunt über die wilde, romantische Schönheit der Felspartie, in welcher wir uns befanden, und über die noch pittoreskere Schlucht, welche wir unter uns erblickten. Wir saßen auf wild umher zerstreuten Felsblöcken, um und theilweise über welche das Wasser rauschte, das hier seine ganze Kraft zu sammeln schien, um wenigstens einigermaßen würdig den mächtigen Sturz zu vertreten, der von Zeit zu Zeit in den Abgrund braust. Neben uns stiegen die Felswände steil an, und hier

waren ganze Flächen vollständig polirt und geschliffen, da bei höherem Stande der Wasser in der verengten Schlucht ein furchtbarer Andrang sein muß.

Selten aber habe ich einen eigenthümlicheren Anblick gehabt als den, welchen die tiefe Thalschlucht, in welche sich die Wasser stürzten, und die gegenüber sich aufthürmenden Berge gewährten. Tief unten in der Schlucht herrschte Dunkelheit, fast Finsterniß, allmälig aber wechselten die Farbentöne und gingen oben in den Spitzen der Berge in das lebhafteste, von der Sonne vergoldete Grün über. Ziemlich zahlreiche Palmen, welche das niedere Gehölz weit überragten, und die Pourretia, die allenthalben an den Felswänden in unserer nächsten Nähe wucherte, erinnerten allein an eine tropische Gegend, sonst hätte man sich kaum von dem Gedanken trennen können, in einer wilden Waldgegend unseres guten, alten Deutschland zu sein.

Bombach war, während ich eine flüchtige landschaftliche Skizze entwarf, auf einen Vorsprung des Felsens geklettert und rief mir zu, ein Gleiches zu thun. Ich folgte ihm und hatte dort den sonderbaren Anblick, das herabstürzende Wasser in der Luft scheinbar vollständig verschwinden zu

sehen. Die Tiefe des Falles betrug etwa zweihundert Fuß (wir maßen sie später mit dem Barometer), und der schwache herabstürzende Strom zertheilte sich bald in einzelne Arme, dann in Tropfen, und endlich in einen feinen Staubregen, welcher an den Wänden der Thalschlucht sich als Beschlag ansetzte, und unten zuletzt wieder zu einem friedlichen Bache ansammelte. „Im Winter und wenn Stürme kommen, geht's anders," sagte der Müller, „da hört man auf Stunden weit das Toben des Waldstroms, aber er taugt zu nichts Solidem, einmal zu viel, einmal zu wenig: darum müssen wir Windmühlen haben."

Wir beschlossen auf Seitenwegen in die Schlucht zu steigen und erkletterten deshalb die linke, weniger hohe Felswand, von welcher es uns möglich erschien, hinabzukommen. Anfänglich ging auch Alles vortrefflich, wir befanden uns auf einem waldigen, sanft abwärts führenden Abhange, und W. meinte, er habe sich einen Urwald ganz anders vorgestellt. Bald aber begann ein rasches Abfallen des Terrains, und in kurzer Zeit mußten wir mit Händen und Füßen zugleich uns weiter helfen. Die Vogeljagd, die uns eben noch manches Exemplar geliefert, wurde aufgegeben und die Gewehre auf den Rücken gehängt. Nur der Müller

blieb oben, streifte nach Vögeln und sagte, er wolle uns auf der Höhe erwarten. Gleichzeitig mit dem steileren Abfallen der Thalwand schien sich aber auch die Vegetation geändert zu haben. Die sanften Kinder der Flora wurden stachlig und widerhaarig. Geschlechtsverwandte der Pourretia traten auf, kleiner als sie zwar, doch mit nicht weniger Stacheln und Haken besetzt. Eben so die Losa (Losa acerifolia), die auch nächst Valparaiso vorkommt, eine Art Nessel, deren Blätter empfindlich auf der Haut brennen und Pusteln erzeugen, die vierzehn Tage lang schmerzen.

So waren wir fast einzig darauf beschränkt, uns an den hervorstehenden Wurzeln festzuhalten, denn Aeste und Blätter versagten uns alle Hülfe, während das allenthalben verwitterte und lockere Gestein häufig schon beim leisen Anstoß in die Tiefe rollte. Bombach, ein rüstiger Kletterer, war ziemlich weit voraus, er sprach keine Silbe, aber sprang oder rutschte, je nach Bedürfniß, unverdrossen weiter. Desto mehr aber lamentirte W., der hinter mir zurückgeblieben, jeden Augenblick rief, er könne nicht weiter, es sei gar kein Weg, sondern eine Mauer, wir würden Hals und Beine brechen! Ich gestehe, daß ich bereits auch schon diese tröstliche Möglichkeit vor mir gesehen hatte,

aber ich wollte einmal in die Schlucht, und so kletterte ich zu, so gut es ging. Ich sah jetzt Bombach nicht mehr, aber er rief mir zu, unten ginge es besser, er habe jetzt eine feste Felswand gefunden, an welcher man sich bequem anhalten könne, ich solle nur über den Wasserriß springen.

Man springt ganz gut über einen Wasserriß, wenn er nicht zu breit ist und horizontal vor uns liegt, aber der fragliche war eine Felsenspalte mit zerbröckelten Kanten und senkrecht vor mir eine Ecke bildend, welche alle Aussicht auf die drüben angepriesene Bequemlichkeit versperrte. Konnte man auf der andern Seite Fuß fassen, und wo?

W. aber, in halb lächerlicher, halb gefährlicher Stellung, erklärte, hier wolle er bleiben und abwarten, bis wir die Hälse gebrochen hätten, nicht für alle Schätze Californiens sei er der Narr, um nichts und wieder nichts in einen Abgrund zu springen. Es lag viel Wahres in der Ansicht des jungen Mannes, der, sonst ziemlich schüchtern, hier aus Furcht Muth bekam, indessen mag es wohl sein, daß ich, eben weil er sich so bestimmt für das Nichtweitergehen aussprach, gerade um die verhängnißvolle Spalte sprang. Ich trat auf einen etwas vorstehenden Stein,

faßte mit beiden Händen an und schwang mich herum. Drüben rollten zuerst eine Menge Gestein und Erdstücke unter meinen Füßen weg, und ich selbst folgte dann nach, etwa zwanzig Schritte halb rollend, halb fallend, indem ich mich auf dem abschüssigen und unsichern Boden nicht halten konnte. Nachdem ich endlich festen Fuß gefaßt, sah ich noch weiter unten Bombach an einer Felsenwand hängen, und, man konnte es an seinen Bewegungen sehen, höchst vorsichtig abwärts steigen.

W.'s Gedanken in Betreff der nicht vorliegenden Nothwendigkeit, die Schlucht zu befahren, wurden mir hier so plausibel, daß ich Bombach zurief, er möge, glücklich unten angekommen, drei Schüsse thun, und hierauf unverzüglich wieder aufwärts zu steigen begann. Nachdem ich die gefährliche Spalte passirt hatte und so plötzlich wieder zum Vorschein kam, überschüttete mich W. mit den schmeichelhaftesten Freundschaftsworten, daß ich so klug gewesen, umzukehren und ihn nicht im Stiche gelassen. „Wir sind ja keine Eichhörnchen oder Affen," sagte er, „denn nicht einmal eine Katze kommt lebendig in dies Höllenloch."

In nicht halb so viel Zeit, als wir zum Abwärtsklettern bedurften, waren wir wieder oben.

Der Müller lag im Grase und lachte, es sei kaum möglich, da hinunter zu kommen, er habe auch schon einmal den Versuch gemacht und wieder abziehen müssen. Als ich ihm sagte, daß Bombach es doch versuchen wollte, und ihm von den verabredeten Signalschüssen sprach, ward er fast bedenklich. Da krachte ein Schuß aus der Schlucht, der mit tausendfältigem Echo aus den Bergen widerhallte. Aber kein zweiter folgte. Wir sahen uns ängstlich an; war er hinabgestürzt und ein Lauf der Doppelflinte hatte sich von selbst entladen? Da folgten rasch aufeinander die zwei anderen Schüsse und rissen uns aus unserer Verlegenheit.

Jetzt kramte der Müller seine geschossenen Vögel aus und übergab mir zugleich einen über drei Zoll langen Käfer, den Prionus mercurius, und noch andere kleine Insecten; auch einen Falken hatte er geschossen, und so war unsere Beute für den Tag nicht unbedeutend. Wir hatten aber kaum eine Stunde ausruhend im Grünen gesessen, als plötzlich Bombach erschien, und zwar zu unserer Zufriedenheit viel früher, als wir dachten, da wir fürchteten, lange auf ihn warten zu müssen. Er sagte, daß er einen bessern Weg gefunden als den abwärts eingeschlagenen, und

wußte Mancherlei zu berichten von der Schlucht selbst; es sei fast ganz dunkel dort, feucht und kalt, Thiere und Pflanzen gäbe es keine, aber er glaube — Gold. Dabei zog er aus der Jagdtasche eine Handvoll glänzenden gelben Sand, und hielt ihn mir hin. W. und der Müller zogen sonderbare Mienen, ich aber mußte leider die Illusion sogleich zerstören, denn ich hatte bereits vor einigen Tagen unweit Valparaiso solchen Goldstaub gefunden, der sich bald als Glimmer aus verwittertem Granit erwiesen, und ohne Zweifel durch den Verwitterungsproceß auch die gelbe Farbe erhalten hatte.

Als wir bald darauf auf dem angetretenen Heimwege an eine lichte und schon ziemlich hoch gelegene Stelle gelangten, sagte der Müller, hier könnten wir Ratten schießen, wenn wir einige Minuten ruhig stehen blieben. Wir wurden jetzt eine Menge von Erdlöchern gewahr, und nachdem wir uns vertheilt aufgestellt hatten, kamen nach kurzer Zeit die Bewohner jener Höhlen zum Vorschein. Es war die Ratte mit dem Büschelschwanze, welche anfänglich den Kopf hervorsteckte und dann mit unendlicher Behendigkeit von einem Loche zum andern lief. Ich weiß nicht, ob die ganze Unterhaltung, welche sich diese Thiere ver-

schaffen, in diesem harmlosen Vergnügen besteht, oder ob nur unsere Anwesenheit sie dazu bestimmte, indessen schossen wir einige. Hierauf stampfte der Müller kräftig mit dem Fuße auf den Boden, und fast in selbem Augenblicke erschien beinahe in jedem der Erdlöcher der Kopf einer Ratte, welcher indessen eben so schnell wieder zurückgezogen wurde. Nach drei- oder viermaligem Aufstampfen aber ließ sich nicht eine einzige mehr blicken. Ich habe, nebenher gesagt, später auf dem Wege von Valparaiso nach Santjago diese Thiere in ungeheurer Anzahl getroffen, und der Boden ist an manchen Stellen buchstäblich unterminirt von ihrem Bauen.

Wir gelangten ohne weitere Abenteuer nach Hause und verfügten uns sogleich in das Haus der Sennorita Dores, bei welcher wir bestellter Maßen unser Mittagsbrot einnehmen sollten. Der Caballero Dores war, wie es schien, auf einer größeren Reise begriffen, denn ich traf ihn noch nach drei Wochen nicht zu Hause. Einige sagten, er sei auf den Viehhandel gegangen, Andere wollten wissen, auf's Paschen in die Cordillera. Dies war uns indessen Einerlei, denn wir hatten es vorläufig blos mit der Küche der Sennorita zu thun.

Das Haus, la Casa, eigentlich nichts weiter als eine Hütte, bestand aus vier Lehmwänden, welche ohne Zwischengebälke mit Stroh und Palmblättern gedeckt waren, und hatte nur ein einziges Gemach, während durch einen Vorsprung des Daches, der auf unbehauenen Baumstämmen ruhte, eine Art Vorgemach gebildet wurde. Im inneren Zimmer standen ein roher Tisch und drei oder vier kleine Stühle, eigentlich Kinderstühlchen. Eigenthümlicher Weise liebt man an der ganzen Westküste Amerikas, so weit die frühere spanische Herrschaft reichte, ganz niedrig, fast hockweise zu sitzen, und wenn auch bei reicheren Leuten moderne Möbeln eingeführt sind, trifft man doch allenthalben beim Volke diese kleineren, niederen Schemelchen, oder ähnliche Bänke. Mit dieser höchst einfachen Einrichtung des Raumes bildete ein Bett einen gewaltigen Contrast, welches am Ende desselben stand und mit dunkelrothem Seidenzeuge überzogen war. Auf einem kleinen, niedrigen Tische stand neben demselben ein alter elender Scherben und ein großer silberner Leuchter. In der Mitte des Gemachs war ein rundes Loch in die Erde gegraben, um Feuer darin anzuschüren, wenn die Witterung unfreundlich war. Nach alter, patriarchalischer Sitte war

es dem Rauche überlassen, irgendwo durch Thür oder Dach nach Belieben sich einen Ausweg zu verschaffen.

Etwa zwanzig Schritte von dieser Hütte stand eine zweite, die Küche und Speisekammer zugleich war, und dorthin verfügten wir uns jetzt. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer, um welches etwa sechs bis acht Töpfe standen, und an den Wänden hingen mächtige, ganz frische und noch rauchende Stücke Ochsenfleisch, dazwischen ein Pferdezaum, ein Schlachtmesser, ein Lasso. Die Sennorita saß auf den Hacken am Feuer, und zwar in ganz außerordentlich einfachem Costüme, nur mit einem einzigen, vollständig unentbehrlichen Kleidungsstücke angethan, über welches aber ein gelber gestickter chinesischer Shawl geworfen war, den bei uns die reichste Dame aus den ersten Ständen hätte tragen dürfen. Sie erhob sich, als wir eintraten, und begrüßte uns freundlich und artig, und wir bemerkten bei dieser Gelegenheit, daß es wirklich eine hübsche und kaum achtzehn Jahre alte Frau war. Dann setzte sie sich aber wieder und schien sehr eifrig beschäftigt, in den verschiedenen Töpfen zu rühren, wobei sie aber kein Auge aufschlug, sondern stets auf den Boden blickte.

Demuth und Unschuld einer kindlichen Natur! dachte ich und bewunderte den über drei Fuß langen Knüppel, welcher als Kochlöffel oder Rührinstrument diente. Aber die sanfte Frau hatte die Augen blos niedergeschlagen, um etwa zehn bis zwölf allenthalben herumlungernde Hunde, welche bereits Allerlei entwendet hatten, herbeizulocken und ihnen dann mit jenem Kochprügel eins über die Ohren versetzen zu können. Dies geschah jetzt plötzlich und mit solcher Energie, daß die Hunde heulend die Küche verließen.

Das Essen war bald fertig und wurde auf einem Gemische von Steingut und Porzellan aus allen Ländern der Welt aufgetragen; indessen war es gut und schmackhaft bereitet, und namentlich mehr nach französischer als englischer Art gekocht, was besonders mir, dem Süddeutschen, sehr angenehm, dem Syrup und Fleisch, gemengt mit Speck, frischem Schweinsblute und Rosinen (der sogenannte Blutpudding der Hamburger Seeleute) ein Gräuel ist. Wir hatten Hühnersuppe, gesottenes Rindfleisch und ein gebratenes, oder vielmehr gedämpftes Huhn, und an Gemüsen Artischoken und Blumenkohl, welche beide dort häufig wachsen und trefflich gerathen. Ganz auffallend war mir das schnelle Gar- und Genießbar-

werden des Rindfleisches; wir speisten von demselben Stücke, von welchem ein Theil noch warm an der Wand hing, denn das Thier war kaum zwei Stunden vorher getödtet worden. Ich habe allenthalben in Chile dasselbe gefunden, während bei uns, auch abgesehen vom Zeitunterschiede des Garwerdens, das Fleisch ganz frisch geschlachteter Thiere immer einen unangenehmen Geschmack hat. Ich weiß keinen andern Grund dafür anzugeben, als daß in Chile alles Vieh frei in Wiese und Wald gezogen wird, und also gleichsam als Wild zu betrachten ist.

Ich verlangte zum Schlusse unseres Mahles Wein, das heißt rothen einjährigen Wein, oder vielmehr Most, der in Conception, einer südlich gelegenen Provinz von Chile, gebaut wird und ein ganz gutes Getränk abgiebt. Man brachte uns denselben in einer Kaffeekanne von englischem Steingut und stellte uns, anstatt der Gläser, Tassen aus einer französischen Fabrik dazu. Dieses Gemenge der verschiedensten Geräthschaften und die Zusamenstellung von Dingen, welche sich nach unseren verfeinerten Begriffen durchaus nicht passen, hat einfach seinen Grund darin, daß jene Landbewohner ihre Bedürfnisse in Valparaiso kaufen, wo und wie sie eben wohlfeil dazukommen, dabei

aber stets den aus Europa kommenden Dingen den Vorzug geben, ähnlich wie es früher bei uns mit englischer und französischer Waare der Fall war.

Wir stellten uns des Abends am Saume eines kleinen Gehölzes auf den Anstand, um Eulen zu schießen, und ich schoß ein schönes Exemplar, die Strix flammea, und Bombach eine Taube, welche sich aber als eine Haustaube erwies, die, Gott weiß aus welchem Grunde, sich verspätet haben mochte. Die letztere wurde dem mittlerweile heimgekehrten Italiener übergeben, bei dessen Brasero wir den Abend wie gestern verbrachten, uns aber zeitig zur Ruhe begaben, da wir des andern Tages eine weitere Expedition beabsichtigten.

Der Müller, welcher unser Führer sein wollte, hatte die Pferde besorgt, was dort mit größter Leichtigkeit geschehen kann, indem auf jedem und auch dem kleinsten Gehöfte stets mehrere Pferde gehalten werden. Als man aber draußen bereits unsere Rosse wiehern hörte, gestand mir W. mit einiger Aengstlichkeit, er habe nie in seinem Leben auf einem Pferde gesessen. Da ich indessen die chilenischen Sättel und das ganze Reitzeug überhaupt kannte und wußte, daß auch ein ganz ungeübter Reiter sich ziemlich erträglich auf den-

selben zu erhalten vermag, so redete ich ihm zu, indem ich ihm den Trost gab, daß er ja immer noch umwenden könne und auf jeden Fall hier zu Lande das Reiten noch lernen müsse.

Wir schlugen zuerst den Weg nach Santjago ein. Dort dehnt sich eine weite Fläche aus, auf der zwar hier und da einiges Buschwerk, wohl auch bebaute Felder und Wohnungen von Landleuten gefunden werden, vorzugsweise aber ist der Boden kahl und hart wie eine Scheunentenne. Indessen ist eben jener Theil des Weges fast immer belebt. Reiter begegnen sich, und Berlochen mit Reisenden, welche nach Santjago gehen oder von dort kommen, fahren mit rasender Schnelligkeit über den festen, zu solchem Wettrennen trefflich geeigneten Boden. Diese Berlochen sind kleine zweiräderige Kutschen, mit einer Gabeldeichsel, in welcher blos ein Pferd läuft. Ein Mann zu Pferde reitet nebenher und lenkt den Wagen, und ein zweiter begleitet ihn. An steilen, abwärts führenden Stellen hängt dieser letztere sein Pferd hinten an den Wagen und hält so, gewissermaßen den Hemmschuh ersetzend, die Schnelligkeit der Fahrt in etwas auf. Geht es aber aufwärts, so spannen sich beide Reiter mittelst starker am Sattel befestigter Rie-

men vor den Wagen, neben das Pferd in der Gabeldeichsel, und man fährt so bald ein=, bald zwei=, bald dreispännig, stets aber, einerlei ob den steilsten Abhang auf= oder abwärts, im rasendsten Galopp. Im Wagen selbst, in welchem nur zwei Personen sitzen können, sind alle Effecten der Reisenden fest eingepackt oder angebunden, um nicht hinausgeschleudert zu werden. Der Reisende selbst hält sich mit Händen und Füßen fest, wenn die tolle Jagd im besten Zuge ist. Ein dritter Reiter endlich treibt zwanzig bis dreißig ledige Pferde nebenher, oder voraus, von welchen von Zeit zu Zeit eines mit dem Lasso gefangen und anstatt des ermüdeten vor die Verloche eingespannt wird. Und das Alles geht mit wildem Geschrei und wüthender Hast vor sich, als hänge Ehre und Leben an jeder verlorenen Secunde. Aber dennoch, trotz der scheinbaren Gefährlichkeit jener Verlochenreise, ist fast nie irgend ein Unglück geschehen, so dauerhaft ist das Lederzeug, so sicher sind die Pferde, und so gewandt und zuverlässig ihre Lenker.

Mitten unter diesem tollen Treiben und wilden Hin= und Herjagen, in welches wir bald fast unwillkürlich mit hineingerissen wurden, machten die schwerfälligen Ochsenkarren einen

ganz eigenthümlichen Eindruck, durch welche ein Theil des Waarentransports zwischen Valparaiso und Santjago betrieben wird.*) Schon auf lange Strecken voraus kündigt sich ein solches Fuhrwerk durch ein ganz sonderbares Knarren und Pfeifen an, welches die unsinnig hohen Räder verursachen, und dabei scheinen die Führer derselben die Schnelligkeit der Verlochen und Reiter durch die unverwüstlichste Ruhe und Langsamkeit compensiren zu wollen. Es sind einem solchen Karren vier bis sechs Paar Ochsen vorgespannt, welche der Treiber mittelst eines an fünf Klafter langen dünnen Stabes mit eiserner Spitze lenkt. Meist halten sich sechs bis acht solche Fuhrwerke zusammen, und legen des Tages kaum mehr als sechs Stunden zurück. Nachts aber hat ein Lager derselben viel Romantisches. Die Wagen sind dann nach Art einer Wagenburg zusammengestellt, in ihrer Mitte befinden sich die Ochsen, dazwischen die braunen, mystisch vom Feuer beleuchteten Gestalten der Treiber mit ihren spitzen Hüten, dem dunklen Poncho und den langen, lanzenartigen Stäben, und dazu klingen die monotonen und doch nicht

---

*) Jetzt braust das Dampfroß über jene Flächen.

unangenehmen Gesänge, welche die Treiber während ihrer Nachtwachen leise ertönen lassen.

Wir bogen jetzt rechts ab und begannen langsamer zu reiten, zum besondern Vergnügen W.'s, der bisher mit hochgeröthetem Gesichte neben uns her galoppirt war, und allmälig kamen wir jetzt in eine waldige Gegend. Zuerst waren größere Strecken, mit dem Espino bedeckt, der Acacia cavenia. Der stachlige Strauch wird theils zu Einfriedigungen von Feldern und Gärten benutzt, theils bedeckt er aber auch, wild wachsend, größere Strecken, und dient dann dem Graswuchse zum Schutze gegen die Sonne, indem er selbst durch seine zahlreichen Stacheln gegen das Abfressen des Viehs geschützt ist. Er hat ein trauriges Ansehen, erst gegen Ende Octobers beginnt er sich spärlich zu belauben, und sieht immer mager und kümmerlich aus. Er wird sechs bis acht Fuß hoch, und es kommen meist in seiner Nähe noch zwei andere Acacien vor, welche wahrscheinlich häufig mit ihm verwechselt worden sind.

Endlich machte der Espino anderem Buschwerke Platz, und nachdem wir einige Zeit durch ein Holz mit hübschem Baumschlag und einzelnen Palmen gekommen waren, senkte sich das Terrain plötzlich, und wir machten an einem Sumpfe Halt.

Außer der Ratte mit dem Büschelschwanze und einigen Geiern und Falken, welche am Wege saßen, und von welchen letzteren Bombach einen schoß, hatten wir bis jetzt kaum ein Thier gesehen. Hier aber kündigte der Müller uns eine reiche Vogeljagd an; wir banden daher die Pferde mit dem Lasso an einen Baum und versuchten unser Glück. Bald kamen wir an Enten, von welchen wir sieben bis acht erlegten. Dann aber schien die ganze Entenbevölkerung rebellisch zu werden, und nachdem sie sich von allen Seiten des Sumpfes lärmend erhoben hatten, beschrieben sie hoch in der Luft einige weite Kreise, und zogen dann ab. Der Müller meinte, wir hätten heute noch das Vergnügen, sie wieder zu sehen, denn sie flögen alle nach dem See zu, welchen auch wir noch besuchen wollten, und wir trösteten uns daher.

Nachdem wir dann aber auch noch mancherlei anderen Vögeln nachgegangen, und darüber eine geraume Zeit verbracht hatten, mahnte der Müller wieder zum Aufbruch, und wir ritten fast anderthalb Stunden lang so ziemlich, was die Pferde laufen konnten, abwechselnd über Berg und Thal. Einzelne ländliche Wohnungen in Mitte ihrer Felder sahen wir zwar, doch nur selten irgend einen Bewohner derselben; indessen

machten wir einmal auf einige Augenblicke an einem Kramladen Halt, der, wie des Italieners Haus, zugleich eine Schenke war, und tranken ein Glas Conceptionswein, den uns ein wirklich grauenhaftes altes Weib kredenzte.

Bald darauf kamen wir in einen ziemlich hochständigen Wald mit eigenthümlichem, aber nichtsdestoweniger sehr schönem Baumschlage. Ich vermag von den dortigen Bäumen nur die Poepigia cyanocarpa zu nennen, einen dreißig bis vierzig Fuß hohen Baum, obgleich der Wald mannichfache Abwechselung bot. An einer Stelle, wo sich das Waldthal fast zu einer Schlucht verengte, standen die Trümmer einer Hütte, auf welche wir kaum Acht hatten, aber der Müller machte uns aufmerksam und versprach uns Abends die Geschichte ihres letzten Besitzers zu erzählen; für jetzt trieben wir die Pferde mit Sporen und Zuruf an, um noch bei guter Zeit den See zuerreichen.

Derselbe hatte wohl eine Stunde in die Länge und kaum weniger in die Breite, und war großentheils mit Rohr und Schilf bewachsen. Eine Strecke weit führten künstliche Dämme durch denselben hin, und hier erschien das Wasser ziemlich tief, wenigstens so, daß man es nicht wagen durfte, den Damm zu verlassen; an anderen Stel-

len aber lagen Felsblöcke und kleinere Steine in seichtem Grunde, wohl auch auf kleinen insel-artigen Erhöhungen, und hier konnte man sich getrost dem Wasser anvertrauen, und eben an solchen Orten machten wir unsere Jagd, da uns, ohne apportirenden Hund, ein in tiefes Wasser fallendes Wild doch nichts geholfen hätte.

Enten waren wieder in zahlreicher Menge vorhanden, und wir hatten eine reiche Ernte, obgleich manches Thier in's Wasser fiel, so daß wir es nicht erreichen konnten. Auch an Wasserhühnern war kein Mangel, ich schoß gleich anfänglich die Fulica americana und Rhynchaea semicollaris in mehreren Exemplaren. Bombach war so glücklich, einen sehr schönen weißen Reiher zu erlegen und wieder einige Geier, mit welchen er, wie es schien, besonders Glück hatte, auch der Müller brachte eine andere Reiherart ein, W. endlich unterhielt sich damit, mit seiner ungeheuren Büchse, auf etwa dreißig Schritte Entfernung, nach einem Stein zu feuern, der wenigstens zwei Ellen breit und eben so hoch war. Da er ihn bisweilen traf und dann jedesmal ein mächtiges Freudengeschrei erhob, so entfernten wir uns immer weiter von ihm, denn natürlich scheuchte er alle Wasservögel aus seiner Nähe, und als wir endlich den

See verlassen und aufsitzen wollten, kam er fast zu Schaden, indem er uns in unüberlegter Hast folgend in's Wasser fiel und sammt seiner verwünschten Büchse ein tüchtiges Bad nahm. Der junge Mann war eben früher kaum aus der Schreibstube gekommen, und des wilden Lebens nicht gewohnt, wie wir es seit einigen Tagen trieben. Ich habe ihn später, da er mich öfter begleitete, tüchtig eingeschult, und er machte sich nicht übel.

Wir schlugen zur Heimkehr einen andern, näheren Weg ein, und hier hatte ich zuerst Gelegenheit, sowohl die Sicherheit der chilenischen Pferde, als auch die Kühnheit zu bewundern, mit welcher man sich auf dieselben verläßt. In kurzer Entfernung vom See befanden wir uns schon in einer wilden und mit grotesken Felsenformen reichlich versehenen Gegend. Bald führte unser Weg steil aufwärts, so daß ich es früher für vollkommen unmöglich gehalten hätte, zu Pferde hinanzukommen, und oben angelangt, lenkte der voranreitende Müller auf einen Pfad ein, welcher kaum einen Fuß Breite hatte, und dessen einer Abhang in bisweilen sehr verfängliche Tiefen führte, während auf der andern Seite, eben so jäh ansteigend, sich eine steile Felswand

befand. Der Müller galoppirte voran auf diesem verwünschten Stege, als befände er sich in Mitte der trefflichsten Chaussee. Ich blickte mich um nach Bombach, welcher den Zug schloß, der hatte seinem Pferde die Zügel auf den Hals gelegt und stopfte sich eine Pfeife; es mußte also keine Gefahr bei der Sache sein, oder es war wenigstens hier zu Lande nicht gebräuchlich, besondere Vorsichtsmaßregeln gegen das Halsbrechen zu nehmen. Ich ritt also getrost weiter, aber indem die Steine unter den Hufen meines Pferdes abbröckelten, und von Absatz zu Absatz springend, endlich unten in der Schlucht durch einen dumpfen Ton ihre Ankunft kund gaben, dachte ich an einen alten Freund zu Hause, der, gewiß ein tüchtiger Reiter, sich doch nicht wenig gewundert haben würde, einen Christenmenschen auf einem solchen Wege reiten, und noch dazu galoppiren zu sehen.

Als unsere Straße wieder breiter wurde und wir füglich die Pferde neben einander gehen lassen konnten, machte ich meine Bemerkungen über jenes verwegene Reiten, aber sowohl Bombach, der schon in Brasilien ähnliche Ritte gemacht, als auch der Müller stimmten überein, daß dieser Pfad ein ganz trefflicher zu nennen

gegen andere im Lande, welche uns ohne Zweifel noch bevorständen, ich würde mich bald daran gewöhnt haben. Es war dies auch in der That der Fall, und ich kann wohl sagen, so sehr es auch europäischen Begriffen von dergleichen entgegen, daß ich später Pfade passiren mußte, auf welchen ich fast froh war, zu Pferde zu sitzen, da ich in der schwindelnden Höhe dem sicheren Bergpferde mehr traute, als meinen eigenen Füßen.

W. erklärte, ihm sei gegenwärtig Alles gleich, denn es sei einerlei, ob er in einer Schlucht dieses verwünschten Landes seinen Geist aufgebe, oder auf der elenden Mähre selbst sterbe. Er war durch die Rast am See steif geworden und hatte sich wund geritten. Wir vertrösteten ihn auf die baldige Heimkunft, und ließen trotz seiner Klagen die Pferde eine gute Strecke tüchtig laufen, bis wir die Besitzung eines Deutschen erreicht hatten, den wir ansprechen wollten.

Auf dem Lande in Chile ist es allenthalben gebräuchlich, kein Haus zu betreten, ohne vorher vom Besitzer die Erlaubniß erhalten zu haben, oder eingeladen worden zu sein. Wir hielten daher im Hofraume unsere Pferde an und ließen durch einen Knecht den Herrn ersuchen, an die Thür zu kommen. Nach einiger Zeit erschien

derselbe mit einem langen, hellen, bis fast an die Knöchel reichenden Ueberrock bekleidet, mit farbiger Halsbinde, bis über die Ohren reichenden Vatermördern und einem Strohhute auf dem Kopfe. Die Daumen hatte er in die Armlöcher der Weste gesteckt, und so geschmückt — es war klar, er hatte sich erst in dieses Costüm geworfen — starrte er uns an, ohne eine Silbe zu sprechen. Der Unglückliche wollte den Engländer spielen!

Der Müller nahm das Wort und sagte, wir bäten ihn um die Erlaubniß, auf einem kleinen zu seiner Besitzung gehörigen See einige Wasservögel schießen zu dürfen.

„Warum?"

„Der Herr hier ist ein deutscher Naturforscher und wünscht diese Wasserhühner auszustopfen."

„Zu was?"

„Um sie mit nach Deutschland zu nehmen."

„Es giebt auf dem See keine Wasserhühner."

„In Menge, und sie sind ja sonst zu nichts zu brauchen."

„Hm! Ich weiß nicht, was Sie mit den Wasserhühnern machen wollen."

„Der Kerl ist ein Narr," rief ich dem Müller

zu, so laut, daß der Pseudo-English-man es natürlich hören mußte. „Kehrt euch, Marsch!"

Wir wandten die Pferde und ritten unsere Wege. Es war dies der einzige Deutsche, sowohl in Chile, als auch am übrigen Theile der Westküste, welchen ich besuchte, der mir nicht freundlich und gefällig entgegenkam; denn der Wahrheit gemäß mag ich es wohl mit Vergnügen aussprechen, daß, so wie die Deutschen sich dort der allgemeinen Achtung erfreuen, sie auch ihre Landsleute, sind sie nur halbwege annehmbar, alle herzlich empfangen und ihnen den möglichsten Vorschub leisten.

Nachdem wir noch einmal in einem Thale gehalten und ziemliche Beute gemacht, wandten wir uns heimwärts und kamen mit der scheidenden Sonne bei den Mühlen an. Daß wir dem rasch aus unseren mitgebrachten Enten bereiteten Mahle der Sennorita kräftig zusprachen, braucht kaum bemerkt zu werden, da wir den ganzen Tag über mit Ausnahme von ein wenig Maisbrot und einem Glase Wein nichts genossen hatten. Wie gewöhnlich wurde der Abend wieder beim Kohlenfeuer zugebracht, geplaudert und weitere Pläne wurden entworfen.

Wir hatten so viele größere und kleinere Vö-

gel erlegt, und überhaupt mancherlei Eingebrachtes zu ordnen, daß schon mit dem unaufschiebbaren Abbalgen der Vögel der größte Theil des nächsten Tages ausgefüllt war. Hingegen wollten wir übermorgen einen zweiten Ritt nach einer andern Richtung hin unternehmen. W. aber, dem ohne Zweifel die Aussicht auf eine wiederholte Excursion zu Pferde nicht sehr reizend erschien, machte einen andern Vorschlag. Ein junger Deutscher, welcher Walter hieß und Leichtmatrose auf einem Bremer Schiffe war, das wohl noch vier Wochen im Hafen liegen mußte, hatte ihm vor seinem Besuch auf den Mühlen versprochen, eine Wasserfahrt mit ihm zu machen, indem ihm ein befreundeter Kapitän seine Jölle leihen wolle. „Ich gehe nun," sagte W., „morgen nach der Stadt und bestelle auf übermorgen Walter mit dem Boote an die Fischerhütten am Strande. Dort treffen wir uns um neun Uhr des Morgens und machen eine Wasserjagd." Der Vorschlag war nicht übel und wurde nach kurzer Berathung angenommen. Was noch nöthig, sollte W. in Valparaiso besorgen; wir Anderen aber beschlossen, unsere gesammelten Naturalien beim Müller zu lassen, der sie demnächst zur Stadt zu bringen versprach, und wollten uns dann am Strande treffen.

Das Gespräch drehte sich jenen Abend fast einzig um Californien, da Reisende, welche des Tags beim Italiener eingekehrt waren, mancherlei von dort erzählt hatten. Unsere deutschen Zeitungen sind vielleicht nie so wahr gewesen, als eben in den Nachrichten über Californien, und ich möchte wohl verbürgen, daß fast die Hälfte von dem, was sie zu jener Zeit dem Publikum brachten, wirkliche Thatsachen waren. Das ganze Leben und Treiben in Californien war in jener Zeit so sonderbar und abenteuerlich, daß es ohne Zweifel niemand nöthig erschien, zu „dekoriren."

Kurz ehe wir uns zur Ruhe begeben wollten, erinnerte der fast schweigsame Bombach den Müller an jene verfallene Hütte, die wir Morgens im Walde getroffen, und fragte, was es damit für eine Bewandtniß habe.

„Ach," erwiderte der Gefragte, „das Haus des alten wahnsinnigen Spaniers! Ich will Ihnen die Geschichte erzählen."

Und er erzählte sie uns. Es war eine einfache Geschichte die vom alten Spanier. Eine Geschichte ohne Liebe und Romantik, ohne Mondschein und Poesie, aber eine solche, wie sie in Revolutionen und Bürgerkriegen häufig vorkommt. Er war mit seiner Frau und zwei noch kleinen

Knaben nach Chile gekommen, und drei andere Söhne wurden ihm noch in seinem neuen Vaterlande geboren. Er war vermögend und geliebt von seinen Nachbarn und Freunden. Da brachen die Freiheitskämpfe aus. Der Vater hielt es mit seinem alten Vaterlande, die zwei ältesten Söhne mit ihm. Die jüngeren waren auf Seite der Patrioten. Der Vater war alt geworden, er mußte zu Hause bleiben, doch die Söhne zogen an einem Tage hinaus, mit gegenseitigem Hasse und unverhohlener Erbitterung, die zwei ältesten zu den spanischen Truppen, die jüngeren zu dem chilenischen Heere. Aber schon nach einigen Tagen brachte man den jüngsten, fast noch einen Knaben, tödtlich verwundet in's Vaterhaus. Er starb in den Armen der Mutter. Die beiden andern, die ebenfalls zu den Patrioten gezogen, fielen binnen Monatsfrist in einem Treffen gegen die Königlichen. Da kam der älteste Sohn nach Hause, er hatte eine Sendung zu einer vereinzelt stehenden Truppenabtheilung im Gebirge, und wagte sich mit Lebensgefahr zum Hause der Eltern. Aber die Mutter fluchte ihm, — er war ja unter den Mördern ihres jüngsten, ihres liebsten Kindes, — und der Sohn floh hinaus in die Nacht, ohne Segen und Mutterkuß. Er ist auch nicht

wiedergekehrt, denn streifende Patrioten erschlugen ihn in den Bergen noch in derselben Nacht. Lange kam jetzt keine Nachricht vom letzten Sohne; der Schauplatz des Krieges hatte sich nach Santjago gezogen, und hatten auch die Aufständischen unter sich Zeichen und Botschaft, der spanisch Gesinnte erhielt keine Nachricht.

Da sprengte eines Tages ein Reiter auf das Haus zu, eine entscheidende Schlacht war geschlagen, die Sache der Spanier verloren, ihre Herrschaft in Chile gebrochen. Der diese Nachricht brachte, war der letzte Sohn, verwundet, flüchtig, todtmüde und verfolgt. Der Vater jagte das Roß mit Messerstichen vom Hause, um die Verfolger auf falsche Fährte zu bringen, und die Mutter versteckte, so gut sie konnte, ihren Sohn, dem sie jetzt den Tod seiner Brüder vergeben. Aber ein chilenisches Haus hat wenig Schlupfwinkel und die Patrioten fanden bald den Flüchtling. Die Mutter fiel besinnungslos zu Boden, der Vater flehte, es war sein letztes Kind! Dann wollte er ihn schützen. Aber sie stießen ihn lachend bei Seite, und erstachen den Sohn vor seinen Augen. Dann legten sie Feuer in's Haus und sprengten weiter. Die alte Frau kam ohne Zweifel im Feuer um, denn man hat sie nicht wieder ge-

sehen, der Vater aber wurde wahnsinnig und starb erst vor einigen Jahren in jener Hütte, deren Ruinen wir gesehen. —

Die Frau des Italieners, welche erfuhr, wovon die Rede, kannte schon aus dem Munde des Volkes die Erzählung und meinte, das sei gräßlich, aber in Buenos Ayres sei es noch anders zugegangen unter Rosa's, indessen sei es nicht gut, davon zu sprechen der Dictator habe einen langen Arm. Es war Thatsache, daß häufig, obgleich ohne Grund, Rosa selbst in Chile gefürchtet wurde, um so weniger war das einer Landsmännin zu verargen.

Fast der ganze andere Tag verging mit dem Abbalgen der Vögel, und am nächsten Morgen, bei guter Tageszeit, nahmen wir Abschied vom Italiener und von dem Müller, und gingen dem Meere zu. Der Weg war kaum zu verfehlen, denn wir durften nur einem der Thäler folgen, welche alle dorthin ausmünden. Da wir hoffen konnten, noch Abends in Valparaiso zu sein, und gesammelte Pflanzen dort einlegen zu können, so richteten wir unser Augenmerk auf's Botanisiren und hatten bei dem reichlichen Pflanzenwuchse auch keine geringe Ausbeute.

Wir trafen an einigen Stellen bebautes Feld

und zwei ländliche Wohnungen, welche kaum romantischer gelegen sein konnten, umgeben von dem dichten dunklen Laube des Niederwaldes, und den zierlichen Gruppen, welche die Quila bildet; und fast begannen wir zu schwärmen über das Glück, in solcher ländlichen Einsamkeit wohnen zu dürfen, als ich plötzlich, etwa in einer Entfernung von zwanzig Schritten vor uns, etwas Braunes und fast metallisch Glänzendes sich heftig hin und her bewegen sah. Es war eine Schlange, welche sich bald hoch aufbäumte, bald wieder zusammenringelte, und offenbar dergestalt mit sich selbst, oder etwas Anderem beschäftigt war, daß sie von uns keine Notiz nehmen konnte. Schon wollten wir nach ihr schießen, da der Platz aber ziemlich frei war, so fand sich hierzu immer noch hinlänglich Zeit, wenn sich das Thier aus dem Staube machen wollte. Wir gingen also langsam näher, und sahen jetzt, daß die zwischen vier und fünf Fuß lange und ziemlich dicke Schlange einen Frosch im Rachen hatte, welchen sie ohne Zweifel kurz vorher ergriffen. Da der Frosch schon zur Hälfte im Rachen war, so konnte man die Schlange ohne alle Gefahr aufnehmen, sie mochte nun giftig sein oder nicht, ich sprang also auch hinzu, faßte sie am Halse und brachte sie sammt

ihrer Beute in eine Blechbüchse. Es war, wie sich später herausstellte, Herpetodryas lineatus und eine vollständig unschuldige Art. Doch wendete ich einige Vorsicht an, als ich in Valparaiso des anderen Tages die Büchse öffnete und die Schlange sich rasch aus derselben zu winden suchte. Sie hatte den Frosch wieder von sich gegeben und er lag todt neben ihr. Später habe ich diese Herpetodryas in allen Theilen Chiles gefunden, welche ich besuchte, und sowohl in Valdivia nicht weit vom Ufer der See, als auch ziemlich hoch oben in den Wäldern der Cordillera. Sie scheint in ihrer Lebensweise große Aehnlichkeit mit unserer Coluber natrix zu haben, und läßt sich leicht greifen, ohne sich zur Wehr zu setzen. Von den Chilenen wird sie übrigens sehr gefürchtet, obgleich sie, wie bereits erwähnt, nicht giftig ist.

Nach einigen Stunden erreichten wir endlich das Ende des Thals. Es begannen einzelne Hütten, und bald kamen wir an die äußersten Grenzen des Stadttheils, welcher die Almendral genannt wird. Nachdem wir in einem jener Kramläden, die dort so häufig getroffen werden, Orangen gekauft hatten, welche eben nicht an überflüssiger Süße litten, gingen wir dem Strande zu, um dort verabredeter Maßen unsere Freunde mit dem

Boote zu finden. Allein es war noch niemand zur Stelle, und da eben am Strande die Sonne meist ganz verzweifelt aufbrennt, so war längeres Warten höchst unangenehm. Wir beschlossen daher vorläufig eine kleine Fahrt auf einem jener Boote zu machen, deren sich die chilenischen Fischer an der Küste häufig bedienen. Diese Boote sind, wie jene im bairischen Gebirge, welche man „Einbaum" nennt, aus einem einzigen Baumstamme gefertigt, und, nebenher gesagt, eines der einfältigsten Dinge, welche man je construirt hat.

Da die Besitzer jener Boote sich meist in der Nähe befinden, so riefen wir einen herbei und wurden einig mit ihm, für drei Realen uns eine Stunde zu fahren. Ich saß an der Spitze des Bootes, Bombach in der Mitte, auf einem quer gelegten Brette, und zwei Fischer nahmen hinten Platz. Als das Fahrzeug mit den Rudern so weit über den Kies des Strandes geschoben war, daß es flott geworden, hatten wir kaum noch einen Zoll Bordhöhe, und jetzt fanden wir, daß bei der geringsten Bewegung von unserer Seite das Boot nothwendig umschlagen mußte. Nicht weit von uns wurde plötzlich ein Wasserhuhn sichtbar, ganz ähnlich dem blauen Taucher, der auch auf Landseen getroffen wird, und Bombach schoß es. Da

der Vogel mit den Flügeln schlug, so stand Bombach auf, um stehend einen zweiten Schuß anzubringen, setzte sich aber auf den gleichzeitigen Zuruf unserer Ruderer augenblicklich wieder. Ich fragte, da ich die Leute nicht verstanden hatte, was sie gesagt hätten, und erfuhr, daß das Boot umschlüge, wenn man aufstände. Dies mußte auch der Fall sein, denn da es keinen Kiel hatte, und wie eine Nußschaale auf dem Wasser schwamm, so war allerdings leicht über jede Untiefe der Küste hinwegzukommen, aber eben so leicht war natürlich das Kentern oder Umschlagen des Boots. Ich erfuhr später, daß dies den Fischern auch nicht selten begegnet, und sie schwimmen dann neben dem umgestürzten Fahrzeuge her, suchen es umzuwenden, oder schieben es wieder dem Lande zu. Wir, ohnedies auch schwerer gekleidet als jene halbnackten Kerle, wollten kein Seebad nehmen, sondern eine Wasserjagd machen. Ohne Zweifel ließe sich unsere Lage sehr launig schildern; wir saßen zusammengekauert auf dem Boden des unglücklichen Baumstammes, auch eben nicht trocken, denn von Zeit zu Zeit schlug eine kleine Welle über Bord, und trauten uns kaum zu rühren, da zudem weiter außen die See natürlich auch bewegter wurde. Dort aber fanden wir wenig Spaß=

haftes in der Aussicht, unfreiwillige Schwimm-übungen anstellen zu müssen, und befahlen den Fischern umzuwenden. Weil aber kaum eine Viertelstunde verflossen war, so glaubten diese wahrscheinlich, ihre drei Realen nicht zu erhalten, und thaten, als verständen sie uns nicht. Da erschien, sehr zu rechter Zeit, Walter und W. mit der Jölle. Wir riefen ihnen zu, und bald lagen wir Bord an Bord, und stiegen, nicht ohne alle Aussicht, den „Einbaum" umzuwerfen, in unser neues Fahrzeug. Die Fischer, welche zuerst ihre drei Realen sehr unterthänig und mit abgezogenen Mützen in Empfang genommen hatten, lachten uns aus, nachdem sie sich in einiger Entfernung befanden, und W., der mit einer geliehenen Matrosenjacke in der Jölle stand und den Seemann spielte, äußerte unverhohlen seine Freude, daß wir „uns auch einmal blamirt" hätten.

Walter und ein Matrose, der ihn begleitete, zogen nun tüchtig die Riemen, indem wir längs der Küste hinfuhren; wir drei Anderen aber vertheilten uns im Boote, um uns im Feuern nicht zu hindern.

Die See ist dort spiegelklar, und da man stets bis auf einige Lachter tief den Grund sehen

kann, geht es bei ruhigem Wetter leicht an, sich den Felsen, die allenthalben spitz und theils vereinzelt, theils in Gruppen vereinigt aus dem Wasser emporragen, auf jede Entfernung zu nähern, sich je nach Wunsch mit dem Boote durch sie hindurchzuwinden, oder auch an einzelnen anzulegen. Kaum habe ich an irgend einer Küste eine so malerische Vertheilung der Klippen getroffen als dort. Bisweilen steigt mehrere hundert Fuß eine steile Felswand an. Dann bilden dieselben wieder kleine Buchten und flache Plateaus, die nur zur Fluthzeit vom Wasser bespült sind und während der Ebbe betreten werden können. Diese Plateaus sind eine treffliche Fundgrube für Muscheln und Seethiere, welche, von der Fluth dorthin geschwemmt, in Vertiefungen des Felsenbodens liegen bleiben, und man trifft häufig dort die Bewohner der Küste, welche Muscheln auffammeln, von denen die meisten eßbar sind. Diejenigen dieser flachen Felsen aber, welche nur von der Seeseite her zugänglich sind, werden von Wasservögeln besucht, die ebenfalls dort ihre Nahrung finden, und, selten gestört, mit Behaglichkeit die von der See im Stiche gelassenen Muscheln und Krabben verspeisen.

Wir näherten uns vorsichtig einer solchen

kleinen Bucht, von welcher, wie es schien, eine Schaar Möven alleinigen Besitz genommen hatte, und schossen vier derselben. Nachdem wir die beiden im Fluge geschossenen und in's Wasser gefallenen Thiere aufgefangen, nahmen wir von ihrer Bucht Besitz und suchten nach Muscheln. Wir fanden eine ziemlich große Art, eine Venus, welche, nach Europa gebracht, als neue Species erkannt wurde, indessen in Valparaiso täglich zu Markte kommt und namentlich von ärmeren Leuten häufig gegessen wird. Dann mehrere Species Balanus, drei Arten eines Chiton, und in Tausenden von Individuen die kleine weiß und dunkelblau gestreifte Litorina peruviana, festsitzend in dem halb mit Wasser bespülten Felsen.

So hatten wir einen guten Anfang, und unsere Seeleute jubelten über die vier so rasch geschossenen Möven, als sei es das kostbarste Wild. Endlich verließen wir die Bucht und hielten uns etwas von der Küste entfernt, um von der Ferne eine neue zur Jagd geeignete Stelle auszufinden, und, seitwärts anfahrend, die Vögel zu überraschen.

Plötzlich tauchte ein Pinguin auf etwa vierzig Schritte Entfernung auf. Da es auf Bombach's Seite war, so gab dieser Feuer, aber obgleich die

Schrote die Wasserfläche um das Thier deckten, so tauchte dasselbe doch allem Anschein nach unverletzt unter, und jetzt feuerte W. in beiläufiger Richtung nach jener Stelle seine beiden Schüsse zugleich ab, und wäre um ein Haarbreit rücklings über Bord gestürzt, in Folge des Rückstoßes der beiden noch dazu wahrscheinlich zu stark geladenen Läufe.

Walter, von dem die Doppelflinte geliehen war, machte ein verdrießliches Gesicht, und Bombach, welcher sich noch von vorhin ärgerte, sprach: „Setzen Sie sich, guter Junge, man kann so gut aus einer Jölle, als aus einem chilenischen Boote fallen.“ Während er aber also Revanche nehmend, seine Flinte wieder lud, erschien der Pinguin wieder an der Oberfläche; ich gab Bombach einen Wink und, nachdem sich dieser augenblicklich zusammengekauert hatte, gab ich rasch Feuer, indem ich nach dem Kopfe des Vogels hielt. Zu meinem eigenen großen Erstaunen senkte sich derselbe auf die Seite und blieb auch ohne eine einzige Bewegung sogleich todt auf dem Wasser liegen. Das dichte und panzerartige Gefieder der Pinguine schützt sie fast immer vor den Schroten, und bei einer etwas weiteren Entfernung soll selbst eine Kugel nicht immer Wirkung

thun. Um so mehr wunderte uns der gegenwärtige Fall. Als wir aber den Vogel an Bord gebracht hatten, fand sich, daß ein Schrotkorn direct durch das Gehirn gegangen, und ein zweites die Halswirbel zerschmettert hatte. Es war ein glücklicher Zufall, denn die Pinguine sind nicht gerade häufig im Hafen und an der Küste, und immer schwer zu bekommen. In der Landessprache nennt man sie Pájaro ninno, d. h. Kindervogel, und sie haben auch in der That, wenn sie auf dem Lande gehen, eine Aehnlichkeit mit einer kleinen, menschlichen Figur. Obgleich sie im freien Zustande fast immer im Wasser leben, scheinen sie doch auch auf trockenem Lande gut fortzukommen, wenigstens habe ich in Lima mehrere gezähmte Exemplare gesehen, welche ganz wohlbehäbig umher spazierten, und ich selbst nahm später von Valparaiso zwei junge Thiere mit, welche rasch zahm wurden, aber später an Bord starben.

Wir legten endlich zwischen einem Haufen Klippen an, der Matrose blieb zur Sicherung des Bootes zurück, und wir durchkletterten die Felsengruppe. Am untern, von der See bespülten Theile fand ich die ersten Seesterne in Chile, Asteracanthion aurantiacus, der ziemlich häufig

dort zu sein scheint. Da nicht anders beizukommen war, so stieg ich bis zum Gürtel in's Wasser und löste so, ohne sie zu verletzen, mehrere Exemplare ab, welche ich später zu Valparaiso in einer Schüssel mit Seewasser mehrere Tage lebend erhielt. Auch zwei Species von Echiniden wurden gefunden, von welchen die eine fast schwarz und mit ziemlich langen Stacheln noch unbekannt war. Die andere Art von Seeigel, größer als die vorige, röthlich und mit kürzeren Stacheln besetzt, wird in vielen hundert Stücken täglich frisch nach Valparaiso gebracht und dort gegessen. Ich fand indessen, daß im Innern fast eines jeden dieser Seeigel sich ein schwarzer Krebs befand, ebenfalls eine in Europa noch nicht bekannte Art, und dieser Miethsmann des Echiniden ist es, den man hauptsächlich speist, obgleich das konsumirende Publikum eigentlich Seejgel zu verzehren glaubt.

W. entfernte sich und kam kurz darauf mit einer Flasche Bordeaux und einigen Maisbroden zurück, welche er neben anderen Vorräthen im Boote versteckt gehabt hatte. Die erste vernünftige Idee, meinte Bombach, welche er entwickele, seitdem er das Vergnügen habe, ihn zu kennen, sie berechtigt zu Hoffnungen für die Zukunft.

Nach einer weitern Fahrt und erneuerter Jagd fing plötzlich der Landwind stark zu wehen an, und nachdem unsere beiden Seeleute eine Zeitlang gegen denselben angekämpft hatten, wobei wir Anderen sie mittelst der überzähligen Ruder nach Kräften unterstützten, fanden wir, daß es unmöglich war, noch heute mit der kleinen Jölle nach Hause zu kommen, da wir später, der Krümmung des Hafens halber, gerade Gegenwind gehabt hätten. Auf die hohe See zu gehen, oder uns wenigstens eine gute Strecke vom Lande zu entfernen, und dann bei Seitenwind den Hafen zu erreichen zu suchen, wäre Thorheit gewesen, da wir Alle wußten, wie rasch bisweilen, ja sogar ziemlich häufig, gegen Abend die See dort stürmisch wird, und die Wellen bereits weiße Köpfe bekamen.

Es blieb also nichts übrig, als irgendwo zu landen, dort im Freien zu kampiren, und morgen erst mit dem Seewinde zurückzukehren. Es war ein Glück, daß wir noch einige Stunden Tag vor uns hatten, und unsere Seeleute eine gute Landungsstelle für das Boot aussuchen konnten. Dies geschah endlich, und wir landeten in einer kleinen Bucht mit ziemlich steilen Ufern, aber eingeschlossen und vor der Brandung geschützt,

so daß weder diese, noch die Fluth dem Fahrzeug Schaden bringen konnte. „Der Alte wird freilich brummen," sagte Walter, als er an's Land stieg, „aber was hilft's, der Teufel kann bei solchem Wetter mit der Nußschaale auf die See."

Zufällig war unser Lagerplatz nicht blos für die Jölle, sondern auch für uns trefflich gelegen. Oberhalb der Felsen war ein Gehölz, und etwa zweihundert Schritte entfernt ergoß sich ein kleiner Bach in's Meer. Während der Matrose beim Boote blieb und zugleich unsere Sachen bewachte, gingen wir Anderen in's Gehölz, um Holz zu holen und an jenem Bache die leeren Feldflaschen und die leere Bordeauxflasche mit Wasser zu füllen. Bombach hieb mit W.'s Jagdmesser eine gute Anzahl Zweige ab, und mittelst einiger Stangen wurde eine Art Laubwand errichtet, welche uns eine Seite deckte, während wir vor dem Landwinde durch einen Felsen im Rücken geschützt waren. Innerhalb der Laubwand hingen wir die geschossenen Vögel, die Gewehre und unsere andere fahrende Habe auf. Dann wurde Feuer angezündet, welches, trotzdem wir nur wenig trockenes Holz gefunden hatten, doch bald erträglich brannte. Soweit war Alles in bester Ordnung, doch sah es mit dem eigentlichen La=

ger, mit dem, auf welchem wir schlafen sollten, weniger gut aus. Moos war nicht zu finden, und die wenigen Blätter, welche wir etwa hätten sammeln können, waren so mit Stacheln und Dornen gemengt, daß nicht daran zu denken war, „auf weichem Blätter-Pfühl" zu ruhen. Wir mußten uns also begnügen, zwei alte wollene Decken, welche Walter und der andere Matrose während des Tages beim Rudern als Polster benutzt hatten, auf den, zum Glück etwas sandigen Boden auszubreiten.

Als Mundvorrath waren das bereits oben erwähnte, an der Sonne getrocknete Ochsenfleisch, Aepfel und Maisbrod vorhanden, für Getränke aber hatte W. besser gesorgt. „Ich kenne meine Leute von den Mühlen her," sagte er, und er hatte, obgleich Alles blos für ein Mittagsmahl berechnet war, einige Flaschen rothen Concepcionwein, desgleichen Ale und noch eine Flasche Bordeaux in die Jölle gestaut.

Aber diese Aussichten auf ein fröhliches Mahl wurden noch unterstützt durch das herrliche Wetter und die reizende Scenerie, welche vor unseren Augen sich zu entfalten begann, nachdem die Sonne gesunken war. Der Mond stieg in voller Pracht hinter den Bergen empor, zitternde Streiflichter

glänzten über die See, die zu unseren Füßen brauste, aber in einiger Entfernung ruhig zu liegen und mit den Strahlen der jungfräulichen Luna zu spielen schien. Dann tauchten Nebelbilder auf aus dem Schooße der alten Thetis, phantastische Formen, toll gestaltet, abenteuerlich beleuchtet und verschwindend wie sie gekommen, entweder um anderen Raum zu geben, oder wieder den sonst glänzenden Spiegel des Meeres zu enthüllen. Hinter uns flüsterten die Blätter mit dem Winde, und nur manchmal fuhr stoßweise eine stärkere Windsbraut durch das Gehölz. Von Menschen aber und ihren Werken war nichts zu sehen, als bisweilen ein schwacher Lichtschimmer, den der vier bis fünf Stunden weit entfernte Leuchtthurm des Hafens in unsere Bucht warf.

Wir fühlten, nachdem wir gegessen, noch keine Lust, sogleich den Schlaf zu suchen, und saßen noch plaudernd und rauchend um unser Feuer, als während einer augenblicklichen Pause im Gespräche plötzlich der Matrose die Hand erhob, und ein Zeichen gab, zu lauschen. In demselben Augenblicke hörte ich im Gebüsche ein leises Knistern, dann aber blieb Alles ruhig. Wir blieben ebenfalls still, und kurze Zeit darauf wiederholte sich das Geräusch. Bombach und ich

hatten gleichzeitig unsere Gewehre ergriffen und Ersterer rief jetzt, rasch aufspringend: „Quien vive?“

„Un amigo!“ war die Antwort. Es giebt vielleicht wenig Wörter, mit welchen die menschliche Gesellschaft größeren Unfug treibt, als eben das Wort amigo, Freund, und so waren wir auf unserer Hut; doch bald trat ein einzelner Mann aus den Büschen, zwar mit einem starken Messer und einer langen Flinte bewaffnet, sonst aber, wie es schien, in friedlicher Absicht. Er sagte uns, er habe unser Feuer gesehen und sich überzeugen wollen, wer wir wären.

Ich bot ihm ein Glas Wein an und lud ihn ein, eine Cigarre mit uns zu rauchen, was er Beides sich gerne gefallen ließ. Mittlerweile war Bombach geräuschlos verschwunden, und kehrte erst nach einer Viertelstunde wieder zurück. Er hatte nach dem Boote gesehen und Spähe gehalten, ob unser neuer amigo wirklich allein sei. Jetzt entwickelte sich auch allmählig der eigentliche Grund seines Besuches. Der Mann, welcher ohne Zweifel in einiger Entfernung ein Gehöfte besaß, hatte Schmuggler oder Zollbediente vermuthet und glaubte von ersteren, wie es wohl häufig der Fall ist, einen billigen Einkauf machen

zu können, denn er fragte mich, nachdem er sich natürlich bald überzeugt, daß wir Fremde seien, wo unsere Waaren wären. Als ich ihm erwiderte, wir hätten keine Waaren, blies er nachdenklich den Rauch seiner Cigarre in die Luft, und meinte dann, er sei ein sicherer Mann. Konnte ich es ihm verargen, daß er mich für den Anführer einer Schmugglerbande hielt, da meine „amigo's" in Europa meinen breitrandigen Hut so oft selbst für einen „Räuberhut" erklärt hatten? Doch sagte ich ihm, wir seien Jäger, und zeigte ihm die geschossenen Vögel, welche er, da sie von den Zweigen verdeckt und vom Feuer nur schlecht beleuchtet waren, bisher nicht bemerkte.

Hatte uns der Mann aber bisher für Schmuggler gehalten, so war es klar, jetzt hielt er uns für Narren. Er lachte ganz unverhohlen und erklärte Alles für muy malo. Man hat nämlich in Chile in Betreff der Zoologie und Botanik zwei große Hauptabtheilungen. Muy malo, sehr schlecht, ist Alles, was nicht eßbar ist, muy bueno, sehr gut, wird alles Eßbare bezeichnet. Ich habe aber bei allen Chilenen noch eine andere Eigenthümlichkeit gefunden, eine wahre Leidenschaft, welche darin besteht, jeden Vogel, der muy bueno ist, mit Blitzesschnelligkeit zu rupfen, um zu

untersuchen, ob er fett sei. Ich habe in Valparaiso später meine abgebalgten und mit Baumwolle ausgestopften Vögel an die Decke gehängt, indem man selbst mit diesen, welche man für frisch ansah, jenes Experiment vornahm.

So hatte unser Freund jetzt eine des Morgens von Bombach geschossene kleine Ente erblickt, er nahm sie herunter, erklärte sie wohlgefällig für muy bueno, blies auf die Brustfedern, und im nächsten Augenblicke stoben auch bereits diese im Winde und wirbelten lustig in die Nacht hinaus. Das „Exemplar“ war auf diese Weise plötzlich zum Wildpret geworden.

Endlich verließ uns unser Gast, und wir legten uns, so gut es anging, zur Ruhe, nachdem wir beschlossen hatten, daß abwechselnd Einer Wache halten solle, und das zwar vorzugsweise des Bootes halber. Die Gefälligkeit der sämmtlich jüngeren Gefährten wollte mich zwar von diesem Wachdienst befreien, natürlich aber ließ ich mir dies nicht gefallen und schwärmend und träumend und an Dinge denkend, an welche man vielleicht in der Fremde sich nicht erinnern soll, blickte ich hinaus in die Mondnacht, während die jungen Leute auf ihrem harten Lager bald entschlafen waren.

Die Nacht verging ohne Störung, und des andern Morgens, mit dem Grauen des Tages, bestiegen wir die Jölle und kamen, da wir nirgend anhielten und guten Wind hatten, noch gerade zeitig genug im Hafen an, um Walter, wie er uns später sagte, das Brummen des Alten zu ersparen.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8 broch. 3¾ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3½ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band 1½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Erste Abtheilung. 2 Bde, 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^5/_6$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^1/_3$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt), Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Diezmann, August, Frauenschuld. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Ernesti, Luise, Zwei Fürstinnen. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Aus alter und neuer Zeit Novellen und Skizzen. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Ernesti, Luise, Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Fels, Egon, Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, General Franco. Lebensbild aus Ecuador. (Zwei Republiken. Erste Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. (Zwei Republiken. Zweite Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Zweite, durchgesehene Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** 8. 3 Bde. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Eine Mutter. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 1/2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1 1/2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Wie der Christbaum entstand. Zweite Auflage des ersten Christbaums.

Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 2. Aufl. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gotthardi, W. G., Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd von, Der Graf von der Liegnitz. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Gusek, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Gusek, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gusek, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Gusek, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1\frac{3}{4}$ Thlr.



